ZEITSCHRIFT

FÜR

PSYCHOTHERAPIE

UND MEDIZINISCHE

PSYCHOLOGIE

MIT EINSCHLUSS

DES HYPNOTISMUS, DER SUGGESTION
UND DER PSYCHOANALYSE

HERAUSGEGEBEN
von

DR. ALBERT MOLL
BERLIN

VIII. BAND, 5./6. HEFT



VERLAG VON FERDINAND ENKE, STUTTGART
1924

Ausgegeben am 27. Dezember 1924

Auf die Anzeige der folgenden Seite wird besonders hingewiesen

Der Verlag der Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie Ferdinand Enke, Stuttgart und der Herausgeber Geh. Sanitätsrat Dr. Albert Moll, Berlin sind übereingekommen, die Zeitschrift in anderer Form weiterzuführen. Es soll die Konzentrierung der einzelnen Arbeiten dadurch stattfinden, dass sie als gesonderte Abhandlungen erscheinen.

Der Titel des neuen Unternehmens lautet infolgedessen

„Abhandlungen auf dem Gebiete der Psychotherapie und medizinischen Psychologie"

Die einzelne Arbeit, die ein bestimmtes Gebiet behandelt, soll 4—6 Druckbogen umfassen, und es sind etwa 6 Hefte im Jahre in Aussicht genommen.

Die ersten drei Hefte werden folgende Arbeiten umfassen:

1. I. H. Schultz, „Die Schicksalsstunde der Psychotherapie".
2. Albert Moll, „Zur Psychologie der Okkultismusgläubigen".
3. Levy-Suhl, „Neue Ziele der psychiatrischen Forschung auf Grund völkerpsychologischer Studien".

Es sind weiter Arbeiten aus dem Gebiete der medizinischen Psychotechnik, der Psychoanalyse und Psychosynthese, sowie allen jenen Zweigen der medizinischen Psychologie und Psychotherapie in Aussicht genommen, die sich in neuerer Zeit immer mehr entwickelt haben.

Inhalt dieses Heftes siehe Umschlag Seite 3

ZEITSCHRIFT

FÜR

PSYCHOTHERAPIE

UND MEDIZINISCHE

PSYCHOLOGIE

MIT EINSCHLUSS

DES HYPNOTISMUS, DER SUGGESTION
UND DER PSYCHOANALYSE

HERAUSGEGEBEN
von

DR. ALBERT MOLL
BERLIN

VIII. BAND



STUTTGART
VERLAG VON FERDINAND ENKE
1924

Hoffmannsche Buchdruckerei Felix Krais, Stuttgart

Med.
Harr.

Inhalt.

Original-Abhandlungen.

Sitzungsberichte.

Buchbesprechungen.

Verschiedenes.

Willensfreiheit.

Von San.-Rat Dr. G. **Flatau**, Nervenarzt in Berlin[1]).

Mit der Frage der Willensfreiheit geht es sonderbar zu. Die Psychologen weisen die Streitfragen gern den Philosophen zu und begnügen sich damit, den Willen so gut oder so schlecht, wie sie können, zu definieren. Keineswegs aber können sie sich den Erörterungen ganz entziehen; ich sehe auch keine Gefahr darin, philosophische und psychologische Gesichtspunkte in Betracht zu ziehen, wenn es gilt, in der Erkenntnis weiter zu kommen. Auf die ausserordentliche Bedeutung der Frage nach der menschlichen Willensfreiheit für das praktische Leben brauche ich hier nicht zu weit einzugehen, es sei aber darauf hingewiesen, dass der Begriff der Verantwortlichkeit ja etwas auf diese engen Beziehungen hindeutet.

Für Wilhelm Stern ist mit dem Begriff der Willensfreiheit auch der der sittlichen Verantwortung ganz eng verbunden. Freilich ist dieser Begriff der Verantwortlichkeit im wesentlichen ein ethisch-rechtlicher, ein sozialer Begriff, und beruht schon auf der positiven Annahme der Willensfreiheit, oder besser noch einer Willensfreiheit. Bekanntlich hat ja der § 51 den Wortlaut, eine strafbare Tat sei nicht vorhanden, wenn der Täter zur Zeit der Begehung der Tat sich in einem Zustande von Bewusstlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistestätigkeit befand, durch welchen die freie Willensbestimmung ausgeschlossen war, woraus sich aber ergibt, dass das Gesetz für alle, auf die die im § 51 genannten Bedingungen nicht zutreffen, eine Willensfreiheit voraussetzt. Es müsste zunächst nun der Begriff des Willens erörtert werden und demnächst der der Freiheit.

Für beide Erörterungen denke ich nicht etwa alle die Lehrmeinungen von den ältesten Zeiten der Philosophie, fein säuberlich geordnet, kritisch vorzutragen und daran meine eigene Ansicht zu fügen. Das erstere finden Sie in den grossen Werken zur Genüge. Für diejenigen, die nicht mit meinem Extrakt zufrieden sind, sind die philosophisch-historischen Daten von Kern (Weltanschauung und Welterkenntnis und Die Willensfreiheit, Berlin 1914) ausreichend zusammengetragen. Viel Nützliches erfährt man auch aus Wilhelm Stern (Grundlegung der Ethik als positive Wissenschaft). Eifrige Verteidiger findet die Willens-

[1]) Vortrag, gehalten in der Berliner Psychologischen Gesellschaft.

freiheit in denen, die den Weltenbau zusammenstürzen sehen, wenn man an die Willensfreiheit und damit an die Verantwortlichkeit rührt.

Gegner erwachsen ihr in den streng naturwissenschaftlich gerichteten Autoren, für die alles auf Ursache und Wirkung, auf Naturgesetz zurückzuführen ist, und nach denen eine Willensfreiheit nicht vorhanden sein kann, da alles Wollen und Handeln determiniert ist. Die religiösen Anschauungen lasse ich hier ausser Betracht. Sie gehen in dieser Beziehung am weitesten.

Fragen Sie freilich, wie diese Autoren sich dann im praktischen Leben verhalten, so werden Sie sehen, dass sie sozial und ethisch doch Ansprüche stellen, die mit der Leugnung eines Maßes von Willensfreiheit nicht in Einklang zu bringen sind. Den Gipfel des Determinismus bedeuten freilich die dichterisch schönen Worte im Wilhelm Meister:

> Ihr führt ins Leben uns hinein,
> Ihr lasst den Armen schuldig werden,
> Dann überlasst ihr ihn der Pein,
> Denn jede Schuld rächt sich auf Erden.

Dass auch eine Ansicht besteht: Es gibt gar nicht das, was der Psychologe unter Willen versteht, womit auch die Frage nach der Willensfreiheit müssig ist, darf nicht verschwiegen werden. Bumke betont indessen, und zwar mit vollem Recht, es werde nie gelingen, den Willen phänomenologisch als eigenartiges inneres Erlebnis aus der Welt zu schaffen. Er zitiert Goethe: „Unser Wollen ist ein Vorausverkünden dessen, was wir unter allen Umständen tun werden. Selbstverständlich kann heute niemand behaupten, der Wille sei da, er präexistiere, sei eine Funktion wie Essen und Trinken und beherrsche die Handlungen als eine primäre Macht. Wer solche Meinungen voraussetzt, macht den Gegnern die Bekämpfung leicht; eine Willenstätigkeit im eigentlichen Sinn kann sich zuerst aus Erfahrung entwickeln, aus Vorstellungen, Gefühlen usw. die erworben werden."

Stellen wir zunächst fest: Es gibt ein seelisches Phänomen, für das wir die Bezeichnung Willen haben, und welches wir in engste Beziehung zu unsern inneren oder äusseren Handlungen bringen. Gehen wir noch weiter. Ich führe Handlungen aus oder vollführe innerlich einen dem motorischen Endeffekt gleichwertigen Akt. Dabei habe ich das Gefühl, dass ich das tue mit dem Bewusstsein, dass ich aktiv und aus mir heraus handle, und dieses eigenartige, sich besonders charakterisierende Erlebnis bezeichne ich mir so, es war mein Wille, das und das zu tun.

Das Aktivitätsgefühl betont auch Külpe als einen sehr wesentlichen Faktor und weist auf die Möglichkeit, dem Problem näher zu kommen durch das Studium der (vollendet) willenlosen Zustände und der Entwicklung der Willenshandlungen. Dem wäre noch hinzuzufügen, dass auch die Beschäftigung mit dem sich entwickelnden Seelenleben

des Kindes und des primitiven Menschen nützliche Bausteine liefert. Ich denke in erster Linie daran, wie wir uns bei träumerisch-willenlosem Denken herausreissen, uns gewissermassen innerlich einen Ruck geben und durch einen Willensakt innerer Art, Ordnung und Zweck in unser Denken hineinbringen. Dabei erlebe ich etwas in unserem Bewusstsein, eine besondere Kraftäusserung, eine intensive Tätigseinsempfindung (eine Besonderheit), deren Ausgang mein Selbst ist.

Ich erlebe das nicht nur, sondern habe das deutliche Empfinden einer Besonderheit dieses Erlebens, welche es von andern inneren Erlebnissen abhebt und welches mir in besonderer Art charakterisiert erscheint. Es ist natürlich den Beobachtern das Aktivitätsgefühl und seine Bedeutung für die Analyse des Wollens nicht entgangen, und man hat sich bemüht, dieses Gefühl von den übrigen Gefühlen, natürlich auch vom Vorstellungsleben, zu sondern. Können Vorstellungen, allein zu Willenshandlungen führen, ist der Intellekt und der Wille, wie Spinoza behauptet, gleichbedeutend? Sind auch die primitiven Handlungen und die Reflexe von Aktivitätsgefühl begleitet? Fangen wir mit der letzten Frage an, so glaube ich, müssten wir sie bestimmt verneinen, sie sind es ihrer Natur nach nicht, sie können es aber unter Umständen sein und durch Willensakte verändert werden. Die auf einen Reiz zwangsläufig erfolgende motorische Reaktion gehört also nicht zu den Willenshandlungen. Sie ist nicht vom Bewusstsein und nicht vom Aktivitätsgefühl begleitet. Sie mag, entwicklungsgeschichtlich betrachtet, als erste Stufe der Willenshandlungen angesehen werden, aber in dem Sinne, den wir zu entwickeln bestrebt sind, ist es keine.

Ich brauche in diesem Kreise natürlich nicht die Elemente der Willensfreiheit aufzuzählen und auseinanderzusetzen; wir können nicht umhin, ehe wir von den weiteren Stufen des Willens sprechen, darauf hinzuweisen, dass eine Willensäusserung auf einen äusseren oder einen inneren Reiz erfolgen kann, das hat sie mit den Reflexen gemein; aber die begleitenden Bewusstseinserscheinungen geben ihr eine besondere Färbung, und das um so mehr, als diese Bewusstseinserscheinungen dank ihrem Gefühlston eine ganz besondere Bedeutung erlangen.

Es herrscht wohl Uebereinstimmung darin, den Gefühlen für die Willenstätigkeit eine grössere Bedeutung zuzuschreiben. Strebungen einfachen Sinnes sind bei allen Willensanstrengungen anzutreffen, sagt Lipps, und die Strebungen ihrerseits beruhen ja auf gewissen Gefühlen. Ich meine, dass diese Strebungen auf eine Veränderung des bestehenden Zustandes abzielen und diese zunächst allgemein als erforderlich empfinden lassen.

Ob man die Strebungen als unklares Begehren bezeichnen will, bleibt dahingestellt. Gemeint ist mit beidem dasselbe. Sobald wir nicht noch von den Strebungen, jenem noch unklaren Drange nach Ver-

änderung sprechen sondern von Streben im allgemeinen (Gefühl), ist damit schon die Tätigkeitsempfindung das Gefühl aktiver Kraft verbunden, der zugehörig gedachte Erfolg tritt klarer hervor. Und nun können wir aus den Elementen jene Komplexe zusammensetzen, die wir als Willenstätigkeit bezeichnen; die in ein bewusstes Endziel umgedachte Strebung, die also eine bestimmte Richtung hat, die Zielvorstellung kann unbehindert zur Energieentladung, zur inneren oder äusseren Willensentladung führen. Ein solch eindeutig motivierter Willensvorgang ist in der Triebhandlung zu sehen, welche somit als weitere Vorstufe der eigentlichen Willensvorgänge gelten muss. Die Triebhandlungen werden im allgemeinen auf die Beseitigung unlustbetonter Zustände abzielen. Die Triebe können sich in nicht willkürliche Bewegung umsetzen und bieten so Aehnlichkeit mit den Reflexhandlungen, doch sind sie in ihrer Eindeutigkeit bewusst.

Schliesslich führen uns diese Betrachtungen zu der letzten Stufe der Willensphänomene. Hier sehen wir aus Streben und bewusstem Begehren die bewusste Erfolghandlung erwachsen, wir sehen also auch, dass die ursprüngliche Zielvorstellung Kontrastvorstellungen hervorruft, dass Motiv und Gegenmotiv in einen Kampf geraten, dass dem ursprünglichen Handlungsplan sich Hindernisse entgegenstellen. Der Enderfolg wird abhängen von der Gefühlsbetonung der Zielvorstellung von der Intensität, die wiederum letzten Endes auf die begleitenden Gefühle zurückzuführen ist, von der Kraft, mit der die äusseren und inneren Hindernisse überwunden werden. Es ist ganz unzweifelhaft, dass das Erleben eines Kampfes der Motive und eines Sieges, aber auch das Erleben einer vom Ich ausgehenden Hemmung einer ursprünglichen Zielvorstellung zu dem Gefühl ausgesprochener Aktivität führen muss und ganz besonders zu dem subjektiven Gefühl von Freiheit in der Entscheidung.

Der naiven Betrachtung wird es sonderbar erscheinen, dass der Hergang der Willenshandlung als ein so komplizierter geschildert wird, und dass bei allem, was man des Tags über getrieben, frei unbeschwert von Hindernissen und Wählen, dass wirklich eins, zwei, drei dazu nötig sei. Da muss man natürlich nicht die schon zu Automatismen gewordenen Handlungen des täglichen Lebens ins Auge fassen, diese in ihrer Gleichartigkeit und Gewohnheit eingeschliffenen Dinge nähern sich zum Teil fast den Reflexen und Triebhandlungen, deren Bewusstseinsbeleuchtung eine geringe sein darf. Das macht sich auch dadurch kund, dass wir häufig uns solcher halb automatisch vorgegangenen Handlung nicht mehr erinnern können. So werden auch die im Beruf ausgeübten Willenshandlungen, sofern ihnen nicht ein besonderes Interesse anhaftete, sich den Automatismen recht erheblich annähern. Die Betrachtung der Motivwahl bei unseren eigenen und den Willensentscheidungen fremder wird uns erst verstehen lassen, welches die Elemente der Willenshandlung sind.

Dass natürlich der Endeffekt nicht in einer motorischen Bewegung zu bestehen braucht, sondern in einem inneren Akt bestehen kann, im Sinne der Lenkung der Aufmerksamkeit oder der Ausschaltung nicht gewollter Bewusstseinsinhalte, habe ich schon angedeutet. Wird doch sogar angenommen, dass die Auslese und Verarbeitung der äusseren Reize einen Willensakt bedeutet und die Aktivität der Psyche dartut.

Wir dürfen also sagen, es gibt einen psychischen Komplex von besonderer Charakterisierung, den wir als Willen bezeichnen können. Wir könnten mit Ribot das Gesagte weiter stützen und beweisen aus den krankhaften Veränderungen des Willens, ich glaube aber, dessen zunächst hier entraten zu können, und komme später andeutungsweise darauf zurück. Man hat darüber gestritten, ob der Vorgang der Motivwahl zur Willenshandlung zu rechnen sei; ich selbst habe keinen Zweifel, dass auch das Wählen zwischen den Motiven einen Willensakt darstellt. Denn Wählen bedeutet doch nichts anderes als die Motive im Gefühl werten und sie je nach dem Ausfall der Wertung annehmen oder verwerfen. Dass das nichts Passives ist, sondern ein Vorgang, in dem wir aktiv sind, ist ohne weiteres verständlich. Wenn ich hier noch einmal auf die Motivwahl eingehe, so meint der Durchschnitt der Menschen, es hätte frei gestanden, auch anders zu handeln, und er würde eventuell in einem gleichen Falle eine andere Entscheidung treffen. Das ist natürlich ein Trugschluss, der aber wohl mit dem Freiheitsgefühl zusammenhängt. Die Umstände verändern sich ja, wenn die gleiche Situation scheinbar gegeben ist, aber die Erfahrungen der Folgen der ersten Motivwahl vorhanden sind und nun ihrerseits ihren Einfluss geltend machen. Es bleibt dabei, dass die Willensentscheidung durch die vorhandene Konstellation gegeben ist. Unter gleicher Konstellation, und dazu gehört auch die psychische und körperliche Einstellung wird auch das Ergebnis der Motivwahl das gleiche sein. Das: Ich würde es anders machen, wenn... ist also nach dem Gesagten abzulehnen.

Selbst wenn man mit Kern den Willen nicht als ein selbständiges bzw. unauflösbares Element unseres Geisteslebens ansieht, und auch in dem Willen nicht die inhaltliche Ursache von Handlungen sieht, muss man doch zugeben, dass er in den Elementen, in die er auflösbar ist, schon vorgebildet erscheint, und dass er als subjektives Erlebnis, als empfundene Aktivität unseres Ich vorhanden ist. An dem Begriff des Willens kann auch festgehalten werden, wie wir noch sehen werden, weil er im Sprachgebrauch mit dem Empfinden sich allgemein deckt, nach Kern auch, weil damit logisch die Einheit zwischen Motiv und Handlung ausgedrückt wird.

Wir wenden uns jetzt dem Teile unserer Besprechungen zu, der sich mit dem Begriff der Freiheit beschäftigt; hier scheinen mir die grösseren Denkschwierigkeiten zu überwinden zu sein. Es handelt sich

um Begriffe und Anschauungen, die als selbstevident jedem in Fleisch und Blut übergegangen sind und, wie es häufig geschieht, wenn man in eine genauere Betrachtung der Begriffe eingeht, scheinen sie an Festigkeit zu verlieren und einem unter den Händen zu zerrinnen. Wir werden von dem allgemeinen Begriff der Freiheit ausgehen müssen, um zu dem engeren der Willensfreiheit zu gelangen. Bergson kommt auf Grund seiner Anschauungen zu dem Schluss, man darf Freiheit überhaupt nicht definieren wollen, damit macht man sie zu einer Sache, sie verfällt dem Mechanismus.

Ich zitiere auch Natorp und weise auf seine Kritik der Bergsonschen Anschauungen hin. Für ihn ist die Freiheit des Willens nur Freisein von dem Gesetze der mechanischen Kausalität; aber sie bedeutet nicht Gesetzlosigkeit, sondern nur Gehorchen andern Gesetzen gegenüber. Mir scheint, dass unseren Bedürfnissen auch diese geistvollen Erklärungen nicht genügen werden. Die früher bei dem ersten Abschnitte gemachten Einschränkungen muss ich hier wiederholen. Nicht auf vollständige Literaturangaben kommt es mir an, nicht auf die möglichst vollständige Aufzählung aller Schulmeinungen, von Aristoteles angefangen, sondern ich will meine Anschauungen so geben, wie sie mir als richtig erscheinen, nachdem das Problem schon lange mein grösstes Interesse erregt hat.

Eine Einschaltung sei mir hier noch erlaubt. Ob man mit Ziehen auf die Unterscheidung des Psychischen und Materiellen verzichtet und den Unterschied lediglich in einer zweifachen Gesetzlichkeit (binomisches Prinzip) erkennt, oder ob man sich darauf beschränkt, die Unterscheidung lediglich in einem veränderten Standpunkt des Erkennenden zu sehen, scheint mir nicht allzu wesentlich. Anerkannt muss jedenfalls werden, dass im Psychischen und im Materiellen Gesetzmässigkeit herrscht; wo aber Gesetzmässigkeit angenommen werden muss, kann von Freiheit im Sinne der absoluten Willkür keine Rede sein, wenn es daher bei Casper-Liman heisst, der Begriff der Zurechnungsfähigkeit knüpfe an die Tatsache der Willkür menschlichen Handelns an, so ist das doch anfechtbar. Es widerspricht allem, was bisher hier auseinandergesetzt wurde.

Wie alles psychische Geschehen muss auch die Willenstätigkeit, wenn ich mich so ausdrücken darf, Gesetzen unterworfen sein. Ungefähr das drückt Naville aus, wenn er sagt: Alles, was der Mensch macht, ist das Produkt seines Willens, aber den Willen aufzufassen als freies Können, als den alleinigen Schöpfer seiner Taten, das ist ein Irrtum. Die menschliche Freiheit ist keineswegs eine unbeschränkte. Sie äussert sich nur in der Möglichkeit zwischen den Möglichkeiten, welche sich schon vor den Willensakten darbieten, zu wählen. Also ein Determinismus mit Kompromissen. Mit Recht ist aber dabei betont worden, dass

das Wählen zwischen den Motiven ein Willensakt ist, er also auch von Gesetzen abhängig ist.

Gegen den Determinismus hat man Einwände erhoben, die mehr auf dem praktischen Gebiet liegen, als dass sie sich wissenschaftlich rechtfertigen liessen. Ist das menschliche Handeln determiniert, sagt man, so hört die Verantwortlichkeit völlig auf; gibt es keine Willensfreiheit mehr, sondern ist alles vorausbestimmt, so ist alles Streben und Wollen umsonst, dann ist nur noch Fatalismus berechtigt. Wenn der Mensch nur das Werkzeug einer höheren Macht ist, ist die Frage, die uns beschäftigt, schon gelöst; denn kann das Werkzeug frei sein?

Unsere Untersuchungen, betone ich, können nur den in eine irgend wie geartete soziale Gemeinschaft hineingeborenen Kulturmenschen im Auge haben. Ja, wir dürfen das Problem noch weiter einengen; denn uns wird doch nur interessieren, wie verhalten wir uns in dem derzeitigen Kulturzustande in unserer staatlichen Gemeinschaft, wie sie zur Zeit entwickelt ist, zu dem Problem der Willensfreiheit. Wir fragen zuerst, wie wir uns zu dem Begriff der Freiheit überhaupt verhalten; wir nehmen als gegeben an, daß er nicht Gesetzlosigkeit, Willkür, Ungebundenheit bedeutet. Was sollen wir als den Gegensatz der Freiheit auffassen, wie verhalten wir uns zu dem Zustande der Unfreiheit.

Ich sage, wir fühlen uns unfrei, wenn dem Ablauf unserer Lebensbetätigung Schranken gesetzt werden, die wir unserem Gefühl nach als unberechtigt und unzulässig werten; wenn ein Zwang zu Handlungen auf uns ausgeübt wird, die wir ablehnen und nicht ausführen würden, wenn eine solche Nötigung nicht hinter uns stände.

Diese Einengung unseres Freiheitsgefühls kennen und werten wir am meisten auf dem Gebiete der politischen, bürgerlichen und Glaubensfreiheit. Sie findet ihr Extrem in dem Unterworfensein unter einen despotischen, seinerseits nicht durch Gesetze gebundenen Willen, in der Sklaverei. Ich glaube gar nicht, dass man so streng zwischen äusserem Zwang, wie er in den geschilderten Verhältnissen zutage tritt, und dadurch gesetzter Unfreiheit und innerem Zwang unterscheiden darf. Wenn auch in den gegebenen Verhältnissen, wie sie dargestellt wurden, die äusseren Einwirkungen sich ganz besonders krass darstellen, so ist doch kein Zweifel, dass auch bei der Betrachtung des inneren Zwanges wir immer wieder auch der Einwirkungen der Umwelt werden gedenken müssen, was bei den vielfachen Beziehungen des Ich zur Gemeinschaft gar nicht anders denkbar ist. Gleichwohl lassen sich die Gefühle der Unfreiheit auf Erlebnisse innerer Art bezogen denken und diskutieren.

Gleichgültig, ob es sich um einen inneren oder äusseren Reiz handelt, der die Elemente der Willenshandlung anregt, so sind doch die zugleich erregten psychischen Vorgänge und deren Resultat die Ursache der schliesslich erfolgenden Willenshandlung. Gibt man nun zu, dass

bei diesen Vorgängen ebenso Gesetzmässigkeit herrscht, wie auch sonst in der Natur, so ist damit einstweilen mindestens soviel gesagt, dass, wie oben schon angedeutet wurde, eine absolute Freiheit — eine Gesetzlosigkeit — nicht herrschen kann.

Aber doch besteht das Gefühl der Freiheit bei uns als Allgemeingefühl und es wäre nur zu fragen, wann wir uns als unfrei, innerlich unfrei, empfinden.

Da behaupte ich, dass schliesslich doch immer die Nichtübereinstimmung unserer Willensäusserungen mit ererbten, erworbenen Gefühlen und gefühlsbetonten Vorstellungen uns unfrei empfinden lässt. Die Möglichkeit solcher Konflikte lässt sich jederzeit aufzeigen und vor Augen führen, und zwar könnte sie empfunden werden nach Ausführung der Willenshandlung und stellt sich dann als Reue und Bedauern dar. Und ich darf hier auf das oben Gesagte über das naive Gefühl des „Haben anders handeln können" verweisen, das die Reueempfindung verstärkt und tiefer empfinden lässt. Sodann sind sie denkbar vor Ausführung der Willenshandlung, wobei die inneren Hindernisse der gewählten Handlung jede Aktivität ausschliessen, oder zu einer ursprünglich gedachten und im Bewusstsein als gut gewerteten Handlung, Triebe oder Begehren in Gegensatz treten, die nun eine anfänglich nicht gewollte Lebensäusserung hervorrufen. Solche Unfreiheit ist natürlich in seelisch-körperlicher Konstitution begründet. Sie stellt sich im Gegensatz zu der normalen Empfindung des Frei- und Ungehemmtseins und lässt sie deutlicher hervortreten. Aehnlich ist das Verhalten, wenn wir zwar zu einer Willenshandlung entschlossen sind, sie aber nicht durchführen können, weil unsere Aktivität, im weitesten Sinne genommen, nicht ausreicht, weil äussere oder unserem leiblichen „Ich" anhaftende Hinderungsgründe vorhanden sind, die unüberwindlich sind oder uns doch so erscheinen. Wir kennen solche Zustände als Unzulänglichkeits- (Insuffizienz-) Gefühl. Diesen Formen der Empfindung der Unfreiheit gegenüber steht nun das allgemein erkannte vom Einzelnen erlebte und auf die Allgemeinheit übertragene Freiheitsgefühl. Dieses führte ja auch dazu, den Begriff einer Willensfreiheit aufzustellen, ihn im praktischen Leben anzuerkennen und die Verantwortlichkeit daraus zu folgern.

Für mich setzt sich also das Gefühl der Willensfreiheit nach dem bisher Gesagten zusammen aus dem auf das „Ich" bezogenen Aktivitätsgefühl, aus dem Gefühl der Wahlfreiheit bei der Motivwahl, welche sich für die Willensäusserung darbieten. Dazu kommt die empfundene Einheitlichkeit unseres Handelns mit unserem gesamten Gefühls- und Vorstellungsleben, womit wir uns als Persönlichkeit der Umwelt gegenüber durchsetzen.

Hier wird eine Zwischenfrage am Platze sein: Ist es denkbar, dass jemand überzeugt ist, vollkommen frei — in dem bisher entwickelten

Sinne — zu handeln, während seine Beobachter aus triftigen Gründen das Gegenteil annehmen?

Diese Frage ist unbedingt zu bejahen. Das beweist schon ein Blick auf die Geisteskranken; bei diesen kann das Krankheitsgefühl so völlig fehlen, dass sie sich ebenso frei vorkommen, wie andere. Wir sind überzeugt, daß das Weltgeschehen gesetzmässig verläuft, mögen wir die psychischen oder die materiellen Erscheinungen im Auge haben. Wir sehen ferner das psychische Leben gebunden an einen Organismus, dessen Funktionen ebenfalls Gesetzen unterworfen sind, wir müssen also gezwungen uns zum Determinismus bekennen. Diesem Postulat, dass unsere Willenstätigkeit determiniert, also nicht frei sei, steht unser Empfinden gegenüber, das Gefühl der Freiheit; wie ich es oben schon auseinandergesetzt und auch kritisch gewürdigt habe. Diesen Konflikt glaubt Kern mit folgender Betrachtung zu lösen. In der objektiven Auffassung erkennen wir uns selbst als einen gleichgearteten Bestandteil der Aussenwelt und erkennen unsere Zusammenhänge mit ihr; darauf stützt sich die deterministische Auffassung. In der subjektiven Auffassung dagegen haben wir lediglich unser „Ich" im Auge, sind wir an dieses gebunden und können alle seine Tätigkeit nur als unabhängigen, also freien Ausdruck seiner Tätigkeit erfassen und seine Bedingungen nur in ihm selbst ermitteln.

Wenn wir dieser von Kern vertretenen Meinung folgen, so ist der eben gezeichnete Konflikt gelöst, wir würden dann das subjektive Gefühl der Freiheit, das von dem Individuum erlebt wird, verstehen können. Freilich ist für unsere Erörterungen damit noch nicht alles gewonnen. Wir müssen nach der objektiven Berechtigung des Begriffes der Willensfreiheit fragen und haben diese Frage zu entscheiden ohne Rücksicht darauf, welche Schlüsse aus einer etwaigen Verneinung zu ziehen sind.

Zunächst ist zu sagen, dass, wenn wir uns genötigt sehen würden, den Begriff der Willensfreiheit fallen zu lassen, dadurch nicht etwa eine Anarchie in der Welt des Rechtes und der Moral ausbrechen würde. Sollten wir veranlasst sein, unsere Anschauungen von Schuld, Strafe und Strafvollzug zu revidieren, so wäre das weiter nicht vom Uebel. Ich widerstehe der Versuchung, weiter darauf einzugehen und stelle fest: Die Begriffe gut und böse, moralisch und nicht moralisch, ethisch und nicht ethisch, sozial und asozial, werden in ihrer Wertigkeit nicht berührt, wenn wir den Begriff der Willensfreiheit nicht annehmen. Wir werden weiterhin das Gute hochschätzen und das Böse tadeln, wir werden anerkennen, dass, auch wenn wir keine Willensfreiheit annehmen, sondern unsere Willensäusserungen determiniert sein lassen, diese auch durch höher geartete Motive bestimmt sein können. Wir werden die Wertung nicht nur unseres eigenen Handelns, sondern auch dessen anderer nach jenen Motiven vornehmen können, nach Gefühlen, die wir ererbt

oder erworben haben, nach Gründen und Ueberlegungen, die auf diese höheren Gefühle gestützt sein müssen. Wir wissen, dass aus den primären Gefühlen der Lust, Unlust, Spannung, Lösung, Erregung, Hemmung, wenn wir der Einteilung von Wundt folgen, sich die höheren familiären, sozialen, ethischen Gefühle entwickeln, dass diese den Strebungen und den daraus sich entwickelnden Handlungen als Grundlage dienen, dass wir nach ihnen die Wertung der Motive vornehmen, dass wir aus der Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit ihnen unsere Werturteile vornehmen, also über Recht, Unrecht, Moralisch, Unmoralisch urteilen.

Zum Erwerb dieser höheren Gefühle bringen uns das Leben, die Erziehung im weitesten Sinne durch Schule, Unterricht und Umgebung. Notwendigerweise wird aber auch die Vererbung im weitesten Sinne, die Anlage und dabei auch die körperliche Konstitution als Grundlage und zugleich als Begrenzung der Erwerbsmöglichkeiten für die weitere Entwickelung der Gefühlsgrundlage in Betracht gezogen werden müssen. So kommen wir zu der Anschauung, dass das Individuum, sobald es als Objekt unserer Betrachtung dasteht, als Produkt aus Anlage, Milieueinwirkung und Erziehung angesehen werden muss.

Das Gesagte dient im wesentlichen nur dazu, die Gesetze, nach denen die Lebensäusserungen des Individuums erfolgen. noch mehr zu präzisieren, aufzuzeigen, inwieweit sie determiniert sind, und dadurch auch die Willensfreiheit als hinfällig erscheinen zu lassen. Nun werden ja die Willenshandlungen im einzelnen noch weiter durch äussere Umstände und die hierdurch hervorgerufene psychische Konstellation bestimmt werden, was z. B. bei den Affekthandlungen sich sehr deutlich zeigt, bei denen die Motivierung sich derjenigen der Triebhandlungen bedenklich annähert. Hierin muss also eine weitere wesentliche Einschränkung der Willensfreiheit gesehen werden, wenn man nach dem bisher Ausgeführten den Begriff für das praktische Leben noch weiter bestehen lassen will.

Nun meint Dubois, man solle dem gewöhnlichen Sprachgebrauch folgen und die Begriffe Willen und Freiheit weiter benutzen. Wir nennen uns frei, wenn wir glauben tun zu können, was wir wollen, und wir fühlen uns frei, wenn kein materielles Hindernis, keine organische Störung sich unseren Willensregungen entgegen stellt. Soweit also das bei jedem vorhandene Gefühl ausgedrückt wird, und da der Sprachgebrauch nur der Ausdruck des Allgemeinheitsdenkens und -empfindens ist, möge die Bezeichnung der Willensfreiheit stehen bleiben, wenn wir infolge der Erörterungen dazu kommen zu sagen: das Individuum ist bestimmt als Produkt von Anlage Erziehung, Umwelt, Konstitution usw., seine Willenshandlungen können nur seiner derzeitigen Konstitution — diese im weitesten Sinne genommen — entsprechen.

Da das Individuum seine geistige Konstitution als etwas eigenes empfindet und die Empfindung des freien Wählens nach einem ihm nicht fremden, sondern als eigen empfundenen Urteil hat, so empfindet es sich als frei.

Ich glaube nicht, dass sich gegen das bisher Gesagte viel wird einwenden lassen und denke, dass wir das bisher Gesagte zusammenfassen können:

1. Eine Willensfreiheit in dem landläufigen Sinne gibt es nicht.
2. Das Gefühl der Willensfreiheit, das jedem normalerweise innewohnt, ist zu erklären als das subjektive Gefühl der nicht behinderten Aktivität.

Das an den Anfang gestellte Thema schiene damit erschöpft; doch hatten wir den Begriffff der Verantwortlichkeit so oft gestreift, dass wir notwendig ihm noch zwei Worte widmen müssen.

Das ethische und das Rechtsempfinden haben den Begriff geschaffen; das Strafgesetz bedient sich seiner.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß unter bestimmten Bedingungen Handlungen erfolgen können, bei denen ein Zweifel besteht, ob der Täter sie ausgeführt hätte, wenn er in dem Sinne Herr seiner Willensäusserungen gewesen wäre, wie es bei dem normalen Menschen der allgemeinen Volksmeinung nach vorausgeestzt wird. Es wird also angenommen, dass unter gewissen krankhaften Veränderungen die Freiheit der Willenshandlungen eine Veränderung erfährt. Das heisst die Erfahrung hat also doch Unterschiede in der freien Willensbestimmung kennen gelehrt bei dem normalen und bei dem nichtnormalen Menschen. Das kann für den Ablauf gelten, sofern Erkrankungen eintreten, durch die die Willenstätigkeit Veränderungen erfährt. Ich erinnere an die Krankheiten des Willens, wie sie von Ribot beschrieben sind. Wir nehmen also zwar an, daß eine freie Willensbestimmung (undeterminiert im Sinne der Willkür) nicht besteht; setzen aber gleichwohl voraus, dass die Allgemeinheit der Individuen, die den Staat bilden, genügend Gefühle auch höherer Art und Vorstellungen aufgenommmen habe, wenn ihre Entwicklung weit genug vorgeschritten ist, um über genügende sittliche Antriebe und sittliche Hemmungen bei ihren Lebensäusserungen zu verfügen. Diejenigen, welche sie noch nicht erworben oder sie wieder verloren haben oder die sie überhaupt nicht erwerben, sind unter Umständen als nicht für ihre Handlungen verantwortlich zu erachten.

Das paragraphierte Gesetz kann gewissermassen nur auf einen schematisierten Normalzustand exemplifizieren und wird annehmen, dass unter sonst gleichen Bedingungen auch ein im ganzen gleichartiger Ablauf der Lebensäusserungen der Individuen erfolgen wird. Es ist also auch unter dem deterministischen Gesichtspunkte Raum dafür, für Handlungen, die gegen das Gesetz verstossen, Ausgleich zu suchen, indem

das Individuum für den der Allgemeinheit oder einem Teil derselben zugefügten Schaden einzustehen hat. In welcher Weise das zu geschehen hat, soll hier nicht diskutiert werden.

Das Gesetz sagt also: wenn X. eine strafbare Tat begangen hat, so sei vorerst anzunehmen, dass er sie auch hätte vermeiden können, weil er Herr seines Willens sei; vom Standpunkte des Deterministen muss man sagen, er konnte sie nicht vermeiden, er musste sie begehen, weil seine derzeitige Konstitution ihn in der Motivwahl für die strafbare Handlung entscheiden lassen musste. Die Analyse des Falles würde ganz sicher auch die zwingenden Gründe ergeben. Indessen das Gesetz zieht ihn zur Verantwortung und straft ihn, weil es Rechtsgüter zu schützen hat und weil nicht nachgewiesen werden kann, dass die Voraussetzungen des § 51 vorliegen.

Deterministisch liegt aber, da wir die objektive Willensfreiheit nicht annehmen, sondern das Handeln kausal und konditional bedingt war, eine Verantwortlichkeit nicht vor, was uns natürlich nicht hindern kann, den erfolgten Rechtsbruch von unserem Standpunkte aus zu missbilligen. Folgerichtig zu Ende gedacht, müsste unsere Ansicht nun lauten: Eine freie Willensbestimmung gibt es nicht — wobei es gleichgültig ist, ob ich denke: der freie Wille ist da und bestimmt das Handeln oder ich selbst bestimme den Willen frei. Folglich kann es auch eine Verantwortung nicht geben. Ist das aber der Fall, so ist auch eine Strafe aus dem Sinne einer persönlichen Verantwortung nicht logisch. Sie ist dann nur noch aus dem Gesichtspunkt des Ausgleiches, des Schutzes, der Abwehr, der Besserung, Abschreckung, eventuell der Heilerziehung gerechtfertigt, da unser Handeln zwar determiniert, aber doch normalerweise nicht ein für allemal determiniert ist.

Dann aber ist der § 51 nur ein besonders ausgesprochener Fall. Hier werden von der Norm abweichende Veränderungen so hohen Grades gefunden, dass weder soziale, noch ethisch-rechtliche Gesichtspunkte in Frage kommen, die eine Bestrafung des Rechtsbrechers zulassen.

Die seelisch-körperliche Konstitution weist hier so erhebliche angeborene oder erworbene Mängel auf, dass an Ausgleich, Besserung oder Abschreckung nicht zu denken ist. Es handelt sich um einen sozialen Schädling, der unter dem Gesichtspunkte der Krankheit zu betrachten ist.

Zwischen dem Normalzustand und diesen extremen Fällen sind die Uebergänge einzureihen, die Psychopathen, die Minderwertigen, oder wenn wir von den Handlungen ausgehen und die Bezeichnung danach wählen, wären zu nennen die Affekthandlungen, die Handlungen in Rausch- und in Schlaftrunkenheitszuständen.

Ein Wort noch zum Schluss, das eigentlich etwas Selbstverständliches sagt: Wir wissen, dass kaum angenommen werden kann, dass die gleiche Konstellation in typischer Weise wiederkehrt — wenigstens

beim Normalen —; immer wird die frühere Erfahrung eine bestimmende und modifizierende Rolle spielen, d. h., wie oben schon bemerkt wurde, eine Willenshandlung ist nicht ein für allemal determiniert, sie läuft nicht zwangsmässig ab, wie ein Reflex, sie kann und wird in ihrer determinierenden Konstellation wechseln, und in diesem Sinne hat das zur Verantwortung ziehen einen besonderen Wert.

Die Freiheit des Willens.

Eine kritische Betrachtung.

Von Dr. **J. Abraham**, Berlin.

Jahrtausende hindurch beschäftigt sich die Menschheit mit dem Problem der Willensfreiheit und ist bisher noch zu keiner endgültigen Entscheidung gelangt. Da mir die entsprechende Literatur in ihren Hauptautoren nicht zur Verfügung steht, mögen vielleicht einzelne Irrtümer in bezug auf die Stellung der wichtigsten Vertreter in meiner Abhandlung mitunterlaufen, doch ist dies wohl nebensächlich. Das Wesentliche sind die Gründe, die ich für die Freiheit des Willens vorzubringen versuche.

Mit den Anschauungen der Alten will ich mich hier nicht befassen. Von den Neueren kämen als wichtigste Kant und Schopenhauer in Frage, und von den Naturwissenschaftlern, die sich mit dieser Frage besonders beschäftigt haben, vornehmlich Dubois-Reymond und Haeckel.

Nach der „Kritik der reinen Vernunft" (ich zitiere nach Doering: Das Lebenswerk Kants) kann die theoretische Vernunft nicht erkennen, ob es wirkliche Willensfreiheit gibt, sie kann aber auch nicht beweisen, dass es keine geben könne. Ob Willensfreiheit oder nicht, ist nicht Sache des Erkennens, sondern des Glaubens. Unsere praktische Vernunft zwingt uns dazu, die Freiheit unseres Willens zu glauben, d. h. als wirklich anzunehmen.

Schopenhauer schreibt in seiner Preisschrift „Ueber die Freiheit des Willens": Das Selbstbewusstsein eines jeden sagt sehr deutlich aus, dass er tun kann, was er will. Da nun auch ganz entgegengesetzte Handlungen als von ihm gewollt gedacht werden können, so folgt allerdings, dass er auch Entgegengesetztes tun kann, wenn er will. Dies verwechselt nun der rohe Verstand damit, dass er in einem gegebenen Fall auch Entgegengesetzes wollen könne, und nennt dies Freiheit des Willens. Allein, dass er in einem gegebenen Fall Entgegengesetztes wollen könne, ist schlechterdings nicht in obiger Aussage enthalten, sondern bloss dies, dass von zwei entgegengesetzten Handlungen er, wenn er diese will,

sie tun kann, und wenn er jene will, sie ebenfalls tun kann. Ob er aber die eine sowohl als die andere, im gegebenen Falle, wollen könne, bleibt dadurch unausgemacht.

An anderer Stelle: Es ist durchaus weder Metapher noch Hyperbel, sondern ganz trockene buchstäbliche Wahrheit, dass, sowenig eine Kugel auf dem Billard in Bewegung geraten kann, ehe sie einen Stoss erhält, ebensowenig ein Mensch von seinem Stuhle aufstehen kann, ehe ein Motiv ihn wegzieht oder treibt; dann aber ist sein Aufstehen so notwendig und unausbleiblich, wie das Rollen der Kugel nach dem Stoss.

Dubois-Reymond erwähnt in seinen „Welträtseln“ als VII. die Frage nach der Willensfreiheit, verhält sich aber (nach Haeckel) bezüglich derselben, welches praktisch das Wichtigste ist, unentschieden. Haeckel endlich sagt, die Willensfreiheit ist gar kein Objekt kritischer wissenschaftlicher Erklärung, da sie wie ein reines Dogma nur auf Täuschung beruht und in Wirklichkeit gar nicht existiert.

Im folgenden möchte ich zu beweisen versuchen, dass die Freiheit des Willens vorhanden ist, und dass nicht alles „nach ewigen, ehernen Gesetzen“ geschieht.

Zu dem Zwecke müssen wir uns vergegenwärtigen, dass wir nicht ohne Grund die leblose Natur von der lebendigen unterscheiden. Was das Wesen des Lebens ist, das können wir nicht ergründen; jedenfalls ist dies bisher nicht gelungen. Nur soviel steht fest, dass alle leblosen Dinge den Naturgesetzen gehorchen, und dass jeder Körper als solcher allein die Lage behält, solange nicht eine Kraft von aussen auf ihn einwirkt. Aus eigenem Antrieb erhebt sich kein Stein vom Boden, aus eigenem Antrieb bewegt sich kein Stein von der Stelle.

Bei lebendigen Wesen ist es aber anders. Jede Bewegung, die das Tier oder der Mensch ausführt, die nicht durch äussere Veranlassung herbeigeführt ist, wird durch seinen inneren Trieb, seinen Willen hervorgerufen. Während man aber alle Geschehnisse in der leblosen Natur auf bestimmte Kräfte, die man wägen und messen kann, zurückzuführen in der Lage ist, fällt dies bei lebenden Wesen fort: das Denken, Wollen, Fühlen sind wirkliche Imponderabilien. Die Auffassung, die zu Büchners Zeiten vertreten wurde, dass der Gedanke ebenso ein Produkt des Gehirnes ist, wie der Speichel ein solches der Speicheldrüse, wird wohl von keinem mehr vertreten. Da das Denken aber sich nicht mit den physikalischen Kräften in eine Reihe stellen lässt, kann man darauf auch nicht die allgemeinen Naturgesetze anwenden.

Wenn nun aber alles Geschehen, wie viele Naturwissenschaftler annehmen, notwendig ist, so sind es alle Handlungen ebenso. Daraus erklärt sich auch die Auffassung, wenn es einen allumfassenden Geist gäbe, dass dieser die Handlungen eines jeden Menschen vorauswissen müsste.

Sind aber sämtliche Handlungen für alle Ewigkeit unverrückbar vorausbestimmt, dann wäre niemand für seine Taten verantwortlich, ebensowenig wie der Stein, der beim Fallen einen Menschen totschlägt.

Dieser Voraussetzung eines allwissenden Wesens liegt aber unbewusst ein logischer Irrtum zugrunde. Dieses Wesen, der Laplacesche Geist, ist nur denkbar für die leblose Natur, wo sich durch Berechnung jedes Ereignis voraussagen lässt, aber nicht bei lebendigen Wesen; deren Denken, Fühlen, Wollen sind eben unberechenbar. Wenn ein Physiker ein Experiment macht, dann kann er bei allen Versuchen voraussagen, welches Ereignis eintritt. Das gleiche gilt aber nicht für das lebende Wesen. Seine Gefühlssphäre liegt ausser dem Bereich jeder Berechnung. Welchen Maßstab kann man an die Phantasie eines Dichters anlegen oder an Traumvorstellungen?

Die Seele oder wie man das Nichtmaterielle bezeichnen will, lässt sich nicht durch irgendwelche Hilfsmittel berechnen. Wenn sie auch mit dem Körperlichen verbunden ist, so ist sie doch eine andere Kraft als die Elektrizität, die Schwerkraft. und wie die Kräfte sonst heissen mögen. Dass sie selbst nicht etwas Körperliches ist, braucht man wohl nicht erst zu betonen. So bleibt nur übrig, anzunehmen, da sie Körperliches in Bewegung setzt, dass sie eben eine Kraft für sich ist, deren Wesen wir ebensowenig kennen, wie das Wesen der anderen Kräfte.

Schopenhauer schreibt, „dass man über seine eigenen Glieder verfügen kann, ist selbstverständlich, daran zweifelt wohl kein vernünftiger Mensch.“ Aber das ist doch eigentlich der Kernpunkt der Sache. Dass der Wille selbst frei sein soll, dass ich zu gleicher Zeit dies und jenes wollen kann, das hält er für den Kernpunkt. Das ist aber natürlich unmöglich. Zwei Personen können zu gleicher Zeit Gleiches oder Verschiedenes denken, bei drei Personen ist es ähnlich. Aber unser Denken geschieht zeitlich, d. h. im Nacheinander, wenn die Zeitspannen auch unendlich klein erscheinen, folglich, da es im Wesen des Denkens liegt, kann der Einzelne nicht zu gleicher Zeit Verschiedenes denken und wollen. Denn ohne Denken gibt es kein Wollen. Im übrigen ist unser Wille unbegrenzt, der Mensch kann alles wollen und, wenn Goethe sagt: „Die Sterne, die begehrt man nicht, man freut sich ihrer Pracht“, so kann man sie doch begehren. Der Wille ist schrankenlos, das Wesentliche ist, ob ich über mein Tun frei verfügen kann, und mein Tun ist von meinen Kräften abhängig.

Die Beispiele, die Schopenhauer vom siedenden Wasser, der Welle vorbringt, dass sie, wenn sie denken könnten, ihre Bewegung auch für frei halten würden, beruht auf dem Irrtum, dass er die Fiktion des Denkens bei rein mechanischen Vorgängen anwendet und vergisst, dass denkende Wesen sowohl durch inneren Antrieb wie durch reine mechanische Kräfte in Bewegung gesetzt werden können. Er zitiert auch die

Worte Goethes: nach ewigen, ehernen Gesetzen müssen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden. Das würde nichts anderes bedeuten als unsere Ohnmacht, in das Geschehen irgendwie einzugreifen.

Entweder haben wir Einfluss auf die Ereignisse in der Welt durch unseren Willen, oder aber es geschieht alles mathematisch-physikalisch nach ewigen, ehernen Gesetzen. Selbst die freie Verfügung über unsere eigenen Glieder wäre dann nichts als Selbsttäuschung. Man käme aus dem Dilemma nicht heraus. Nach meiner Ansicht liegt der Kardinalfehler in der materialistischen Auffassung, dass alles, was geschieht, ebenso wie in der anorganischen Natur auch in der organischen, lebendigen vor sich gehen müsste.

Das Rätsel zu lösen, wie der Geist oder das Leben auf das Geschehen wirkt, erscheint vorläufig noch unmöglich; darum kann man aber nicht behaupten, dass der Geist nicht auf die Aussenwelt einwirken kann. Wenn Schopenhauer sagt, dass es noch niemand eingefallen ist, zu behaupten, dass der Mensch über seine eigenen Glieder nicht frei verfügen kann, so widerspricht er sich in obigen Beispielen eigentlich selbst. Denn damit würde die Freiheit des Handelns bei jeder andern Person, auch bei jedem Tier angenommen. Wenn aber alle nach eigenen Willen handeln können, ist damit auch selbstverständlich die Freiheit des Handelns für alle lebenden Wesen nachgewiesen.

Unsere Selbstbeobachtung lehrt uns aber: unsere Wünsche erscheinen unbegrenzt, ebenso unsere Phantasie, aber unser Handeln ist durch die Naturgesetze begrenzt, es kommt auf das Maß unserer Kräfte an. Ob ich meinen ausgestreckten Arm nach links oder rechts bewege, ob ich eine Kehrtwendung nach links oder rechts mache, ist in bezug auf den Kraftaufwand ganz gleich, ebenso ob ich einen Stein in einer Richtung werfe, in der ich niemand beschädigen kann, oder in einer anderen, in der ich einen Menschen verletze. Mit der gleichen Kraft kann man ein Messer in die Luft oder in eines Menschen Kehle stossen, an dem Prinzip der Energie wird dabei nichts geändert. Aber der Wille bringt in letzterem Falle ein Verbrechen hervor, und der Wille an sich ist in dieser Hinsicht nicht abhängig von den Naturgesetzen, sondern nur das Maß seiner Durchführung.

Wenn ein Künstler ein gut gestimmtes Klavier vor sich hat, dann kann er natürlich richtig oder falsch spielen; sind aber Mängel darin vorhanden, so kann er beim besten Willen nicht richtig spielen. Das würde bei diesem Beispiel bedeuten, wenn das Gehirn oder ein sonst durch den Willen zu beeinflussendes Organ krank ist, dann kann auch der Wille nicht zur Geltung kommen. Wenn durch eine Blutung im Gehirn der Arm gelähmt ist, dann kann der Arm nicht durch den Kranken selbst bewegt werden, obwohl dies durch eine andere Person oder durch eine Maschine bequem ausgeführt werden kann. Man sieht es

auch bei Sprachstörungen. Der Kranke kennt die Gegenstände, kann sie aber nicht benennen, oder benennt sie falsch, weil die Nervenbahnen, gleichsam die Saiten oder Tasten des Klaviers, in Unordnung geraten sind. Der Wille an sich beim normalen Menschen ist frei, wenn man sich erinnert, dass unser Denken zeitlich abläuft, und dass wir darum eine Handlung gegen die andere abwägen können, ohne zu einer bestimmten durch ein Motiv gezwungen zu sein.

Was sind denn Motive: Sie sind, wie der Name sagt, die Beweggründe für eine Handlung. Nun gibt es aber auch Handlungen ohne Motive, wie die Reflexhandlungen. Einen Teil der Reflexe können wir durch unseren Willen unterdrücken. Bei den Handlungen aus Motiven ist es eigentlich eine Tautologie, wenn wir sagen, wir sind durch das Motiv gezwungen, so zu handeln; der Wille treibt uns, eine Handlung zu begehen, d. h. unser Wille ist das Motiv. Und ich kann durch meine Ueberlegung dem Willen eine andere Richtung geben, bin also nicht gezwungen, unter gleichen Umständen im nächsten Augenblick in gleicher Weise zu handeln, ich kann meinen Willen unterdrücken, aber nicht durch mechanische Kräfte, sondern allein durch das Denken. Jeder Mensch kann, wenn er will, zu einer Zeit etwas tun, was er für recht hält, aber auch umgekehrt, was er für unrecht hält. Beim physikalischen oder chemischen Experiment muss dagegen stets unter gleichen Bedingungen der gleiche Erfolg auftreten. Der Analogieschluss von der leblosen auf die belebte Materie ist hier, wie so oft bei Analogieschlüssen, irrig.

Wenn Schopenhauer meint, dass sich jemand auf Grund der Motive so bestimmt verhalten müsste, wie bei einem physikalischen Experiment der Erfolg sicher eintritt, so irrt er wohl in der Voraussetzung: Die Motive, d. h. der Wille, veranlassten das Aufstehen; wenn jemand aufstand, tat er es aus bestimmten Gründen. Wie sollte es denn anders sein? Es handelt sich nur darum, ob unter gleichen Bedingungen nicht ein anderer Wille vorhanden sein kann, nämlich ruhig sitzen zu bleiben. Und dass darin der Wille frei ist, erscheint zweifellos. Es liegt kein mechanisches, physikalisches oder sonstiges Gesetz vor, von dem der Wille abhängig wäre. Jeder Schritt des lebenden Wesens, jede noch so leise Bewegung ist eine Handlung gegen die Schwere und hängt nur von dem Willen ab.

Es würde auch, bei rein mechanischer Auffassung der Welt, unsinnig sein, irgendwie in den Lauf des Schicksals oder der Ereignisse eingreifen zu wollen; jeder Versuch, einen Kranken zu heilen, würde doch Täuschung sein, wie es auch von verschiedenen Philosophen aufgefasst worden, das Denken wäre gleichsam nur der Spiegel der Geschehnisse, ein psychophysischer Parallelismus. Jede Verantwortung müsste fortfallen, die ganze Menschheit wäre dann nichts weiter als Automaten, die ganze Welt demnach nichts anderes als ein Marionettentheater.

Sieht man aber ein, dass unser reines Denken, Wollen und Empfinden nicht von den materiellen Kräften abhängig ist, dass es sich nicht wie die Schwere oder Elektrizität nach bestimmten Maßen berechnen lässt, sondern dass es ausserhalb der mechanischen Naturgesetze steht. dann fällt dieses Dilemma fort.

Wir verstehen dann, wie es möglich ist, durch unseren Willen Eisenbahnzüge gegen die Schwere bergauf zu bewegen. Wir stossen nicht die Naturgesetze damit um, sondern unser Wille bringt uns nur dazu, die Naturgesetze nach unserem Belieben anzuwenden, und der Ausspruch des Archimedes ist kennzeichnend:

„Gebt mir einen Standpunkt ausserhalb der Erde, und ich hebe sie aus ihren Angeln.“

Eine neue Methode zur psychologischen Erforschung des Rechnens.

Vorläufige Mitteilung von **Isaak Spielrein.**

Mit 1 Abbildung.

Diese Mitteilung soll nur in aller Kürze das bereits Erreichte wiedergeben und eine weitere Bearbeitung und Verfeinerung der Methode möglichst früh anregen. Eine ausführliche Darstellung meiner Versuche kann noch nicht gegeben werden, solange die Versuche noch nicht abgeschlossen sind. In dieser späteren Darstellung werde ich auch eingehend über die benutzte Literatur und über den unmittelbaren Anlass zur Arbeit berichten.

Die Hauptschwierigkeit, die Rechenprozesse mit Hilfe der Selbstbeobachtung zu erforschen, liegt darin, dass Kinder, denen diese Prozesse noch erhebliche Schwierigkeiten bereiten, unfähig sind, sie zu beschreiben. Bei Erwachsenen ist aber die Rechenleistung so mechanisiert, dass man geneigt ist, von einer blossen Gedächtnisleistung zu sprechen. Die feineren Unterschiede zwischen einzelnen Rechenaufgaben sind auf dem Wege der Selbstbeobachtung nicht zu ermitteln. So musste meine erste Aufgabe in der Auffindung einer geistigen Tätigkeit bestehen, die dem gewöhnlichen Rechnen gleichwertig ist und doch so neu und schwierig, dass der Verlauf der Vorstellungen wesentlich verlangsamt wird und die Beobachtung der einzelnen Prozesse ermöglicht. Eine solche geistige Tätigkeit fand ich im Rechnen nach einem nicht dekadischen System. Nur dürfte man die Zahlen dieses neuen Systems nicht mit bereits geläufigen Zahlwörtern unseres Systems benennen, die allerlei assoziative und gefühlsmässige Nebenvorstellungen bereits besitzen, während gerade die Ent-

stehung solcher Nebenvorstellungen mit zu den interessantesten Erscheinungen der Rechenpsychologie gehört[1]).

So war die zweite Aufgabe, neue Namen für das nicht dekadische Zahlensystem zu finden. Dabei musste drittens beachtet werden, dass die Reihenfolge dieser Namen, vor Beginn des Rechnens feststünde, wie auch dem Schüler die Reihenfolge der Zahlen bekannt ist, ehe er zu rechnen beginnt. Ich entschloss mich für einen Memoriervers und zwar für den bekannten Satz: „**Die Katzen Litten** grosse Not" aus dem Struwelpeter, dessen 8 Silben dann, nach ihren ersten Buchstaben benannt, ein enneadisches Zahlensystem mit den Zahlen d, k, z, l, t, g, s, n, bildeten. Die neunte Zahl der Reihe war dann dO geschrieben und „dezig" benannt, und so hiessen auch die ferneren Enneaden: kO (kazig) zO (zetzig) lO (elzig) usw.. Die Zwischenglieder wurden benannt dd, dk, dz . . . .) deunddezig, kaunddezig usw..

Da es sich um Selbstbeobachtung handelte und um lange Versuchsreihen, so kam es weniger auf die Anzahl als auf die Auswahl der Versuchspersonen an. So habe ich an mir selbst Versuche mit Addition, Subtraktion und Multiplikation vorgenommen; die Kontrollversuche mit Herrn stud. med. Gustav Steinschneider und mit Frau Ruchel Spielrein sind bis jetzt noch nicht über die Addition hinausgekommen.

Die Versuchsanordnung ist sehr einfach. Auf 16 Kartonzetteln sind die 8 Buchstaben von d bis n je 2mal geschrieben. Diese Zettel werden durcheinandergemischt. Dann nehme ich zwei davon und lese erst den einen dann den andern Buchstaben ab. Beim Lesen des zweiten Buchstabens setze ich eine $^1/_5''$ Uhr in Gang. Sobald mir das Ergebnis klar wird, stoppe ich die Uhr und notiere die Aufgabe, die Antwort, die gebrauchte Zeit und die Erlebnisse, die zwischen dem Erfassen der Aufgabe und dem Ergebnis liegen. Bei anderen Vpn. lese ich die beiden Summanden nacheinander, mit einer deutlichen Pause laut ab. Die Protokolle über die Erlebnisse werden von den Vpn. selbst geführt. Werfe ich eine Frage ein, so wird sie besonders protokolliert. Vor Beginn der Versuche wurden die Versuchspersonen gewarnt, die Zahlenbedeutung der Buchstaben festzustellen, die Aufgaben mit Hilfe des dekadischen Systems lösen zu wollen, oder sich irgendwie mit dem Rechnen nach dem enneadischen System ausserhalb der Versuche zu beschäftigen.

Für die Subtraktion gebrauchte ich 16 andere Zettel, von d bis ds (ds = n + n). Hier hatte ich bei jedem Paar zu entscheiden, welche Zahl

[1]) Darüber mehr in meiner Arbeit: „Ueber schwer zu merkende Zahlen und Rechenaufgaben" in der Zeitschrift für angew. Psychologie, XIV, ($^3/_4$), 1919, 146—194, deren Fortsetzung diese Mitteilung ist. Die Hauptgedanken jener Arbeit sind: 1. Die Zahlen 3, 7, 13, 17 usw. besitzen eine Unlustqualität. 2. Diese Unlustqualität entsteht während des Rechnens mit diesen Zahlen durch die besonderen Verhältnisse des dekadischen Systems. 3. Diese Unlustqualität ist der Grund für die Verwendung der besagten Zahlen in Kultus, Mythe, Aberglauben und auch in der „Symbolik des Unbewussten."

die grössere ist und dann die Differenz zu finden. Jede Reihe umfasste 8 Aufgaben (16 Zettel à 2 gruppiert). Ich hatte an mir 35 Additionsreihen, 15 Subtraktionsreihen und 10 Multiplikationsreihen, im ganzen also 48 Versuche durchgeführt. Von Herrn St. und meiner Frau habe ich bisher nur 10 Additionsreihen.

Ich berichte nur kurz über die Hauptergebnisse der bisherigen Versuche:

1. Einige Hilfen und Vorteile des dekadischen Systems werden unter veränderten Umständen verwendet. So wird n (8) sofort mit 9 assoziiert und verstanden, dass $x + n \equiv dO + x - 1$. Auf diese Weise entsteht bald

2. ein Vertrautheitsgefühl gegenüber n, dem sich ein ähnliches Gefühl gegenüber d (1), k (2), z (3), anschliesst. Während diese drei kleinen Zahlen sofort als entsprechende Zahlen des dekadischen Systems wiedererkannt werden, widerstreben die anderen Zahlen einer solchen Verwechslung (Vgl. unten unter 3). Denn die Zahlen haben in beiden Systemen ganz verschiedene Stellung: dO (9) gleicht der dekadischen 10, n (8) der dekadischen 9. Die 5 (t), die Anfangs keinen Anhaltspunkt bietet und von völliger Ratlosigkeit begleitet wird, wird dann mit der 1 (4) zusammen zu einem Stützpunkt in der Mitte der ersten Enneade.

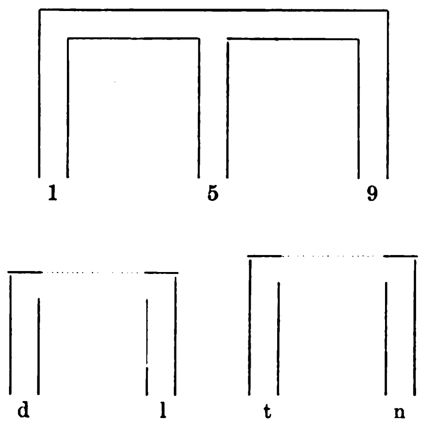
3. Die Zahlen werden entweder als Quantitäten aufgefasst oder bloss noch als Aufgaben. So kam uns allen die „Quantität“ der n (d. h. die entsprechende Zahl des dekadischen Systems) im Laufe der Versuche gar nicht zu Bewusstsein. Die Zahl n habe ich nur noch als Aufgabe aufgefasst (anderer Summand — 1 + dO) als „Richtunggebende Vorstellung“ wie ich es in meinen Protokollen nannte, als „Funktion der betr. Zahl“, wie Versuchsperson St. sich ausdrückte. Für das Rechnen kommt nur diese „Richtung“ [1]) „Aufgabe“ „Funktion“ in Betracht. Wir alle drei wussten bald, dass $R^+_n = + dO - 1$ (= richtunggebende Vorstellung, die in der Addition durch n ausgelöst wird, bedeutet Addition des dO an den anderen Summanden und Abziehen einer Eins), dass $R^+_s = + dO - 2$; Vpn. St. hatte sich auch gemerkt, dass $R^+_\varepsilon = + dO - 8$. Ebenso wusste man bald, dass $R^+_d = + 1$, $R^+_k = + 2$, $R^+_z = + 3$ ist. Man sieht, dass die R der kleinen Zahlen ihrem numerischen Wert entspricht, also mit diesem zu einem psychischen Erlebnis verschmelzen konnte. Ganz anders die R der grossen Zahlen: sie ist etwas ganz Verschiedenes von ihrer numerischen Bedeutung und auch von der R_{10} (= R im dekadischen System) derselben Zahlen. So bleiben beide Vorstellungen, die R_9 (= R im enneadischen System) und der numerische Wert auch im Bewusstsein

[1]) Im weiteren Text durch R symbolisch ausgedrückt. Das arithmetische Zeichen daneben bedeutet die Spezies, der Buchstabe — die enneadische Zahl, um deren R es sich handelt, und die kleine unterzeilige Zahl, das Zahlensystem. So bedeutet R_{9n}^+ die richtunggebende Vorstellung, die von n im enneadischen System bei der Addition ausgelöst wird.

deutlich getrennt. Dadurch entsteht der grosse Unterschied im Erleben zwischen den kleinen Zahlen d bis z (1 bis 3) und den grösseren: bei den grösseren Zahlen sind R^+_9 und der numerische Wert zwei verschiedene Bewusstseinsinhalte, als deren Komplex diese Zahlen ein neues Erlebnis sind, während R^+_{10} völlig unterdrückt ist. Bei kleinen Zahlen aber ist R^+_9 mit R^+_{10} identisch und beide Erlebnisse sind auch mit dem Fortgang bis zum numerischen Wert beim Zählen ziemlich gleichwertig: man zählt drei Stellen ab bei der Addition des z wie beim Ermitteln seines Stellenwertes. So ist auch das Erleben dieser kleinen Zahlen im dekadischen und im enneadischen System identisch und sie verschmelzen auch wirklich (vgl. oben unter 2).

4. Die Ermittlung des Stellenwertes einer Zahl (= ihre Lokalisierung) ist zum Rechnen nur dort nötig, wo die R dieser Zahl fehlt und erst aus ihrem Stellenwert ermittelt werden soll. Das ist durchaus nicht bei allen Zahlen der Fall. So genügte es, n einmal zu lokalisieren. Dann trat R^+_9n so vollkommen an die Stelle des numerischen Wertes von n, dass eine jedesmalige Lokalisation sich von selbst erübrigte. Die mittleren Zahlen (l, t, g) erforderten aber längere Zeit eine jedesmalige Lokalisierung. Diese Lokalisierung geschah zuerst durch Abzählen, dann trat bei mir (in einem späteren Versuchsstadium, das die anderen Vpn. noch nicht erreichten) ein räumliches Vertretungsschema für die Zahlenfolge auf, das mein gewöhnliches Verteilungsschema aus dem dekadischen System beim Rechnen im Neunersystem vollständig zurückdrängte.

In meiner Vorstellung gleicht nämlich der erste Zehner des Zahlensystems etwa einem liegenden Fensterrahmen, dessen unterer und oberer Teil der 1 und der 9 entsprechen, während die mittlere Leiste der 5 entspricht.



Die anderen Zahlen werden an diesem Schema orientiert. Die Addition mit dem enneadischen System erzeugte eine etwas andere Vertretungsvorstellung: hier gibt es zwei Rahmen, den einen mit den kleinen Zahlen

d bis l (1 bis 4) den anderen mit den grossen t bis n (5 bis 8). Die Randleisten entsprechen diesen vier Buchstaben: d, l, t, n.

Der Rahmen der grossen Zahlen ist etwas höher als der der kleinen. Während die Rahmen gleichsam aus hartem Material sind, ist die Mitte wie von einem maschigen Netz ausgefüllt, das die Lokalisation der mittleren Zahlen schwierig macht.

Zwischen den beiden Rahmen ist in der räumlichen Vorstellung ein Spalt, eine „Zäsur“. Diese Zäsur wird deutlich empfunden und ruft beim Abzählen eine deutliche Pause zwischen l und t oder zwischen t und l hervor. Bei Vpn. St. ist dieses Stadium noch nicht erreicht. t und l dienen beide als die „zentralen“ Elemente, werden aber regelmässig miteinander verwechselt.

5. In der Subtraktion bleibt von der ganzen Vorstellung des Rahmens nur noch diese Zäsurvorstellung übrig, der sich aber dann die sehr unbestimmte Vorstellung der Grenze der ersten Enneade zugesellt. Die Grenze wird deutlich als ein Hindernis empfunden, ich konnte aber nicht feststellen, ob sie hinter n (8) oder hinter dO (9) liegt. Die 15 Reihen, die ich hier durchführte, genügen wohl nicht zur deutlichen Entwicklung aller Erscheinungen. Ich erwartete von der Subtraktion ursprünglich nur wenig Neues, da $R_{9\,n}^{+}$ und $R_{9\,s}^{+}$ bereits Subtraktionen erforderten (— 1, — 2). Die langen Lösungszeiten, die gleich bei Beginn der Subtraktionsaufgaben einsetzten, zeigten mir zwar, dass es sich bei R — um etwas Neues handelte. Doch brach ich hier die Versuche gleich ab, als die Aufgaben nur mehr 0,4″ — 2,2″ beanspruchten und kein Uebungsfortschritt mehr zu verzeichnen war.

6. Eine noch wichtigere Veränderung der Vertretungsvorstellung brachte die Multiplikation. Führte in der Addition die Erkenntnis, dass t + l = dO (dass also eine der $5\left[=\frac{10}{2}\right]$ entsprechende Zahl hier fehlt) zur Konstruktion des doppelten Rahmens, so war die verwundernde Erkenntnis der Multiplikation, dass im enneadischen System die Reihe der Geraden fehlt. (Schon in der Addition war das bemerkt, aber nicht so lebhaft empfunden). An Stelle der geraden Reihe trat hier z (3), das nicht wie die 3 im dekadischen System alle Ziffern als Einer des Produktes ergeben kann. 2z ist g (6), 3z ist dO (9) und dann folgen dz, (12) dg (15) kO (18) usw.

Darauf folgte die Erkenntnis, dass 3g = kO (kazig, 18), was sehr angenehm war, (da die Einer nicht gerechnet zu werden brauchten) noch angenehmer und ebenfalls (aus demselben Grunde) sehr überraschend war die Erkenntnis g · g = lO.

Alle diese Erfahrungen führten dazu, dass die aus dem dekadischen System übernommene Zweiteilung der Enneade vollkommen verschwand. An ihre Stelle trat eine, sonderbarerweise auch in der geometrischen Form,

ganz andere Einteilung, die für jede Enneade gleich ist. z, g, und O sind grosse Kreise, die durch wagenfederförmige Verbindungswege vereinigt sind.

Mit diesem Schema zusammen trat erst das Gefühl der völligen Herrschaft über das System auf. Nun hatte ich das Gefühl, dass es überhaupt keine schweren Multiplikationsaufgaben mehr geben kann, die Multiplikation machte mir direkt Freude. Bald allerdings kam eine Aufgabe (t · s) über der ich 62 Sekunden verbrachte, weil es mir nicht gelang, sie auf das Schema zu beziehen. So bildeten sich bald auch hier leichtere und schwerere Aufgaben aus, wobei die Aufgaben mit grossen Zahlen und solche, für die das enneadische System keine Stützpunkte abgab, die schwierigsten waren. Die Ziffern mit schwierigeren Aufgabevorstellungen (R) waren unangenehm. Zweimal machten unangenehme Zahlen eine schnelle Behandlung zu angenehmen durch: t und l in der Addition, als ich entdeckte, dass sie an der Zäsur stehen und g, als ich seine Eigenschaften in der Multiplikation (Rg kann nur z, g oder O einer im Produkt ergeben) entdeckt hatte.

7. Der Uebungswert der Versuche äußert sich in einem schnellen Abfall der Lösungszeiten für ein und dieselbe Aufgabe, aber auch anderen Aufgaben kommt diese Uebung zugute. So lange Zeiten, wie sie in der ersten Reihe einer jeden Spezies vorkommen, kehren bei folgenden Reihen derselben Spezies nicht wieder, auch nicht bei objektiv schwierigeren Aufgaben.

8. Von den anderen Erscheinungen erwähne ich den Kampf der Reproduktionstendenzen, respektive der Aufgaben (R), wodurch die Lösungszeit bedeutend verzögert wird, den ebenfalls verzögernden Einfluß des angenehmen Gefühls bei unerwartet leichten Aufgaben und des Aergers oder der Unlust bei den schweren. (Diese letzteren Aufgaben sind besonders bei Vpn. Frau Sp. sehr ausgeprägt).

Eine ausführliche Beschreibung aller dieser Erscheinungen behalte ich der späteren Abhandlung vor. Dort führe ich auch Auszüge aus Protokollen an und versuche, die beobachteten Tatsachen untereinander und mit meinen früheren Ergebnissen in Zusammenhang zu bringen.

Es ist vorläufig nur noch zu sagen, dass ausser der Lokalisationsschemata, die wohl in dieser Gestalt nur bei mir vorkommen [1]) alle beschriebenen Erscheinungen für das Rechnen allgemein charakteristisch sind, so insbesondere die Unlustbetontheit jener Zahlen, mit denen das Rechnen schwer ist, der spezifische Charakter der grossen Zahlen und die Tatsache, dass die kleinen Zahlen d bis z (1 bis 3), die ebenso gebraucht werden wie im dekadischen System, auch nicht anders erlebt werden als in diesem. Ferner ist auch allgemein gültig, dass Zahlen (Summanden, Faktoren) als richtunggebende Vorstellungen aufgefasst werden, was etwas anderes ist, als ihr Grössenwert. Die von diesen Vorstellungen ausgehenden Repro-

[1]) Wie denn auch sonst die Zeitfolgen (Wochentage usw.) bei mir an sehr festgefügte räumliche Vorstellungen gebunden sind.

duktionstendenzen und Tätigkeiten können sich gegenseitig hemmen, was ebenso wie der störende Einfluss des Lust- und Unlustgefühls von meinen beiden Versuchspersonen an sich selbst beobachtet worden ist.

Die beschriebene Methode ist sehr leicht in wenigen Versuchsstunden zu überprüfen. Sie scheint mir für folgende Zwecke verwendbar zu sein:

1. Zur Erforschung der psychischen Prozesse beim Rechnen. Neben dem Lehrer ist heute auch der Psychiater daran interessiert, festzustellen, welche psychische Funktionen er durch die Rechenprobe untersucht. Bisher liegt noch keine experimentelle Beantwortung dieser Frage vor.

2. Speziell zur Beobachtung dessen, wie die Gefühlsbetonung der Zahlen entsteht und sich je nach den Verhältnissen des betreffenden Zahlensystems verändert.

3. Zur Intelligenzprüfung. Die Art, wie sich eine Versuchsperson in ein fremdes Zahlensystem einarbeitet, lässt den Grad und die Art ihrer Intelligenz beurteilen. Zum richtigen Rechnen in einem fremden Zahlensystem gehören ausser einer gewissen Vorbildung und richtigem Verstehen der Anweisung auch noch Eigenschaften des Gedächtnisses, der kombinatorischen Phantasie, der Ausdauer und der Aufmerksamkeit.

Bei der Nachprüfung der Methode empfehle ich nicht nur mit dem 9er System zu rechnen, sondern auch etwa mit dem 14er System. Dieses hat ausser dem Vorzug, dass es ganz neue Einheiten einführt, die noch durch keine Gefühlsmomente und Richtungsvorstellungen aus dem 10er System belastet sind (10, 11, 12, 13 als einstellige Zahlen) auch noch den, dass hier die 7 als Stützpunkt dient und also angenehm sein muss, während sie durch die Verhältnisse des 9er und 10er Systems gleicherweise sehr ungünstig gestellt und also unlustbetont ist.

Ferner ist es möglich, nach dem Vorschlag meiner Versuchsperson, Frau Sp., den Memoriervers durch eine einfache alphabetische Buchstabenfolge zu ersetzen. Nur darf man Buchstaben nicht vom Anfang des Alphabets nehmen, wo sie mit den Zahlen des dekadischen Systems bereits assoziiert sind, sondern aus der Mitte.

Von den Versuchen über die aus der Entfernung erfolgende „unmittelbare Einwirkung“ einer Person auf das Verhalten der Tiere.

Von Prof. **W. Bechterew**, Präsident der psycho-neurologischen Akademie, Direktor des Instituts für Hirnforschung zu Petrograd.

Die Versuche, Gedanken aus der Entfernung von einem Menschen zum andern zu übertragen (Telepathie), stammen von den Spiritisten. Nach ihnen handelt es sich um das Bestehen einer besonderen Kraft oder

einen „Geist“, wodurch der Mensch in der Entfernung, ohne Hilfe seiner Perzeptionsorgane mit der Psyche des andern Menschen und sogar mit den Geistern Verstorbener in Verkehr treten könne. Für die Gelehrten kann die Hypothese in solcher Gestalt nicht als annehmbar gelten, vor allem weil weder das Vorhandensein einer besonderen Kraft, noch das von Geistern Verstorbener bewiesen ist, und die Versuche selbst nicht überzeugend waren.

Vom Standpunkt des reinen Wissens kann zur Erklärung nur die Hypothese annehmbar sein, die die unmittelbare oder sog. „Gedankeneinwirkung“ in der Entfernung von einer Person auf die andere oder auf ein anderes lebendes Wesen betrifft. In solcher Gestalt hört diese Hypothese auf, eine spiritistische zu sein.

Nach der Lehre der Spiritisten besitzen hauptsächlich durch bestimmte Eigenschaften ausgezeichnete Menschen, die sog. Medien, die Fähigkeit, Gedanken aus der Entfernung aufzunehmen und wiederzugeben. Sie können in einen besonderen Zustand, Trance geraten, in dem sie die genannte Fähigkeit entwickeln. Aber diese „Kraft“ ist nicht ein ausschliesslicher Besitz der Medien. Sie schlummert auch in andern Menschen, weil Medien diese Fähigkeit in andern Menschen anregen und auf sie verstärkend wirken können.

Während die Spiritisten nicht wissenschaftliche Methoden zum Beweise benutzten, regten sie auch das Interesse der Gelehrten zur Untersuchung der unmittelbaren „Gedankenübertragung“ an. Wir sehen, dass eine ganze Reihe Gelehrter, einschliesslich der Mathematiker, Physiker, Psychologen, Physiologen, Neuropathologen und Psychiater, unter denen wir Zoellner, Grasset, Ch. Richet, P. Janet, Forel, Albert Moll, Vogt, Flournoy, Lombroso, Butlerow, Wagner sen. und viele andere nennen, zu den Personen gehören, die sich bemühten, die Frage wissenschaftlich aufzuklären.

Den Ausgangs- und zugleich Zentralpunkt dieser Forschungen bildeten die Versuche, gedachte Gegenstände oder, genauer, ihren Fundort zu erraten oder verschiedene gedachte Handlungen auszuführen, z. B. irgendeinen Ton auf einem Musikinstrument anzuschlagen, verschiedene Bewegungen usw. zu machen. Hierbei zeigte sich, daß, wenn solches Erraten auch verwirklicht werden kann, sich diese Fähigkeit gewöhnlich in einem besonderen Zustande des Menschen, den man gewöhnlich einen „hypnotischen“ nennt, äussert; auch der Trance der Spiritisten muss als ein autohypnotischer oder autohypnoider Zustand angesehen werden.

Man hat Grund anzunehmen, dass im wachen Zustand der Mensch ununterbrochen einen Prozess aktiver Konzentration entwickelt, der von äusseren Eindrücken angeregt wird. Dadurch ist die hyperreflektorische (neuro-psychische) Tätigkeit des Menschen in beständiger Spannung und hindert in beträchtlichem Grade eine unmittelbare Einwirkung eines Men-

schen auf den andern. Dabei ist eine solche unmittelbare Einwirkung augenscheinlich bei einem in wachem Zustand befindlichen Menschen nicht ausgeschlossen, zeigt sich aber nur in besonderen Fällen, z. B. bei der Einwirkung des ersten Eindruckes oder dem sog. Hellsehen einiger Personen nervösen Temperaments. Dort erfordert das noch spezielle Untersuchungen.

Solche Untersuchungen sind schon vorgenommen, z. B. von Richet, Janet u. a., in Russland von Chowrin, Shuk u. a., aber sie haben bis jetzt noch zu keinem ganz überzeugenden Resultate geführt. Die später von Kotik auf Sophie Starker mit Gedankenlesen vorgenommenen Versuche verdienen, wie ich in einer besonderen Arbeit („Wie Versuche der sog. Hellseherei auf der Bühne gemacht werden", R. Wratsch 1914) nachgewiesen habe, nicht unsere Beachtung; denn man hat vollen Grund zu glauben, dass der Autor in diesem Falle das Opfer einer Mystifikation war.

Die Tatsachen, die die Wissenschaft heutzutage besitzt, zeigen, dass das Gedankenlesen oder das Hellsehen auf einer äusserst erhöhten Empfänglichkeit einzelner Personen, die das von andern Gedachte erraten, beruht. So erklärt uns die im hypnotischen Zustand erhöhte nachweisbare Empfänglichkeit, warum das Gedankenlesen gewöhnlich in der Hypnose, wenn auch einer oberflächlichen, erfolgt. Wenn es sich um professionelle Gedankenleser handelt, versetzen sie sich selbst in einen Zustand, den man einen halb hypnotischen oder Autohypnose nennen kann, wie wir ihn als Trance bei Medien kennen.

Wenn im wachen Zustand besonders empfängliche, für äussere Eindrücke sich leicht vom Zustande der aktiven Konzentration befreiende Menschen fähig sind, Gedanken zu lesen, so gleicht in diesem Fall die Art dieses Erratens der Aufnahme motorischer Impulse, die andern unbemerkbar sind, und die unwillkürlich durch den Induktor bei Anspannung der Konzentration auf einen bestimmten Gegenstand hervorgebracht werden. Durch diese unmerkbaren motorischen Impulse erklären sich unter anderem auch die bekannten Versuche mit dem Tisch- und Tellerrücken.

Die früher von mir beobachteten Fälle, die ich in meinem Buche „Die Hypnose, Suggestion und Psychotherapie" (russisch) S. 50 erwähne, sprechen für solche Erklärung. Aber man kann diese Frage noch nicht als ganz ergründet betrachten, und es ist die Möglichkeit einer unmittelbaren Uebertragung der Nerven- oder Gehirnenergie von einem Menschen auf den andern nicht ausgeschlossen.

Aber wenn auch die Versuche der sog. Gedankensuggestion bei den Menschen bis jetzt noch zu keinem positiven Resultat geführt haben, wenigstens in dem Sinne, dass für diese Art der Uebertragung vollkommen überzeugende Beweise nicht geliefert worden sind, und ausser-

dem die ausgedehnte vorhandene Literatur keine Möglichkeit einer entsprechenden Prüfung zulässt, so fragt es sich, ob diese Aufgabe nicht durch Experimente an Tieren zu lösen ist. Die Möglichkeit dazu scheint mir um so mehr vorhanden zu sein, als Tiere leicht in Hypnose kommen und ich selbst mehrmals mit Leichtigkeit Eidechsen, Meerschweinchen und Hühner in den Vorlesungen vor den Studenten hypnotisieren musste. Ausserdem können Tiere, z. B. Hunde, durch Dressur leicht zu unbedingtem Gehorsam angehalten werden, und dieser Umstand ist sehr günstig für solche Versuche.

Man denke, dass einige erstaunliche oder rätselhafte Erscheinungen, die in neuer Zeit über Tiere, z. B. die Krallschen Pferde, beschrieben wurden und der Untersuchung gelehrter Kommissionen unterlagen, wenn auch nicht zu übereinstimmenden Meinungen führten, so doch durch Gedankensuggestion erklärt worden sind. Diese Hypothese sprach Kotik im Vorwort des Buches „Denkende Tiere“ aus. Doch stützt sich der Autor dabei auf seine früheren Arbeiten, wo er einerseits die Hypothese von den N-Strahlen, anderseits die Versuche der Gedankenübertragung in den Vordergrund stellt. Aber die N-Strahlen sind nicht bewiesen. Unter anderem wurden in meinem Laboratorium in dieser Richtung Versuche von M. P. Nikitin mit negativem Resultat gemacht. Was Kotiks Versuche betrifft, so wurde der Autor, wie erwähnt, in dem Teile derselben, der Sophie Starker betrifft, das Opfer einer Mistifikation. Das genügt, sie aus der Wissenschaft auszuschliessen. Endlich handelt es sich bei den Krallschen Pferden um eine zur Erklärung der Tatsachen anwendbare Hypothese. Kotik selbst hat solche Versuche nicht gemacht und ihrer Prüfung nicht beigewohnt, und doch hat dieser Umstand eine wesentliche Bedeutung für die Schätzung der Versuche selbst.

Deshalb erwacht bei der Begründung der Kotikschen Hypothese, die er ausführlich im Vorwort zur russischen Uebersetzung des Buches „Denkende Tiere“ entwickelt, ein ganz natürlicher Skeptizismus. Nichtsdestoweniger muss man diese Hypothese vom Standpunkt grösserer oder geringerer Begründung für die Erklärung der bei den Versuchen mit den Krallschen Pferden rätselhaften Erscheinungen betrachten. Aber unterdessen bildeten sich bekanntlich über die Krallschen Pferde, genauer über die von ihnen gemachten komplizierten mathematischen Rechnungen einschliesslich der Kubik- und Quadratwurzelausziehung aus grösseren Zahlen und die selbständigen Aussagen, die das logische Denken der Tiere beweisen sollten, verschiedenartige Hypothesen. Von ihnen sind folgende die wichtigsten:

1. Das Vorhandensein wirklicher Fähigkeiten, was Krall, mit dem, nicht ohne Widerspruch, Chaparède übereinstimmt, selbst zugibt.

2. Die Hypothese unwillkürlicher Zeichen, an die sich Pfungst hält.

3. Die telepathische Hypothese von der Gedankensuggestion, die Kotik entwickelt.

Wie dem auch sei, die Frage über die unmittelbare, wortlose oder sog. Gedankeneinwirkung auf die Tiere verdient eine besondere Aufmerksamkeit, und ich suchte lange eine Gelegenheit, diese Frage durch Experimente aufzuklären. Diese Gelegenheit bot sich mir vor einigen Jahren, nicht lange vor Ausbruch des grossen Krieges, und zwar bei folgendem Anlass. Ganz zufällig besuchte ich nach mehreren Jahren völliger Indifferenz für Zirkusvorstellungen den Cirque Moderne in Petersburg. An diesem Abend zeigte W. Durow seine dressierten Tiere, u. a. demonstrierte er ein afrikanisches Tier, Kabibara, das unter seinem Blick einschlief und nach seiner Gedankensuggestion zu kauen anfing und solange kaute, wie es ihm suggeriert wurde. Ferner wurde ein Bernhardiner, der bis 9 zählte vorgeführt. Der Hund, namens Lord, schien seinem Charakter nach sehr ruhig und zuverlässig zu sein.

Die Art der Vorführungen erfolgte so: Durow fordert jemand aus dem Publikum auf, irgend welche beliebige Summanden, die 9 nicht überschreiten, aufzuschreiben, da nach seiner Erklärung Lord darüberhinaus nicht richtig zählen könne. Zwei oder drei Summanden werden von jemand auf ein Papier oder eine Schiefertafel geschrieben, die Durow, der mit dem Rücken zum Hunde gewendet steht, gezeigt wird. Danach gibt der Hund gleich nach der Suggestion Durows die Summe der Zahlen durch Bellen kund. Die Versuche wurden vielmals vorgenommen und hatten immer vollen Erfolg, der Hund bellte regelmässig genau und laut so viel, wie die Summe betrug. Es war unzweifelhaft, dass der Hund seine Rolle tadellos ausgeführt hatte.

Es traf sich, dass Durow meine Anwesenheit im Zirkus bemerkte und sich mir nähernd, sagte, er wäre erfreut, mich zu treffen und erbäte sich meine Teilnahme an einer gemeinsamen Ausarbeitung seiner weiteren Versuche. Wir verabredeten uns zu Versuchen in meiner Wohnung.

Am bestimmten Tage brachte Durow zwei Hunde zu mir: denselben Lord und einen kleinen Foxterrier „Pikki". Zuerst will ich von den Versuchen mit „Lord" sprechen. Der Hund wurde auf einen Diwan gesetzt, auf dem er ruhig in der gewöhnlichen, sitzenden Haltung eines Hundes blieb. Dann schlug Durow vor, dem Hunde verschiedene auf Papier geschriebene Ziffern, deren Summe nicht 9 übersteige, zu zeigen. Man konnte auch Subtraktionen anwenden, nur musste die Differenz in den Grenzen bis 9 bleiben. Diese Ziffern werden Durow gezeigt und er gibt, mit dem Rücken zum Hunde gewendet, diesem unverzüglich das Signal mit den Worten: „Nun, Lord, zähle", und Lord bellt sovielmal, wie die Summe oder Differenz der beiden Zahlen beträgt, sei es 5, 6, 7, 8 oder 9. Die Versuche wurden vielmals wiederholt, immer mit gleichem Erfolg. Ich bemerke, dass das Zeigen der Ziffern dem Hunde nichts bedeutet, da Lord sie nach den schriftlichen Zeichen nicht zu zählen und zu addieren versteht, wovon man sich durch Versuche leicht überzeugen konnte. Wenn Lord durch Bellen die Zahl, die die Summe oder den Unterschied zweier Ziffern bildet,

kundgibt, so geschieht es nur deshalb, weil immer nach den Worten: „Nun, Lord, zähle“, dem Hunde eine entsprechende Gedankensuggestion gemacht wird. Wenn man solche Suggestion nicht macht, gelingen die Versuche beim blossen Zeigen der Ziffern nicht.

Die in dieser Hinsicht vorgenommenen drei Versuche ergeben folgendes: Obgleich die heimlich geschriebenen und dem Hunde gezeigten einstelligen Ziffern mit einem Pluszeichen dazwischen bei Lord Anfälle von Bellen hervorriefen, fiel doch die Zahl des Bellens in keinem Falle mit der Summe zusammen. Mein Versuch, die geschriebenen Ziffern mit einer lebendigen Darstellung zu begleiten, ergab auch keine entsprechenden Resultate, während die mit der sog. Gedankensuggestion auf das Bellen vorgenommenen Versuche vom Hunde immer ganz richtig ausgeführt wurden. Hiernach ist klar, dass nur die Konzentrierung des Experimentators auf eine nacheinander folgende Reihe von Bellen, angefangen von 1—9, zum richtigen Rechnen führte. Es ist bemerkenswert, dass mit Hunden auch andere Versuche der „Gedankensuggestion“ gelingen.

Durow selbst (Meine vierbeinigen und gefiederten Freunde) beschreibt diese und andere Versuche in folgender Weise: Angenommen, wir haben diese Aufgabe: Dem Hunde zu suggerieren, zum Tisch zu gehen und ein darauf liegendes Buch zu holen. Ich rufe Lord, er kommt heran, ich nehme seinen Kopf in meine Hände, als ob ich ihm symbolisch einschärfen würde, dass er sich ganz in meiner Gewalt befinde, dass er vollständig seinen Willen zu unterdrücken habe, dass er ein Automat werden müsse, nur kein denkender Vollstrecker meines Willens. Um das zu erreichen, bohre ich einen strengen Blick in seine Augen, die gleichsam mit meinen verwachsen. Der Wille des Hundes ist paralysiert. Ich nehme alle meine Nervenkraft zusammen, konzentriere meine Gedanken bis zur völligen Vergessenheit der mich umgebenden äusseren Welt nur auf einen, und der besteht darin, dass ich mir in meinem Kopfe den Umriss des mich interessierenden Gegenstandes (in diesem Falle des Tisches und Buches) dermassen einpräge, dass, wenn ich meinen Blick von ihm abwende, er doch wie lebendig vor mir stehen muss. Ich tue es auch. Im Verlaufe von ungefähr einer halben Minute verschlinge ich buchstäblich den Gegenstand mit den Augen, denke an seine geringsten Einzelheiten, die Falten im Tischtuch, die Risse im Einband des Buches, das Muster im Tischtuch usw. Genug, ich hatte sie im Gedächtnis!

Ich wende gebieterisch Lord zu mir und blicke ihm in die Augen, richtiger: weiter als in die Augen, irgendwo ins Innere, in die Tiefe. Ich fixiere in Lords Gehirn das, was sich eben in meinem Gehirn fixiert hat. Ich stelle ihm in Gedanken ruhig den Teil der Diele vor, der zum Tisch führt, dann die Beine des Tisches, dann das Tischtuch und endlich das Buch. Der Hund fängt schon an nervös zu werden, sich zu beunruhigen, bemüht sich, sich zu befreien. Dann gebe ich ihm in Gedanken den Befehl resp. den Gedankenstoss: Geh! Lord reisst sich wie ein Automat los, nähert sich dem Tische und ergreift das Buch mit den Zähnen. Die Aufgabe ist gelöst, Lord fühlt sich erleichtert, als ob er eine ihn bedrückende ungeheure Last abgeschüttelt hätte und beruhigt sich allmählich.

Eine Reihe ebensolcher Versuche wurde in meiner Wohnung mit dem kleinen Foxterrier Pikki (männlichen Geschlechts), einem sehr

lebhaften und beweglichen Hunde gemacht. Die Versuche wurden am Nachmittag in Anwesenheit meiner Familie und Bekannten, darunter zweier Aerzte — O. Bechterew-Nikonowa und E. Worobjewa — ausgeführt. Im ganzen wurden sechs Versuche gemacht, die vier ersten von Durow, die übrigen zwei von mir.

Die Aufgabe des 1. Versuches bestand darin, dass Pikki zu dem noch nicht abgeräumten Speisetisch laufen und mit den Zähnen eine bestimmte, am Rande liegende Serviette, die sich durch nichts von den andern auf demselben Tische liegenden unterschied, ergreifen sollte. Nach Feststellung dieser Aufgabe wird der Hund aufgefordert, auf den Stuhl neben der Wand zu springen. Pikki setzt sich unverzüglich auf einen gewöhnlichen wiener Stuhl. Dann hält D., mit dem Rücken zum Speisetisch gekehrt, den Kopf des Hundes mit beiden Händen und sieht ihm unverwandt in die Augen, indem er daran denkt, was letzterer machen soll. Das dauert ungefähr eine halbe Minute, nicht mehr, wonach die Schnauze des Hundes unruhig zu werden beginnt, sich aus den Händen losreisst, und der kleine flinke Hund sich kopfüber zum Speisetisch stürzt, die verabredete Serviette mit den Zähnen ergreift und sie triumphierend dem Experimentator bringt.

Der 2. Versuch bestand nach der Verabredung in folgendem: Der Hund musste mit den Zähnen ein Buch von einer an der Wand stehenden Etagere nehmen. Pikki ist wieder auf dem Stuhl. Wieder hält D. seinen Kopf, konzentriert seine Gedanken auf den gedachten Gegenstand nicht länger als eine halbe Minute. Danach reisst sich Pikki los, läuft geradewegs zur Etagere, erfasst das gedachte Buch mit den Zähnen und schleppt es an seinen Bestimmungsort.

Der 3. Versuch musste nach meinem Vorschlag folgendermassen ausgeführt werden: Der Hund muss auf den runden Klaviersessel springen und mit der Pfote auf die rechte Seite der Klaviatur schlagen. Wieder die frühere Prozedur. Pikki ist auf dem Stuhl. D. blickt ihm unverwandt in die Augen, eine Zeitlang seine Schnauze in beiden Händen haltend. Es vergehen ein paar Sekunden, während welcher Pikki unbeweglich bleibt, aber freigelassen, kopfüber zum Flügel stürzt und auf der rechten Seite der Klaviatur durch einen Schlag seiner Pfote einige Diskantnoten laut ertönen lässt.

Der 4. Versuch bestand nach meinem Vorschlag in folgendem: Der Hund musste nach der bewussten Prozedur der Suggestion auf einen der Stühle an der Wand, hinter D. springen, dann auf das danebenstehende runde Tischchen steigen und sich reckend, mit der Pfote ein grosses Porträt, das an der Wand über dem Tischchen hing, kratzen. Das schien eine noch kompliziertere Handlung im Vergleich zur vorhergehenden, von einem Hund nicht leicht ausführbar zu sein. Aber nichtsdestoweniger springt Pikki nach der gewöhnlichen Prozedur des Konzentrierens und in die Augenschauens nach wenigen Sekunden von seinem Stuhl, läuft schnell zu dem an der Wand stehenden, springt dann ebenso schnell aufs runde Tischchen, erreicht, sich auf die Hinterpfoten stellend, mit der rechten Pfote das Porträt und kratzt es ein wenig mit seinen Krallen.

Wenn man berücksichtigt, dass die beiden letzten Versuche nach einer Angabe, die nur D. und mir und sonst niemand bekannt war, ausgeführt wurden, dass ich die ganze Zeit neben D. stand und unablässig ihn, sowie den Hund beobachtete und dabei nichts bemerken konnte, was die Ausführung der vom Hunde ausgeführten Aufgabe er-

klären konnte, so kann man nicht mehr daran zweifeln, dass der Hund unter oben genannten Bedingungen alle nur möglichen komplizierten Handlungen, die im Bereich seiner Möglichkeit liegen, ausführen kann.

Um mich vollkommen davon zu überzeugen, beschloss ich selbst einen analogen Versuch zu machen, indem ich niemand sagte, woran ich dachte.

Meine Aufgabe bestand darin, dass der Hund auf einen, ungefähr zwei Faden[1]) hinter mir, nicht weit vom Flügel stehenden runden Stuhl springen und auf demselben sitzen bleiben sollte. Wie bei den vorhergehenden Versuchen wird der Hund aufgefordert, auf den Stuhl zu springen, ich, meine Gedanken auf die Form des runden Stuhles konzentrierend, sehe dem Hund einige Zeit in die Augen, wonach er kopfüber von mir stürzt und mehrmals den Speisetisch umkreist.

Ich hielt den Versuch für misslungen, erinnerte mich aber, dass ich meine Gedanken ausschliesslich auf die Form des runden Stuhls konzentriert und vergessen hatte, meine Konzentrierung mit der Bewegung des Hundes zum runden Tisch und dann mit dem Sprung auf den Stuhl beginnen zu lassen. Infolgedessen beschloss ich, denselben Versuch, ohne jemand die Aufgabe zu sagen oder von meinem Fehler eine Mitteilung zu machen und nur mich selbst in obengenanntem Sinne korrigierend, zu wiederholen. Ich fordere wieder den Hund auf, sich auf den Stuhl zu setzen, umfasse seine Schnauze mit beiden Händen und fange an daran zu denken, dass er zum runden Stuhl, der ungefähr $1^1/_4$ Faden hinter mir stand, laufen, daraufspringen und dort sitzen bleiben müsse. Nach einer Konzentration von ungefähr $^1/_2$ bis $^3/_4$ Minute lasse ich ihn los, und kaum hatte ich Zeit mich umzusehen, als er schon auf dem runden Stuhl sass. Die Aufgabe, die Pikki in diesem Fall ausführte, war, wie erwähnt, niemand ausser mir bekannt, weil ich mich in dieser Hinsicht mit niemand beraten hatte, trotzdem hatte Pikki mein Geheimnis ohne die geringste Schwierigkeit erraten.

Mit dieser Reihe von Versuchen wurde der Tag beschlossen. Leider war es der letzte, wo ich mit D. gemeinsame Versuche machen konnte, weil er am nächsten Tag Petersburg verliess und die von uns beabsichtigte Fortsetzung der Versuche nach D.s Rückkehr durch den Ausbruch des grossen Krieges nicht zustande kommen konnte. Nach Beendigung des Krieges besuchte ich D. in Moskau, wo ich wieder einige Versuche mit Pikki machte. Lord traf ich nicht mehr an. Er war an einer Verletzung, an der er lange gekränkelt hatte, zugrunde gegangen. Pikki erfreute sich seiner früheren Gesundheit und war, wie immer, ein lebhafter, flinker Hund. Mich interessierte es natürlich, mit ihm selbst einige Versuche von Gedankensuggestion vorzunehmen. Das gelang auch bei zwei verschiedenen Reisen nach Moskau. Während der ersten konnte ich persönlich fünf Versuche machen, die nach derselben Methode ausgeführt wurden, und aus ähnlichen Aufgaben bestanden, wie die ersten Versuche. Hierbei wechselte aber jedesmal die Aufgabe und war nur mir bekannt. Alle fünf Versuche, von denen zwei in D.s Anwesenheit, die übrigen drei in seiner Abwesenheit vorgenommen wurden, müssen, was die Ausführung der Aufgabe betrifft, als gelungen

[1]) Zwei Faden sind etwa $3^1/_2$ m.

gelten. Nur in einem Versuch war der Hund dem Ziel nahe, aber erreichte es nicht, was wohl an der Unzulänglichkeit meiner Konzentration lag. Alle von D. in meiner Gegenwart gemachten Versuche waren vollkommen gelungen. Nachdem ich mich wieder von dem Erfolg solcher Versuche überzeugt hatte, beschloss ich, bei meiner nächsten Fahrt nach Moskau wieder solche Versuche zu machen, aber diese oder jene kontrollierenden Bedingungen zu einer möglichen Erklärung des Mechanismus einzuführen, mit dessen Hilfe das Gelingen der Aufgabe bei solchen Versuchen erreicht wird.

Diesmal wurden die Versuche von mir mit D. in Gegenwart eines meiner Mitarbeiter des Instituts zur Forschung des Gehirns und der psychischen Tätigkeit, N. Schtschelowanow, gemacht. Nachdem ich D. die Aufgabe für den ersten Versuch mit Pikki gegeben hatte, überliess ich ihm denselben.

Die Aufgabe bestand darin, dass der Hund auf den Diwan springen und das auf der Rücklehne liegende Spitzendeckchen holen sollte. D. stellt den Hund auf einen Stuhl, umfasst seine Schnauze mit den Händen, sieht ihm unverwandt in die Augen, die ganze Zeit unablässig daran denkend, was er machen solle. Alles das dauert, wie immer, ungefähr eine halbe Minute oder ein wenig mehr, worauf der Hund, losgelassen, sich zum Diwan stürzt, in die Richtung des Deckchens springt, es mit den Zähnen erfasst und es dann liegen lässt. Die Ausführung des Versuches musste man als gelungen betrachten, aber nur als nicht völlig beendet.

Der andere von D. ausgeführte Versuch bestand aus meiner Aufgabe: Der Hund musste sich auf den in der rechten Zimmerecke stehenden kleinen ausgestopften Wolf stürzen. Der Versuch wurde in der gewöhnlichen Art gemacht. Der Hund wurde auf den Stuhl gesetzt, seine Schnauze mit den Händen umfasst, dann wurde er ungefähr eine halbe Minute scharf fixiert, darauf sich selbst überlassen, worauf er sich so wütend auf den Wolf stürzte, als ob er ihn zerreissen wollte, weswegen man ihn sogar von ihm wegnehmen musste.

Der dritte Versuch wurde von mir gemacht. Die von mir ausgedachte und niemand mitgeteilte Aufgabe bestand darin, dass der Hund auf den Stuhl springen und das auf der Lehne liegende Tuch nehmen solle. Dieselben Bedingungen des Versuchs in Beziehung auf die Methodik der Suggestion durch Konzentrierung auf die Handlung, die folgen sollte und auf den Gegenstand durch Fixieren mit den Augen. Nachdem ich den Kopf des Hundes losgelassen hatte, stürzte er sich unverzüglich zum gedachten Stuhl, kehrte dann aber zum Wolf zurück, fing an, ihn anzubellen, sich mit der früheren Wut auf ihn zu stürzen.

Es war klar, dass die frühere Suggestion, als eine emotionellen Charakters einen so tiefen Eindruck hinterlassen hatte, dass sie bis zur folgenden Suggestion noch nicht genügend abgeschwächt war. Und wirklich erwies sich, dass auch die folgenden zwei Versuche mit Gedankensuggestion zu demselben Resultat führten, d. h. der Hund sich, anstatt das Suggerierte auszuführen, zum Wolf wandte und ihn voll Wut anzubellen anfing.

Den folgenden Versuch musste D. machen. Die Aufgabe bestand darin, dass der Hund den auf dem Fenster hinter dem Experimentator liegenden nassen Lappen nehmen und bringen sollte. Nach der auf gewöhnliche Weise gemachten Suggestion erfüllte der Hund genau das Gedachte.

Der folgende Versuch wurde von mir gemacht. Die Aufgabe bestand darin, dass der Hund Schtschelowanow, der weiter zurückstand, aus der rechten Hand das Taschentuch ziehen wollte. Die Aufgabe war nur mir bekannt. Die Suggestion dauerte, wie gewöhnlich, nicht mehr als eine halbe Minute. Nach ihr stürzte sich der Hund augenblicklich auf die rechte Hand von Schtschelowanow und riss ihm das Taschentuch aus der Hand.

Wir glaubten, dass der Hund beim ersten Versuch mit der Suggestion, sich auf den Wolf zu stürzen, sich nach dem Gesichtsausdruck des D. während der Suggestion richtete. Daher wurde beschlossen, diesen Versuch so zu wiederholen, dass D. bei der Suggestion entweder lachen oder wenigstens eine lächerliche Grimasse schneiden sollte. Das wurde auch von D. getan.

Unter unserer beständigen Beobachtung stehend, machte D. während der Suggestion eine lächerliche Grimasse und führte, wie auch früher, keine Bewegung mit den Lippen aus. Ungeachtet dessen stürzte sich der Hund nach vollführter Suggestion mit der früheren Wut und lautem Gebell auf den Wolf. Wir dachten, dass sich der Hund bei den Suggestionen von den Bewegungen der Augen der suggerierenden Person leiten lasse. Infolgedessen wurde D. vorgeschlagen, den Versuch mit dem Reissen des Taschentuchs aus Schtschelowanows rechter Hand zu wiederholen, aber so, dass die Suggestion mit verbundenen Augen gemacht werden sollte. Hierbei gingen wir ins andere Zimmer. Der Versuch wurde so gemacht, dass D.s Augen zuerst fest mit einem Tuch verbunden wurden. Pikki wurde von ihm gebeten, sich auf den Stuhl zu setzen, und dann begann die gewöhnliche Konzentration auf die Handlung, die darin bestehen sollte, dass der Hund zu Schtschelowanow laufen und ihm das Tuch aus der Hand nehmen sollte. Keine Bewegung mit den Lippen wurde dabei gemacht; nichtsdestoweniger wurde die Suggestion bei verbundenen Augen ebenso wie das erstemal ausgeführt. Der Hund sprang sofort vom Stuhl, lief blitzschnell zu Schtschelowanow und entriss ihm das Tuch.

Zu den angeführten Versuchen mache ich keine besonderen Erklärungen. Sie sind an und für sich so frappierend, dass sie ohne Beziehung zu irgendwelchen Erläuterungen Aufmerksamkeit beanspruchen. Eins kann ich sagen, dass nach den angeführten Versuchen das Bannen wilder Tiere durch Blick mich nicht mehr in Erstaunen versetzt. Sie weichen vor dem Menschen, der leicht ihr Opfer werden könnte, wie ehemals vor den christlichen Märtyrern im römischen Kolosseum. Dasselbe gilt für die verhängnisvolle stoische Ergebung kleiner Vögel, die ein Opfer der Gier der Schlange werden, während sie ruhig fortfliegen könnten.

Vor allem muss man auf eine gewisse Analogie der mit Lord vorgenommenen Versuche und der mit den Pferden gemachten hinweisen. Sie besteht darin, dass bei Krall die Pferde das Resultat einer be-

stimmten Rechnungsart durch eine entsprechende Anzahl von Hufschlägen kundgaben, während es bei den Versuchen mit Lord durch Bellen geschah. Ein Unterschied dieser Art der Bezeichnung bestand jedoch ausserdem noch darin, dass es sich bei Krall nicht nur um einfache arithmetische Rechnungsarten, sondern um Wurzelausziehen handelte, dass der Hund bei der Unmöglichkeit, Wurzel auszuziehen sich in der gleichen Lage wie bei der Unmöglichkeit, Rechnungen abzuhalten befunden haben würde, und deshalb ist es augenscheinlich, dass, obgleich Versuche von Wurzelausziehen mit Lord nicht gemacht worden waren, sie unzweifelhaft gelungen wären, wie sie auch in den Versuchen mit den Krallschen Pferden gelangen, da das Resultat dem Experimentator in gleicher Weise bekannt gewesen wäre. Die Anzahl des Anschlagens mit den Hufen war schliesslich verhältnismässig nicht gross, wie auch die Anzahl von Lords „Bellen". Fürs erste wollen wir uns auf diese Gegenüberstellungen beschränken und in unserer Beurteilung nicht weiter gehen.

Was die mit Pikki gemachten Versuche anbetrifft, so stellen sie ein ganz anderes Bild dar. Hier handelt es sich um bestimmte vom Hunde ausgeführte Aufgaben in Form von mehr oder weniger komplizierten Handlungen, wobei ihm eine entsprechende Gedankensuggestion, die von ihm der Aufgabe gemäss ausgeführt wurde, gemacht worden ist.

Der Unterschied ist klar. Wenn es sich in ersterem Falle um die mathematischen Fähigkeiten der Tiere handelt (bei den Krallschen Pferden wurde diese Erklärung sowohl von Krall selbst, als auch dem bekannten Psychologen Claparède angenommen), so können in letzterem Fall die Versuche sich nur auf Gedankensuggestion beziehen, wenn man die Hypothese der Benutzung irgend welcher Zeichen ausschliesst, die durch Kontrollversuche, z. B. mit Verbinden der Augen des Experimentators, ausgeschlossen worden ist. Eben deshalb schienen mir diese Versuche von Anfang an sowohl interessanter, weil in einer neuen Umgebung ausgeführt, als auch in wissenschaftlicher Beziehung wertvoller. Soweit mir bekannt ist, sind andere solche Versuche mit Tieren nicht gemacht worden. Und da Versuche von Gedankensuggestion beim Menschen im allgemeinen wenig fruchtbringend waren und bis jetzt nicht ganz entscheidende Resultate gezeitigt haben, ist es natürlich, dass die Ausführung dieser Versuche an Tieren neue Möglichkeiten in der Erforschung der Frage von der Gedankensuggestion auf rein laboratorischem Wege eröffnet.

Es fragt sich, was man über diese Versuche sagen muss, wie man sie zu verstehen hat. Zuerst möchte ich feststellen, dass der Hund sich nach den Gesprächen über die Aufgaben nicht richten konnte, weil, abgesehen davon, dass alle Gespräche über dieses Thema mit besonderer Vorsicht geführt wurden, und wir überhaupt alles, was dem Hunde hätte

die Möglichkeit bieten können, sich in dieser Hinsicht durch irgend welche Zeichen oder mündlichen Hinweise leiten zu lassen, vermieden; alle von mir persönlich gemachten Versuche wurden ohne jedes Gespräch über irgend welche Aufgabe und, ohne D. oder irgend jemand anders in das Wesen der Aufgabe einzuweihen, ausgeführt. So z. B. die anfangs in meiner Wohnung vorgenommenen zwei Versuche und alle von mir in Moskau und sogar in D.s Abwesenheit während meiner beiden Reisen gemachten Versuche.

Nach der ersten Versuchsreihe erschien mir nur eine Erklärung möglich, und zwar die, dass Pikki sich durch eine eminente Merkfähigkeit auszeichnete. So konnte man voraussetzen, dass der Experimentator, nachdem er den zur Ausführung gedachter Handlung dressierten Hund eine Zeitlang in die Augen geblickt hatte, während er ans Herangehen des Hundes zu einem Gegenstand, an seine Form usw. dachte, unwillkürlich seine Augenachsen verschiebe und das auch vom Hunde aufgefangen würde. Dieser, vorher schon an Gehorsam gewöhnt, fängt schon unter dem Blick des Experimentators an, einige Zeichen von Unruhe zu äussern und geht gleich nach seiner Befreiung an die Ausführung der Aufgabe. Es ist dabei interessant, zu bemerken, dass Pikki nach Vollendung der Suggestion kopfüber vom Stuhl springt, und alle Anzeichen von Aufregung in seinen Handlungen äussert, bis er seine Aufgabe ausgeführt hat, worauf er sich sogleich beruhigt.

Tatsächlich ist die Annahme der genannten automatischen Bewegung der Augen vollkommen zulässig, weil z. B. bei den Versuchen mit dem Konzentrieren auf eine bestimmte mit einem gewissen Interesse verbundenen Handlung, wie durch Versuche in meinem Laboratorium bewiesen worden ist, eine automatische Verstellung des Fingers im Sommerschen Apparat in der Richtung der vorgestellten Bewegung konstatiert werden konnte, obgleich der Person selbst diese Verstellung unbemerkt geblieben war. Hiernach würde es selbstverständlich sein, eine solche Erklärung für oben genannte Versuche als befriedigend anzusehen. In diese Erklärung konnte man auch quasi meine Versuche mit Lord einreihen. Dass dieser Hund einfaches Zählen, im Sinne von Addition der gezeigten Zeichen, nicht verstand, ist eine Tatsache, die sich aus den von mir gemachten Proben, die keine positiven Resultate ergaben, herausstellte. Aber der Experimentator brauchte nur, wenn auch abgewendet, sich aufs Verstandesrechnen zu konzentrieren, als der Hund richtig zu rechnen begann. Man kann annehmen, dass das Konzentrieren aufs Verstandesrechnen mit dem Rechnenden selbst unmerklichen Kopfbewegungen, die ohne Hinlenkung der Aufmerksamkeit von Umstehenden nicht bemerkt werden, verbunden ist, während der dressierte Hund, zur Erfüllung der ihm bekannten Aufgabe bereit, sie leicht bemerken konnte.

Ueberhaupt muss man die bei Hunden vielleicht noch bedeutend mehr als beim Menschen ausgesprochene Empfindungs- und Beob-

achtungsgabe in Betracht ziehen: es ist z. B. bekannt, dass kluge Haushunde, die niemals die menschliche Sprache gelernt haben, abhängig vom Gespräch und Ton sogar die geringsten Anspielungen der Menschen zu erraten anfangen. Kurz, es konnte hier von denselben Erscheinungen, die unter den Versuchen mit dem sog. Gedankenerraten bei der Berührung des Induktors mit dem Errator bekannt sind, die Rede sein. Der Unterschied besteht nur darin, dass es sich bei letzteren Versuchen um das Auffangen von Bewegungen durch Berührung handelt, während es bei den Versuchen mit Gedankensuggestion ein Auffangen der Bewegungen durch das Gesicht stattfindet.

Ohne die Zulässigkeit einer solchen Erklärung zu leugnen, darf man doch nicht vergessen, dass man auf diesem Wege den Umstand, dass Lord nicht weiter als bis 9 zählen konnte, nicht erklären kann, während es ganz natürlich scheinen würde, dass, wenn der Hund in diesem Fall sich nach kaum wahrnehmbaren Kopfbewegungen richten würde, er ebenso auch mehr als 9 zählen müsste, was jedoch nicht geschah. Anderseits hätte man, diese Erklärung in Betracht ziehend, nicht verstehen können, auf welche Weise Pikki, der nicht die Möglichkeit hatte, solche Zeichen in Form von dem Experimentator selbst unbemerkbaren Augenbewegungen bei dem Versuche mit verbundenen Augen zu benutzen, nichtsdestoweniger die Aufgabe vollkommen gelungen ausführte. Man muss auch hierbei die Voraussetzung, dass im Versuch mit der Suggestion, sich auf den ausgestopften Wolf zu stürzen, der Hund sich von der Mimik des Gesichts des Induktors leiten liess, fallen lassen, weil derselbe Versuch einige Zeit nachher so wiederholt wurde, dass D. absichtlich während der Suggestion sein Gesicht durch ein künstliches Lächeln verzerrte, und ungeachtet dessen der Versuch vollkommen gelang, da der Hund genau die suggerierte Aufgabe ausführte.

Dass alle meine Versuche nach einer nur mir bekannten Aufgabe ausgeführt wurden, einige in Abwesenheit D.s und anderer Nebenpersonen, muss entsprechend von den Skeptikern berücksichtigt werden.

Ich komme zu weiteren Beobachtungen über die Gedankeneinwirkung des Menschen auf das Verhalten der Tiere[1]).

Die Frage von der unmittelbaren Einwirkung der Menschen auf die Tiere hat eine direkte Beziehung zu der noch sehr dunkeln Frage der Telepathie. Deshalb muss ich hier als Ergänzung zum früher Gesagten eine kurze Aufzählung dessen, was uns mehr oder weniger Positives über die Telepathie unter den Menschen bekannt ist, anführen. Doch es ist zu bemerken, dass die Frage der Telepathie eine zweifache ist. Die eine

[1]) Berichtet vom Akademiker W. Bechterew auf einer Konferenz des Instituts zum Studium des Gehirnes und der psychischen Tätigkeit. 2. Februar 1920, mit Einschluss des dem Bericht zugrunde liegenden Materials, mitgeteilt auf derselben Konferenz am 8. März 1920.

gehört zur sog. spontanen Telepathie, die andere zur experimentellen. Die erstere ist voll von teils geprüften, teils nicht genügend geprüften Beobachtungen. Sie sind in verschiedenen Werken, von denen wir das Buch Flammarions: „Aus dem Gebiet des Unbekannten“, Pogodins: „Einfache Rede über weise Dinge“, 1875, Bulgakows: „Aus dem Gebiet des Geheimnisvollen“, W. W. Bittners: „Glauben oder nicht Glauben“, Duprels: „Gedankenlesen“, E. Gurneys: „Telepathie“, Marillers: „Lebende Gespenster“, Luys: „Les émotions et l'action à distance“ u. a. nennen.

Auf Grund der Versuche gelangte Kotik zum Schluss, dass die aus dem Gehirn sich ausscheidende „psychische Energie“ einer Person im Moment des Denkens in das vor ihr liegende Papier übergehe, in ihm dann enthalten sei, von ihm auf einen andern Ort übertragen werde und. wieder zu einer andern Person übergehend, im Gehirn der letzteren entsprechende Vorstellungen hervorrufen könne. Zu dieser Folgerung kommt der Autor mit der bedeutungsvollen Erklärung: „Wie sonderbar, ungereimt, unwahrscheinlich, unmöglich usw. es auch auf den ersten Blick scheinen möge, soll man doch nicht vergessen, dass diese Folgerung von unwiderruflichen Tatsachen gebieterisch diktiert wird und sie verneinen — hiesse Tatsachen verneinen.“

Von den andern Folgerungen Kotiks über die Entwicklungen und Eigenschaften der psycho-physischen Energie werde ich hier nicht reden. Ich bemerke nur, dass in der Schlussfolgerung der Autor zugibt, dass bei der Gedankenübertragung N-Strahlen nicht in Form der Blondlotschen, sondern der Charpentierschen, die sich in einigen ihrer Eigenschaften von den ersteren unterscheiden, eine Rolle spielen, und dass man Grund hat, die Existenz einer besonderen psycho-physischen Emanation anzunehmen. Leider finden wir in der Literatur weder eine Bestätigung der Blondlotschen N-Strahlen, deren Existenz von den deutschen und englischen Autoren bestritten wird, sondern auch der Charpentierschen. Wenigstens sind mir während der letzten Zeit keine solche Untersuchungen bekannt, und die psycho-physische Energie wenigstens von der physischen Seite blieb nach den Angaben des Autors selbst unbewiesen.

Es ist überflüssig, zu sagen, dass die Bedeutung der Untersuchungen Kotiks ausschliesslich vom Vertrauen abhängt. Hierbei muss man berücksichtigen, dass der Autor in den Versuchen mit S. Starker von professionellen Mantevisten irregeleitet war, und zwar ungeachtet dessen, dass die Aerzte, Teilnehmer und Zeugen seiner Versuche seiner Erklärung nach bestätigten, dass „hier irgendwo ein Betrug obwalten müsse“. Unterdessen muss man sich der Meinung Grassets anschliessen. der in einer seiner Arbeiten[1]) erklärt: „Ein wissenschaftlicher

[1]) Grasset, L'Okkultisme, 1907, S. 369.

Beweis der Gedankensuggestion und Gedankenübertragung hat sich noch nicht ergeben, aber es gibt doch gleichzeitig Versuche, z. B. von Lombroso und Ch. Richet, die darauf hinweisen, dass man die Frage nicht fallen lassen darf, und dass sie in Zukunft, wenn auf die Versuche mehr Mühe verwandt wird, wenn sie ohne professionelle Errater gemacht und vor allem die einfachsten Versuche organisiert sein werden, gelöst sein wird." Solange die Tatsache der Gedankensuggestion nicht als feststehend anerkannt wird, muss man sich mit den einfachsten Versuchen begnügen, aber solchen, die von andern Personen geprüft werden und gleichzeitig jeglichen Verdacht von Betrug des Experimentators ausschliessen, was nicht einmal bei der Untersuchung hysterischer und professioneller Agenten in Beziehung auf Hellsehen und Telepathie nach Art der Mantevisten und Spiritisten der Fall war. Man muss zugeben, dass in dieser Beziehung Tiere als Objekte von Experimenten eine unbedingte Garantie gewähren.

Man hat in dieser Beziehung mit Tierversuchen auch einen besonderen Vorteil und zwar den, dass sie die menschliche Sprache nicht verstehen. Folglich kann man in diesem Fall die unwillkürliche Voraussetzung, dass in irgend einem Falle der Perzipient aus dem Auffangen eines schwachen, bei der Gedankenspannung sich äussernden Flüsterns Nutzen zieht, fallen lassen. Ausserdem ist es viel leichter bei Versuchen mit Tieren, die Möglichkeit auszuschliessen, irgendwelche Zeichen zu benutzen.

In dieser Beziehung muss man den Tierversuchen, z. B. mit Hunden, im jetzigen Stadium der Frage, wo es notwendig ist, die Tatsache der unmittelbaren Einwirkung festzustellen, den unbedingten Vorzug vor den Versuchen mit Menschen geben. Eben deshalb messe ich den von uns mit den dressierten Hunden zu verschiedener Zeit gemachten Versuchen eine besondere Bedeutung bei, um so mehr als diese Versuche jetzt auf meinen Vorschlag und nach meinem Plan von den Aerzten Karmanoff und Perepel, die zu diesem Zweck nach Moskau zur Vornahme von Versuchen am dressierten Hund „Pikki" abkommandiert sind, fortgesetzt werden. Ich bin in der Lage, die Protokolle der nach meinem Vorschlag und Plan ausgeführten Versuche der erwähnten Aerzte mitzuteilen.

Protokolle der von den Aerzten J. Karmanoff und J. Perepel gemachten Versuche von unmittelbarer Suggestion auf Tiere. 19. Januar 1920.

Die Bedingungen der Versuche bestanden in folgendem: Vor keinem Versuche kam der Experimentator D. in Berührung mit dem Hunde und sah ihn auch nicht. D. wurde erst nach der Feststellung der Bedingungen des Versuchs ins Zimmer geführt.

1. Ein einfacher Versuch von Uebertragung einer gewünschten, vom Experimentator dem Perzipienten aufgetragenen Handlung, die darin bestand, dass der Hund auf den Stuhl, dann auf den Tisch springen und das auf demselben liegende Papier nehmen solle. Der Experimentator hatte den betreffenden Gegenstand vorher nicht berührt.

Der Versuch begann um 2 Uhr 35 Minuten. Der Hund war erregt und zitterte. Nach Fixierung mit dem Blick und entsprechendem Fassen springt der Hund auf den Stuhl, dann auf den Tisch und nimmt das bezeichnete Papier, obgleich daneben eine Bürste und ein Handtuch lagen.

Unmittelbar nach dem Fixieren ging der Experimentator auf die im Sinne der Ausführung der gedachten Handlung entsprechende Seite, dadurch gleichsam dem Hunde den Weg freigebend. Während des Versuches stand der Experimentator mit dem Rücken zum Tisch.

2. Der folgende Versuch: Dem Experimentator wird es überlassen, den Hund nur mit dem Blick zu fixieren, nachdem er vorher einige Passes gemacht, aber seinen Kopf nicht mit den Händen zu halten. Es wurde gedacht: durchs Zimmer laufen, auf den Stuhl, dann aufs Büfett springen, von den dort liegenden Gegenständen einen bestimmten Löffel nehmen und ihn dem Experimentator überbringen.

Es wurde folgendes gemacht: Der Assistent fixiert unbeweglich den Kopf des Hundes, der Experimentator fixiert den Hund mit dem Blick. Der Versuch hat um 3 Uhr 5 Minuten angefangen. Nach 4 Minuten (nach dem Anfang des Versuches) springt der Hund auf den Stuhl, aufs Büfett, nimmt nach einigem Zögern den bezeichneten Löffel und bringt ihn dem Experimentator. Der Experimentator folgt während der ganzen Zeit bis zur Ausführung der Aufgabe dem Hunde mit den Blicken. Nach dem Versuch wird der Hund wieder vom Experimentator getrennt.

3. Versuch. Der Experimentator fixiert mit verbundenen Augen den Kopf des Hundes. Es wurde gedacht: dem daselbst sitzenden Doktor auf die Knie springen und den dort liegenden Handschuh nehmen. Ausführung: um 3 Uhr 25 Minuten fängt der Experimentator an, den Kopf des Hundes zu fixieren. Nach 2 Minuten führt der Hund das Gedachte aus.

4. Versuch. Das Gesicht des Experimentators wird mit einem Blatt Papier mit darin ausgeschnittenen Oeffnungen für die Augen bedeckt. Gedacht: Der Hund muss einige Schritte zu einem ausgestopften Seelöwen laufen und ihn anbellen. Ausgeführt. Der Versuch wurde um 3 Uhr 35 Minuten angefangen. Nach 2 Minuten langem Fixieren stürzt sich der Hund bellend auf das eine Maske vorstellende Blatt Papier. Ein wiederholter Versuch ergab dasselbe Resultat.

Beim dritten Versuch macht der Experimentator gleichsam eine hinweisende Bewegung (vielleicht eine unwillkürliche) nach der Richtung des Seelöwen, und der Hund erfüllt das Gedachte. Das Wesentliche des Versuches bestand darin, dass der Experimentator bei sich das Gefühl des Aergers hervorzurufen bemühte und es dem Hunde mitzuteilen versuchte.

Nach genannten Versuchen fühlte sich der Experimentator müde — der Puls betrug 108, war unregelmässig, leicht drückbar, weshalb er um eine Unterbrechung bat.

Die Versuche wurden um 6 Uhr 30 Minuten erneuert. Der Puls war 96.

5. Feststellung des Versuches: Das Gesicht des Experimentators wird durch einen Holzschirm vor dem Hunde verborgen, der Kopf des Hundes wird vom Experimentator fixiert. Es wurde gedacht: Der Hund sollte durch die Tür

ins andere Zimmer gehen, dem dort sitzenden Doktor auf die Knie springen und ihn küssen. Der erste Versuch endet nach 4 Minuten mit einem Misserfolg, wahrscheinlich deshalb, weil der Stuhl, auf dem der Hund sass, umfiel. Der zweite 2 Minuten dauernde Versuch misslang ebenso, da der Hund nicht das ausführte, was gedacht worden war, sondern das, was man früher beabsichtigt hatte, zu denken, aber auf D.s Anraten verworfen hatte, nämlich ein Stück Brot aus einer auf dem Tisch liegenden Röhre zu nehmen. Dann beim dritten Versuch führte der Hund schnell das Gedachte aus.

6. Feststellung des Versuches. Das Gesicht des Experimentators wird vor dem Hunde hinter einem Metallschirm verborgen; der Kopf des Hundes wird mit den Händen fixiert. Aufgabe: Auf den Stuhl, auf den Tisch und wieder auf den neben dem Tisch stehenden Stuhl zu springen und die über dem Tisch hängende Birne zu ergreifen. Der erste 1 Minute dauernde Versuch endete mit einem Misserfolg. Der zweite endete damit, dass der Hund auf den Stuhl sprang, dann auf dem Tisch lange unschlüssig umherlief, dann doch auf den Stuhl sprang und sich bemühte, die Birne zu ergreifen. Nachher lief er lange unschlüssig umher. Der dritte 10 Minuten lange Versuch, der mehrmals unterbrochen und erneuert wurde, führte zu keinem bestimmten positiven Resultat. Der Hund sprang auf den Stuhl, auf den Tisch, drehte sich unschlüssig, stellte sich auf die Hinterbeine, streckte sich in die Luft, konnte aber die Birne nicht ergreifen. Dann wurde der Schirm entfernt, aber der Hund konnte ungeachtet dessen das Gedachte nicht ausführen, lief lange sehr unruhig umher, und erst dann, als der Assistent mit dem Finger auf die Birne wies, ergriff er dieselbe und fühlte augenscheinlich eine Erleichterung.

Der Versuch wurde um 7 Uhr 35 Minuten gemacht.

7. Ein gleicher Versuch, aber mit einem Paraffinschirm um 10 Uhr abends. Es wurde gedacht: Auf den Stuhl und auf den Tisch zu springen und ein Papier zu nehmen. Die dreimaligen, 5 Minuten langen, von Passes begleiteten Versuche endeten mit einem positiven Resultat.

8. Ein ebensolcher Versuch, aber ohne Passes und Berührung. Es wurde gedacht: Vom Stuhl eine Burkane zu nehmen. Drei Minuten beharrlichen Fixierens durch den Paraffinschirm ergaben kein positives Resultat. Nachdem der Schirm durch einen metallenen ersetzt worden war, wurde der Versuch von Erfolg gekrönt, wobei der Experimentator den Hund nicht berührte, sondern seine Aufmerksamkeit während des Fixierens seiner Augen durch den Schirm auf sich lenkte, indem er ihn beim Namen rief.

Während aller Versuche bemühten sich die Anwesenden nach Möglichkeit, nicht an die gedachte Handlung zu denken. Ich führe dann die von Dr. Flexor gemachten Versuche an, der zu diesem Zweck späterhin auf meinen Vorschlag nach Moskau abkommandiert wurde. Es wurden im ganzen 9 Versuche gemacht, wobei beim ersten derselben Durow der Experimentator war, Dr. Flexor assistierte, im zweiten war Dr. Flexor Experimentator, D. assistierte. Die übrigen 7 Versuche wurden von Dr. Flexor in Abwesenheit von D. selbständig ausgeführt, der gar nicht wusste, dass man sich versammelt hatte, um dem Hunde zu suggerieren. Bei diesen 7 Versuchen assistierte Dr. D. Einhorn. Alle diese Versuche können als gelungen bezeichnet werden (ihre Resultate sind in der von Dr. Flexor gedruckten Arbeit an-

geführt worden) mit Ausnahme des vierten, bei dem der Hund das im Käfig befindliche Kaninchen anbellen sollte. Nach der vorgenommenen Suggestion, die 7 Minuten dauerte, regt sich der Hund auf, läuft durchs Zimmer am Käfig vorüber, aber führt nicht das Gedachte aus. Es erweist sich, dass es ihm immer streng verboten worden war, die in den Käfigen befindlichen Tiere anzubellen. Der Experimentator übergibt das Gedachte Durow und bittet ihn, den Versuch zu beenden und ihn zu vertreten. D. setzt die Suggestion fort, der Hund vollführt nach 2 Minuten das Gedachte, wobei er das Kaninchen aus der Entfernung anbellt. Die weiteren Versuche haben bewiesen, dass weder der Holzschirm, der den ganzen Kopf des Experimentators von allen Seiten verdeckte, noch der Paraffinschirm in Form einer dick mit Paraffin vergossenen Konservationsbrille für die Augen die Ausführung der Gedankensuggestion hinderte.

Zum Schluss wollen wir hier nur die zwei folgenden von Dr. Flexor beim Assistenten Einhorn (in Durows Abwesenheit) mit dem Hunde gemachten Versuche anführen.

8. Versuch. Der Hund muss auf den Stuhl, auf dem ein Zirkuskostüm liegt, springen. Vor dem Versuch überdenkt der Experimentator das für den neunten Versuch Gedachte. Bedingungen des Versuchs: Der Experimentator hält den Hund am Kopf, zwischen ihnen befindet sich der Paraffinschirm in Gestalt einer grossen, schwarzen, runden Konservationsbrille, mit einer dicken Paraffinschicht vergossen. Der Hund regt sich nach dem Suggerieren auf und führt während $1^1/_2$ Minuten nicht das, was für den achten Versuch, sondern das, was früher für den neunten gedacht worden war, aus; er musste beim neunten Versuch vom Schreibtisch ein Journal ziehen, was er auch beim achten Versuch ausführte.

9. Versuch. Es wurde gedacht, wie schon früher erwähnt, dass der Hund das Journal vom Schreibtisch ziehen solle. Bedingungen des Versuches: Den Kopf des Hundes hält der Assistent, der Experimentator berührt ihn nicht und ist von ihm durch einen Paraffinschirm getrennt. Nach $2^1/_2$ Minuten berührt der Hund, nachdem er sich aufgeregt und mehrere unnötige nervöse Bewegungen gemacht hat, das Zirkuskostüm, das einen Bestandteil des im achten Versuche Gedachten bildete, aber führte nichts von dem im neunten Versuch Gedachten aus.

Um die Voraussetzung, dass sich der Hund bei der Ausführung einer bestimmten Aufgabe von irgend welchen unwillkürlichen Zeichen seitens des Experimentators habe leiten lassen, zu beseitigen, machte ich dem zu diesem Zweck nach Moskau abkommandierten Dr. Iwanoff-Smolensky zusammen mit Dr. Flexor den Vorschlag, nochmals mit Pikki Versuche unter der Bedingung zu machen, dass der Besitzer des Hundes nicht anwesend sei, und dass der Hund unmittelbar vor dem Versuch ins Zimmer geführt würde, damit der Experimentator sich selbst nach der Gedankensuggestion entweder durch den Schirm oder auf andere Weise entferne und der Assistent, der die Aufgabe des Ex-

perimentators nicht kenne, der Ausführung der dem Hunde gestellten Aufgabe folgen solle. Leider war der Hund in der Zeit, wo man solche Versuche ausführen konnte, krank und ausserdem in der Periode der Geschlechtserregung, weshalb die Versuche nicht ganz gelingen konnten. Nichtsdestoweniger können von den gemachten Versuchen die beiden folgenden nach der Beschreibung des Experimentators angeführt werden:

D. (der Besitzer des Hundes) ist abwesend. Ich schreibe im Zimmer W.s die Aufgabe auf: Der Hund muss einen unter dem Tisch im Zimmer A.s liegenden Papierball mit den Zähnen ergreifen. Doktor Flexor, der die Aufgabe nicht kennt, lässt den Hund ins Zimmer A.s, setzt ihn auf den Stuhl, fixiert seinen Kopf. Ich stehe auf der Schwelle, der Hund ungefähr eine Arschin[1]) von mir. Beim ersten Versuch des Tieres, sich loszureissen, trete ich rasch in W.s Zimmer zurück, schlage dabei die Tür zu. Nach Dr. Flexors Erzählung läuft Pikki, nachdem er vom Stuhl gesprungen ist, zu dem von mir bezeichneten, unter dem Tische liegenden Papierball, berührt ihn mit der Schnauze, läuft dann abwechselnd zu zwei andern Bällen, mit denen er dasselbe macht. Der andere Versuch bestand in folgendem: Ich suggeriere, dass der Hund aus dem Zimmer A.s ins Zimmer W.s laufen und dort auf den Lehnstuhl springen solle. Der Hund stürzt ins andere Zimmer, ihm folgt Dr. Flexor, der die Aufgabe nicht kennt und die Tür hinter sich schliesst. Nach ihrer Aussage springt Pikki auf den neben dem von mir bezeichneten Lehnstuhl befindlichen Diwan und kratzt die Wand mit der Pfote.

Es war zweifellos, dass in beiden Fällen die Aufgabe, wenn auch nicht mit absoluter Genauigkeit, so doch in ihren Hauptpunkten und vor allem in der Richtung der Bewegung der Gedankenaufgabe gemäss ausgeführt worden war. Dabei überzeugte ich mich bei persönlicher Erklärung der Bedingungen dieser Versuche, dass das Endziel der Aufgabe weder in dem einen, noch in dem andern der Versuche — das Papier in einem Versuch und der Lehnstuhl und der danebenstehende Divan im andern Versuch — sich im Gesichtsfelde des Experimentators befanden. Alle Papierabfälle waren vom Experimentator von annähernd gleicher Grösse gemacht und befanden sich an verschiedenen Stellen des Zimmers, wobei, obwohl der Ball, zu dem der Hund gehen sollte, sich durch nichts von den andern unterschied und der dritte in der Reihe war, der Hund sich doch zuerst, nachdem er ins Zimmer gelaufen kam, auf ihn stürzte, ohne etwas anderes nebenbei zu suchen. Dasselbe war auch beim Versuch mit dem Divan der Fall, der neben dem Lehnstuhl stand.

Zum Schluss muss man hinzufügen, dass Pikki Gedankensuggestionen solcher Bewegungen, wie das Belecken, gut gelingen, während er das Niesen nur auf mündlichen Befehl ausführt.

Alle nach meiner Aufgabe gemachten Versuche, sowie auch die von mir mit den beiden dressierten Hunden ausgeführten, bei denen Pikki schon seitens vieler Experimentatoren Versuchen mit positivem

---

[1]) Etwa 71 cm.

Resultat unterworfen worden war, geben die Möglichkeit, folgende Schlussfolgerungen zu ziehen:

1. Eine unmittelbare Einwirkung durch die sog. Gedankensuggestion auf das Verhalten der Tiere ist sehr leicht an speziell an Gehorsam gewöhnten Hunden zu bewerkstelligen.

2. Sie kommt auch ohne jeglichen unmittelbaren Kontakt des Induktors mit dem Perzipienten und bei gleichzeitiger Trennung durch eine Scheidewand, in Form von Verbinden der Augen des Induktors, Aufstellung eines hölzernen oder Metallschirmes, Paraffinkonservationsbrille usw. und sogar dann zustande, wenn der Experimentator der Möglichkeit beraubt ist, der Ausführung der Gedankensuggestion durch den Hund selbst zu folgen.

3. Hieraus, sowie auch aus den Versuchen mit Vorsetzen einer Papiermaske vors Gesicht des Induktors folgt zweifellos, dass eine unmittelbare Einwirkung auf dressierte Hunde ohne irgend welche Zeichen, nach denen sich das Tier bei derartigen Versuchen richten könnte, vonstatten geht.

4. Dadurch wird die ganze Frage von der unmittelbaren Einwirkung der Gedankensuggestion auf die Bedingungen eines laboratorisch-physiologischen Experiments eingestellt und kann sowohl im Sinne der Aufklärung der Bedingungen der Uebertragung als auch des Perzipierens der Gedankensuggestion vielseitig bearbeitet werden.

5. Die angeführten Versuche hinterlassen keinen Zweifel daran, dass die Versuche von Gedankensuggestion bestimmter Handlungen und mimisch-somatischer (emotioneller) Reaktionen an dressierten Hunden ausgezeichnet gelingen.

6. Wenn eine in Gedanken suggerierte mimisch-somatische Reaktion oder Emotion eine andauernde Spur im Gehirn des Hundes hinterlassen hat, kann sie die Ausführung der darauffolgenden Suggestion hemmen und anstatt ihrer jene Reaktion ohne neue Versuche zur Suggestion der gegebenen Reaktion anregen.

7. Wenn eine einmal gedachte Suggestion durch eine andere ersetzt wird, kann dieser Ersatz dazu führen, dass ungeachtet dessen, d. h. ungeachtet des Versuches, die Wirkung der zweiten resp. der stellvertretenden Suggestion hervorzurufen, die ursprünglich gedachte Suggestion zustande kommt. Dasselbe kommt auch bei der Umstellung der Reihenfolge zweier Suggestionen vor. In letzterem Falle kommt bei einem neuen Versuch der Suggestion, zum zweitenmal eine ursprünglich gedachte Handlung auszuführen, die folgende Suggestion zustande.

8. Daraus ergibt sich, dass nicht nur eine anhaltende Spur im Gehirn des Hundes von der ungelösten ursprünglichen Suggestion bleibt, die, wie auch im Falle der Suggestionen der mimisch-somatischen Reaktionen, eine entsprechende Wirkung bei irgend einer andern Suggestion

hervorrufen kann, indem sie gleichzeitig das Zustandekommen der neuen Suggestion hemmt, sondern auch das Zustandekommen der Wirkung bei neuen Versuchen der Suggestion kann der Ordnung der ursprünglich gedachten Suggestionen folgen, wenn man das auch durch neue Suggestionen anderer Art verhindern will[1]).

Es ist kaum nötig, von der Erwünschtheit weiterer Versuche in den verschiedensten Richtungen an Hunden zu sprechen, wobei eine besondere Bedeutung bei diesen weiteren Versuchen nicht nur die Ergründung der Bedingungen der Uebertragung der Gedankeneinwirkung vom Induktor zum Perzipienten haben wird, sondern auch das vielseitige Studium der Verhältnisse, der Hemmung und die Ausführung solcher Suggestionen, die sowohl ein theoretisches, als auch praktisches Interesse haben müssen.

In Anbetracht dessen, dass die angeführten Versuche die Voraussetzung, dass ein Tier bei der Ausführung der Suggestion irgend welche dem Experimentator selbst unbemerkbaren Zeichen bei der Ausführung der Gedankeneinwirkung benutzt, ausschliessen, und die zwei letzten Versuche diese Frage ausser Zweifel lassen, muss man die Möglichkeit der Uebertragung der Gedankeneinwirkung eines Individuums aufs andere mittelst irgend einer Art von Strahlenenergie zugeben. Abgesehen davon, dass die Strahlenenergie dieselbe ist, die auch in andern Fällen eine Bedingung für die Uebertragung der Einflüsse eines Körpers auf den andern auf Entfernung schafft, muss man berücksichtigen, dass beim Durchgang des Nervenstroms im Gehirn wir elektro-negative Schwankungen des Zeigers des Galvanometers finden, was für eine Teilnahme des Nervensystems an den Funktionen der Strahlenenergie spricht[2]).

Wenn aber der Nervenstrom von einer elektro-negativen Schwankung begleitet wird, ist es klar, dass es sich hierbei um eine Zersetzung der Moleküle und Atome handelt, mit denen zusammen die Ionen, als mit negativer Elektrizität geladen, sich aus dem gebundenen Zustande befreien. Auf diese Weise muss man sich vorstellen, dass die Empfänglichkeit unserer Organe bei äusseren Einwirkungen sich nur dann äussert, wenn ein äusserlicher Anlass irgend welcher Art die Nervenmoleküle des Perzeptionsorgans durch Ionisierung zersetzt, wodurch die Erregung des entsprechenden Neurons beginnt. Der bei der

---

[1]) Später habe ich noch einige Versuche der Gedankeneinwirkung in der Form suggerierter Zahlen mit dem anderen Hund „Desi" in der Wohnung D.s gemacht. Der Hund Desi äusserte ähnlich dem „Lord" (s. oben) die Summe der Gedankenzahl durch Bellen. Diese von mir gemachten Versuche waren grösstenteils erfolgreich und sogar dann, wenn der Experimentator in einer besonderen Kammer vor dem Tier verborgen war. Von diesen Versuchen an anderem Orte.

[2]) Siehe die aus meinem Laboratorium über diesen Gegenstand stammenden Dissertationen: Dr. Kaufmann: „Von der zweiseitigen Leitung der peripherischen Nerven!" Dr. Trivus: „Die Ströme der Elektrizität in der Gehirnrinde" und Dr. Larionow: „Von den Gehörzentren der Gehirnrinde". Obosrenije psychiatric (russisch).

Anspannung des elektrischen Potentials entstandene Unterschied führt infolge der begonnenen Zersetzung, der natürlicherweise eine Phase der Restauration folgt, zur Zersetzung und folglich zur Erregung der andern sich berührenden Neurone. Auf diese Art erstreckt sich die Erregung bis zur Gehirnrinde und durch diese, d. h. vermittelst der Assoziationsfasern, von den ableitenden Leitern zur Peripherie, d. h. zu den Muskeln und Drüsen, rückwärtsgehender zentrifugaler Wellen[1]). In Anbetracht dessen, dass die verschiedenen Perzeptionsapparate von ungleicher Struktur sind, hat man Grund anzunehmen, dass bei einer Reizung dieses oder jenes Organs, obgleich wir überall einen und denselben Zersetzungsprozess der Nervenmoleküle haben, die Welle dieses Prozesses wenigstens bis zum zentralen Apparate ungleichmässig sein kann, wobei die an der Peripherie des Organs entwickelte Welle von einem bestimmten Charakter laufen muss. Jenem Prozess den wir Gedanken nennen, und der in Wirklichkeit ein aufgehaltener Assoziationsreflex ist, liegt augenscheinlich derselbe Nervenstrom, der aber nur in der Gehirnrinde aufgehalten ist, zugrunde[2]). Dadurch erreicht die Anspannung der den Nervenprozess bedingenden Energie in der Rinde den höchsten Grad, indem sie gleichzeitig die Verbreitung des Stromes in den Assoziationsverbindungen bedingt.

Aber wenn dem Nervenprozess in der Rinde nichts anderes als die Strahlenenergie zugrunde liegt, so muss bei der Uebertragung der unmittelbaren Einwirkung eines Individuums auf andere dieselbe Energie teilnehmen.

Die Frage vom Wesen der Energie kann auf Grund der oben angeführten Daten nicht positiv entschieden werden. In einer Zeitung war über unsere Forschung vom 2. April 1920 folgendes gesagt: Allem Anschein nach muss man bald sagen können, dass der Gedanke gleich den Wellen des drahtlosen Radiotelegraphs eine Energie besonderer Art sei, die vom Gehirn eines Menschen wie von einer Abgangsstation ausgeht und unter günstigen Verhältnissen, unmittelbar ohne Hilfe von Worten oder Zeichen von der Bestimmungsstation — dem Gehirn des andern Menschen, und sogar nicht nur des Menschen, sondern auch des Tieres — aufgenommen werden kann. Hier werden freilich Vergleiche zugelassen; aber es ist zweifellos, dass der Gedanke des Menschen wie ein aufgehaltener Assoziationsreflex, wovon ich in meinem Buch „Allgemeine Grundzüge der Reflexologie“ (russisch) spreche, in Wirklichkeit eine Aeusserung der Energie in Form eines Nervenstroms ist, der infolge seines Aufenthalts die höchste Spannung erreicht.

Mit welcher Art von Energie haben wir es hier zu tun? Diese

---

[1]) Siehe meine Theorie der Entladungen in der Obosrenije Psych. für 1906 und in der Neur. Centr. desselben Jahres, und auch in meiner Arbeit „Psyche und

[2]) Siehe mein Buch: Die allgemeinen Grundzüge der Reflexologie, Petrograd 1918 und 1923.

Frage würde wohl eine detaillierte Erklärung erfordern. Aber da wir im Auge haben, dass der Nervenstrom von elektro-negativen Schwankungen oder dem Strom der Tätigkeit begleitet wird, und dieser selbst infolge der ihn begleitenden Ionisation der Phase der Zersetzung und der ihr folgenden Phase der Restauration des Nervenstoffs Schwankungen unterworfen ist, haben wir Grund anzunehmen, dass wir es hier mit Erscheinungen elektromagnetischer Energie und voraussichtlich mit den Herzschen Strahlen zu tun haben[1]).

Dieser Standpunkt hinsichtlich des Mechanismus der Uebertragung ohne Worte und andere Suggestionszeichen von einem Menschen von einem anderen Menschen oder einem Tier vorgenommen, verzeichne ich als eine der wahrscheinlichen Arbeitshypothesen, zu deren Kontrolle noch eine Reihe spezieller Experimente mit Anwendung genauer Methoden der zeitgemässen Physik vorgenommen werden müssen.

Die eventuelle Ausführung der Versuche besteht in Folgendem:

I. Als Induktor dient ein Mensch, der während des Versuches eine wortlose Suggestion mit maximaler Anstrengung macht, als Perzipient ein genauer physischer Apparat, der die produzierte Energie erfassen und registrieren kann.

II. Der Induktor ist ein Mensch, — der Perzipient ein Mensch oder ein Tier, das die Suggestion realisiert. Wenn hierbei in beiden Fällen das Resultat positiv ist, ist es erforderlich zur experimentellen Form der aktiven Energie überzugehen, was durch eine Isolierung des Induktors vom Perzipient durch verschiedene Schirme, wie z. B. Plomb, Paraffin u. a., die einige Strahlen durchdringen lassen, andere dagegen nicht, ermöglicht wird. Nach den Resultaten der Versuche kann man unter diesen Verhältnissen feststellen, welch eine Form der Strahlenenergie der Mechanismus der Uebertragung bedingt.

Solche Untersuchungen sind von mir mit den Mitarbeitern des Instituts für Hirnforschung schon begonnen worden und werden fortgesetzt werden.

Während des Druckes dieser Arbeit in russischem Text hatte ich auch schon gelungene Versuche von Gedankenübertragung in Entfernung an Menschen vorgenommen. Diese Versuche habe ich in einem Bericht auf einer Konferenz des Instituts zum Studium des Gehirns und der psychischen Tätigkeit besprochen und werde sie in einer andern Arbeit näher erklären.

Die in Rede stehenden Versuche wurden schon Anfang **1914** gemacht und dauerten mit einigen Unterbrechungen bis einschliesslich **1920**. Seitdem machte ich mich in Petrograd selbst an solche Versuche mit meinem in genannter Richtung vollständig undressierten jungen Hund „Gabisch". Von diesen Versuchen mit Gabisch will ich bemerken, dass er nach einiger Uebung das Gedachte auszu-

[1]) Schon nach meinen Untersuchungen war Akademiker Lazareff bei seiner Arbeit über die Ionentheorie des Nervenstromes zu ähnlichen Schlüssen gekommen.

führen begann, er sprang und setzte sich z. B. auf einen bestimmten von mir gedachten Stuhl. Leider mussten diese Versuche unterbrochen werden, weil sich der Hund nach einem misslungenen Sprung das Schultergelenk verrenkte und stark zu hinken anfing.

Jedoch hat mich die Tatsache zufriedengestellt, dass, wie dieser Versuch gezeigt hat, die oben angeführten Experimente nicht nur an dressierten, sondern zuweilen auch undressierten Tieren ausgeführt werden können, selbstverständlich nach einiger Uebung, d. h. Gewöhnung an diese Versuche.

Ich will hierbei bemerken, dass man in der Periode der Gewöhnung des Hundes an diese Versuche sie nicht sogleich in solche Verhältnisse bringen muss, die jede Möglichkeit der Benutzung irgend welcher dem Experimentator selbst unmerklicher Zeichen in Form von Bewegungen, z. B. der Augen, oder sogar die Ungewöhnlichkeit der Lage der aufzusuchenden Gegenstände ausschliessen, um nicht von Anfang an bei den Tieren jegliches Bestreben zum Aufsuchen der gedachten Gegenstände zu unterdrücken. Erst nachdem der Hund durch Aufmunterung (Füttern und Liebkosungen) sich mehr ans Aufsuchen gedachter Gegenstände gewöhnt hat, soll man allmählich zu solchen Versuchen übergehen, bei denen jegliche Möglichkeit der Benutzung irgend welcher äusseren Zeichen, sei es durch die Neuheit des Gegenstandes, durch eine ungewöhnliche Lage eines schon bekannten Gegenstandes oder auch durch Unmöglichkeit irgend welcher dem Experimentator selbst unmerklichen Bewegungen bei Aenderung von mir früher beschriebenen Methoden, vollständig ausgeschlossen werden muss.

Der menschliche Charakter im Lichte der neueren Psychologie.

Die Begutachtung des Geisteszustandes vor Gericht.

Von Landgerichtsarzt und Oberstabsarzt Dr. **M. Miller** † in Bayreuth.

> „Jede Tat eines Menschen ist das notwendige Produkt seines Charakters und des eingetretenen Motivs."
>
> Schopenhauer: „Freiheit des Willens."

Der Kriminalität verfallen nicht allein Minderwertige, Perverse, Abnorme, Geistesgestörte und geistig Kranke, zu ihr verirren sich auch geistig Gesunde, wenn Gier nach Mammon treibt, wenn Not und Verzweiflung drückt, wenn unbezwingbare Triebe stacheln, wenn Hass und Rache oder der Rausch des Affekts entflammt. Und hier wiederum ist weit weniger der harmonisch ausgeglichene Charakter im wechselvollen Lebensstrom gefährdet wie der ungleich und einseitig Veranlagte, gleichviel ob kalter Verstand oder blinde Leidenschaft im Uebergewicht sich befindet. Bei Erwägung dieser Dinge wird es niemand unzeitgemäss finden, wenn die Psychologie, bislang die treue Beraterin in der Schule, auch Einlass in foro begehrt, denn für gerichtsärztliche Begutachtung des Geisteszustandes ist heutzutage ebenso Ausbildung in der Psychologie wie Er-

fahrung in Psychiatrie erforderlich. Die Lehre vom gesunden, normalen Charakter dient als Grundlage zur Beurteilung des abnormen und kranken, sie bildet darum gewissermassen ein Normativ, von welchem der Gerichtsarzt bei der Untersuchung und Begutachtung seinen Ausgang nimmt. Ohne Psychologie gibt es keine zuverlässige und sichere, praktische Menschenkenntnis, wie wir sie zur Ergründung der verschiedenen und mannigfaltigen Charakterarten brauchen. Freilich bildet des Lebens Schule auch den Menschenkenner, der, soweit es sich nicht um kompliziertere Fälle handelt, auch seine Wege findet; die wissenschaftliche Expertise kann jedoch ohne Theorie und Schulung nicht auskommen.

Die alte Unterscheidung des menschlichen Charakters, d.i. der Gesamtheit der Willensrichtung eines Menschen nach den vier Temperamenten, d. i. der Art der Gefühlsreizbarkeit, deren Aufstellung die Psychologie den humoralphysiologischen Theorien des Galen entlehnt hat, ist anscheinend aus seiner Beobachtung individueller Verschiedenheiten des Menschen entsprungen. Für sanguinisch, melancholisch, cholerisch, phlegmatisch setzte Kant die deutschen Ausdrücke leicht- und schwerblütig, warm- und kaltblütig. Schopenhauer hält den Charakter des Menschen für individuell, angeboren und konstant, erkennt in Egoismus, Bosheit und Mitleid die drei ethischen Grundtriebfedern für menschliches Handeln und unterscheidet darnach den egoistischen, boshaften und herzensguten Charakter. Der erstere erstrebt eigenes Wohl, der zweite fremdes Leid, der dritte fremdes Wohl. Schopenhauer: „Von den ethischen Unterschieden des Charakters."

„Die Offenbarungen des siderischen Pendels," so betitelt sich ein Buch von Friedrich Kallenberg, das 1913 im Verlag von J. C. Huber, Diessen vor München, erschien. Demselben ist zu entnehmen, dass bereits Goethe in seinen Wahlverwandtschaften (2. Teil, 11. Kapitel) den siderischen Pendel erwähnt und dass 1867, 29 Jahre vor Erfindung des Radiums, Reichenbach auf Grund vielfacher Versuche zu dem Schluss kam, dass die Körper etwas radiieren und emanieren, das ihr Gewicht nicht verringert, durch Glas hindurchgeht und das auch auf Entfernung so mächtige Wirkung ausübt, dass es motorische Tatsachen vollbringt. Aehnliches Emanationsvermögen spricht Kallenberg nach dem Ergebnis seiner Versuche auf der photographischen Platte und dem davon abgezogenen Positiv, ferner auch Handzeichnungen, Aquarellen und selbst Oelbildern als Reflexemanation der vom Original ausgegangenen Strömungen zu. Die Pendelschwingungen erfolgen nach Kallenberg in verschiedenen Grundformen, von welchen der Kreis für Gold und Bilder männlichen Charakters, die Ellipse für Silber und Bilder weiblichen Charakters typisch ist.

Dr. R. Lauenburg und Leo von Siegen („Der siderische Pendel als Anzeiger menschlicher Charaktereigenschaften", Leipzig, Max Altmann 1915) stellen auf Grund von Untersuchungsergeb-

nissen Typen von charakteristischen Pendelerscheinungen auf: 1. Der mental-sensitive Ausschlag für geistige Grössen und strebsame Naturen. Der Pendel drängt hier wie bei anderen Schwingungen aber lebhaft nach vorwärts. 2. Der rein mentale Ausschlag, Ausdruck einer gewissen Gefühlskälte, selten bei Frauen. Sein Auftreten deutet auf kalten, scharfen Verstand, verbunden mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit, Ausschlag des skrupellosen Geldmachers, der Direktoren von Banken, Fabriken. 3. Der sensitive Ausschlag bei Dichtern, Komponisten, Künstlern. 4. Der animalische Ausschlag bei Menschen, die eben nur leben, Greisen, Kindern.

Die Aufdeckungen der Pendelversuche, die an die Erscheinung der Wünschelrute erinnern, haben viel Aufsehen erregt, und die Vertreter der Idee sind vielfach auf lebhaften Widerstand und Widerspruch gestossen. Doch wird man heutzutage, im Zeitalter der Radium- und Röntgenstrahlen solche Einfälle nicht ohne weiteres ins Bereich der Utopien verweisen dürfen, und wenn sich auch nicht alle Hoffnungen erfüllen, die von den ehrlich und ernsthaft strebsamen Forschern an die Erfolge der Pendelexperimente geknüpft werden, so sind diese doch mindestens der Nachprüfung wert. Was mich an der Sache interessierte, war zunächst die einfache Grundeinteilung von Pendelschwingungen und Ausschlägen in männliche und weibliche (Kreis, Ellipse), in mentale und sensitive. Denn seit Jahren trage ich mich mit der Idee einer einfachen Charakterdifferenzierung nach der elementaren Zusammensetzung des psychischen Komplexes aus Empfindungen (Vorstellungsbereich, Denksphäre) und Gefühlen (Gemüt), welch letzteren nach Meynert auch die Triebe, als auf Erhaltung und Fortpflanzung abgestimmte Gefühlsbetonungen beizuzählen sind. Beide, erweitert Geist (Vorstellungen, Gedankenbereich, Intelligenz, Verstand) und Gemüt (Temperament, Leidenschaft, Affekt), stehen zueinander in einem gewissen natürlichen Verhältnis wie Bruder und Schwester; denn, obgleich art- und wesensverschieden, sind sie wie diese gleichen Ursprungs.

Analogen Artverschiedenheiten begegnen wir auch in allem, was Geist und Gemüt im eigentlichen Wesen als charakteristisch zufällt. Der Geist sucht zu ergründen, — das Gemüt weidet sich am Effekt. Der Geist hat aktiv-kondensatives Bestreben — das Gemüt reaktiv-expansives. Der Geist ist Kraft — das Gemüt Kraftentfaltung. Der Geist ist aktiv — das Gemüt reaktiv, passiv; im übertragenen Sinn ist der Geist Erzeugung, Schöpfung, Befruchtung — das Gemüt Empfängnis, Fruchtentfaltung. Der Geist urteilt intuitiv nach Wesen und Inhalt, objektiv — das Gemüt unbewusst, nach Gefühlen, subjektiv. Der Geist will denken, schaffen, ergründen, erfinden — das Gemüt träumen, geniessen, schwärmen. Der Geist neigt zu Egoismus (Herrennatur) — das Gemüt zu Altruismus (Herden-, Sklavennatur). Der Geist hat in übertragenem Sinn männlichen, das Gemüt weiblichen Charakter; umgekehrt ist die Grundeigenschaft des

männlichen Charakters der Intellekt, der des weiblichen das Gemüt. Dass Männer mit Vorliebe an Paralyse, Paranoia, Wahnpsychosen erkranken, Frauen dagegen häufiger an Gemütspsychosen, wird man demnach nicht als blosse Zufälligkeit erklären.

Wie im psychischen Wesen, so tragen auch in den psychischen Grundeigenschaften Mannesgeist und Frauengemüt gegensätzlichen Charakter wie Selbstbewusstsein — Selbstlosigkeit; Fähigkeit zu Selbstzucht, Selbstbeherrschung — Leidenschaftlichkeit, Zügellosigkeit; Gründlichkeit — Oberflächlichkeit; Zielbewusstsein — Sorglosigkeit; Besonnenheit — Zerstreutheit; Ueberlegung — Gleichgültigkeit; Entschlossenheit — Zaghaftigkeit; Beharrlichkeit — Unbeständigkeit; Festigkeit — Bestimmbarkeit; Kaltblütigkeit — Furchtsamkeit; Ueberwindungsdrang — Fügsamkeit; Ueberordnungsbestreben — Unterwürfigkeit; in analogem Sinn: Kälte — Wärme; Härte — Nachgiebigkeit, Weichheit (Dur — Moll).

Morphologisch tritt uns die psychische Artverschiedenheit der männlichen und weiblichen Individualität am prägnantesten in der Skelettanlage entgegen. Der stark gewölbte Mannesschädel als Abguss eines mehr und voller entwickelten Gehirns kontrastiert gegen den lang-schmalen weiblichen, die knorrige und starke männliche Gliederform gegen die grazile und zierliche des Weibes, der markante Mannestritt gegen den leichtfüssigen und tänzelnden der Frau.

Ueber die der geistigen Tätigkeit zugrunde liegenden physiologischen Vorgänge, die wir ins Zentralnervensystem, speziell in das Gehirn und in den grauen Gehirnmantel verlegen, sind wir annähernd unterrichtet. Weniger gilt das für das Gefühlsleben, über dessen Physiologie wir im Grunde genommen bis heute auf Hypothesen angewiesen sind. Von all diesen am verständlichsten ist in dieser Beziehung die Erklärung nach James und C. Lange, die die Empfindungen der Gefühle auf wechselnde Spannungsvorgänge in der Muskulatur der arteriellen Gefässwandungen zurückführen. Was für eine derartige Deutung am meisten spricht, ist wohl der Umstand, dass wir die stärksten Gefühle (Angst, Erwartungsgefühle, Gefühle des Entsetzens, der Wut, der Ungewissheit) in der Brust empfinden, deren Organe ein Drittel der Gesamtblutmenge bergen, von dem mächtigen Nervengeflecht des Sympathikus versorgt sind und die Stelle der stärksten inneren Ausdrucksbewegungen (Herztätigkeit, Atmung) sind. Unter Anlehnung an die Phänomene der Schwingungen der tönenden Glocke und der Resonanz der klingenden Geige lassen sich psychologisch sinngemäss die durch Wahrnehmungen und Vorstellungen erzeugten Gefühle d. i. Fibrationen und Spannungen der gefühlserregten vasomotorischen Muskelelemente als psychophysische Resonanz bezeichnen.

Den tieferen Artverschiedenheiten in des Menschen Wesen entsprechen solche in seiner Lebensführung wie in seinem Schaffen und Formen, am

schlagendsten ausgeprägt in den Erzeugnissen von Kunst und Wissenschaft, der ureigenen Domäne geistiger Entfaltung. Im Lebenslauf aller Völker begegnen wir einem Auf- und Absteigen kultureller Entwicklung; Griechenland und das alte Rom bilden klassische Belege für diese kosmologische Erfahrungstatsache. Aehnliche Erscheinungen können wir auch in den Wandlungen von Kunst und Wissenschaft beobachten. Alle Anfänge in der Formengebung entwickeln sich gewissermassen aus Naturformen; aus diesen bilden sich zunächst Grundformen, diese erheben sich durch Veredlung und Vervollkommnung zu Kunstformen und eine Ausgeburt aus diesen, vielfach als Zeichen entarteter Auffassung und Geschmacksrichtung, sind die Phantasieformen. Grund- und Kunstformen sind Erzeugnisse eines grundlegenden und aufsteigenden Geistes, Phantasie formen Kinder des variabilitätsbedürftigen Gemüts. Erstere tragen darum starken männlichen, letztere weicheren weiblichen Formcharakter. So erklären sich all die kunsteigenen Gegensätzlichkeiten wie die zwischen antikem und gotischem Baustiel, griechisch-römischer und profaner Plastik, zwischen Renaissance und erotischer Malerei, zwischen klassischer und romantischer Poesie, klassischer und lyrischer Musik.

Die Baukunst hat als Erzeugnis des produktiven Geistes von den bildenden Künsten und der Poesie das unterscheidende, dass sie nicht ein Nachgebilde sondern die Sache selbst gibt; von ihr lässt sich darum ganz besonders ein Spiegelbild der zeitigen Geistesrichtung und Kulturentwicklung gewinnen. So tritt uns in den ägyptischen Pyramiden mit ihrer einfachen stereometrischen Konstruktion ohne fundamentale Trennung von Last und Stütze ein Typ aufsteigender Entwicklung entgegen. Das Eindrucksvolle und Monumentale liegt allein im Massigen und Massiven des aufgewendeten Materials, bestimmt zur Errichtung eines für die Karawanenzüge der Wüste weithin sichtbaren Wahrzeichens. In dem architektonisch vorbildlichen griechischen Tempelbau (Pantheon, Theseustempel zu Athen) findet das Fundamentalprinzip des konstruktionellen Verhältnisses von Last und Stütze seine Anwendung; nach ihm ordnet sich der Aufbau von Fundament, Pfeilern, Säulen, Gebälk, Fries, Giebel unter harmonischer Gliederung der einzelnen Teile zum ganzen in formvollendeter, edler und klassischer Geschlossenheit, die jeden zur höchsten Bewunderung zwingt.

Zur Erzielung gewaltiger Innenräume, die den griechischen Tempeln fehlte, schritten die Römer zur Konstruktion des Gewölbebaues (Pantheon, Kolosseum in Rom), den sie in feste Regeln brachten und auf das romanische Mittelalter und die Renaissance überlieferten. Hier erst erfuhr dieser im Kuppelbau der Peterskirche, dem architektonischen Meisterwerk Michelangelos, seine höchste Kunst- und Prachtentfaltung.

Die Katakomben und Basiliken der altchristlichen Kunst und

die kirchlichen Baudenkmäler des romanischen Mittelalters (Dome zu Speyer, Worms, Bamberg, Limburg, Ratzeburg, Tisa, Markuskirche zu Venedig) wie alle monumentalen Bauten der Renaissance tragen heute noch im mächtigen Gewölbebau den Stempel römischer Baukunst.

Wie als schwächere Form zur stärkeren verhält sich die Phantasieform des gotischen Baustils zur klassichen des römischen. Sarazenischen Ursprungs fand derselbe nach den Kreuzzügen Eingang im Abendland und wurde hier zunächst in Frankreich, später auch in Deutschland vorbildlich für viele Kirchenbauten (Notre Dame, Strassburger, Freiburger, Ulmer Münster, Kölner Dom). Dem gemütvollen christlichen Geist mit seiner dogmatisch-pessimistischen Weltverachtung und seinem Streben nach oben war der markante und gebietende Baustiel der römischen Antike weniger ansprechend wie der auf das zartbesaitete fromme Gemüt weit wirksamere gotische mit seinen himmelanstrebenden Spitzgewölben. Mehr noch wie die Gotik tragen Barock und Rokoko, namentlich in der Ornamentik, den Charakter phantastischer Kunstentartung.

Für die Plastik war bei den Griechen schon seit den ältesten Zeiten der Mensch, nicht die Gottheit der vollkommenste Gegenstand ihrer Darstellung. Dabei zeigte sich der Einfluss der griechischen Körperausbildung in den Gymnasien und Palästren auf die Kunst, die von Anfang den männlichen Körper — aber auch nur diesen — nackt bildete (Diskuswerfer, Apoll von Belvedère, Hermes von Praxiledes, Farnesischer Herkules, Stier), während sie erst im Laufe des 4. Jahrjunderts nach zaghaften Versuchen dazukam. Frauen, statt wie anfänglich in Kleidern, ebenfalls nackt darzustellen. Auch bei den Römern überwiegte in der Plastik die Verherrlichung männlichen Heldentums (Kaiserstandbilder, historische Kriegsdarstellungen), während Frauengestalten weniger und dann meist sitzend und in Kleidung zur Darstellung gelangten (Agrippina).

Der gotische Baustil erniedrigte die Plastik zur Dienerin der Architektur, die sich allen ihren Linien ohne jede Rücksicht auf Bildung des menschlichen Körpers unterordnen musste. Den gebogenen und geschwungenen Linien mussten die Figuren, die namentlich zum Schmucke von Portalwandungen dienten, folgen und diese Gewöhnung wurde schliesslich zum Kanon der gesamten Plastik, der schliesslich in der Darstellung der bald nach rechts und bald nach links gebogenen Statuetten sogar ein Schönheitsideal fand. Die moderne Plastik hält sich im grossen ganzen an die Antike, doch bricht sich immer wieder die Neigung zur Erotik der nackten Weiblichkeit in ihrer Einwirkung auf die Sinnlichkeit Bahn. Freilich lässt im Gegensatz zur Malerei die Darstellung in Erz und Stein durch die Erinnerung an die Leblosigkeit immer etwas kalt und vermag darum nicht so ein- und nachdrücklich auf die Lüsternheit zu wirken, wie die Erotik im Bilde, mit der sie jedoch an sich eines gemein hat, die Entartung des Geschmackes und des künstlerischen Fühlens.

Die Malerei in der Auffassung unserer Zeit nimmt ihren Anfang von der Renaissance. Was die italienische Kunst in allmählichem Fortschreiten während des 15. Jahrhunderts, beständig nach dem Ausgleich zwischen vollkommenster Naturwahrheit und höchster Schönheit ringend, als Preis dieses Kampfes gewann, das ist in den Schöpfungen von drei grossen, die Kunstgenossen aller Zeiten weit überragenden Meistern, Leonardo da Vinci, Michelangelo und Raffael zum vollkommenen, allgemein gültigen Ausdruck gekommen. Von jenen hat sich ein unermesslicher und unerschöpflicher Schatz von Schönheit, Hoheit und Erhabenheit auf die folgenden Geschlechter vererbt, ihre Werke sind die leuchtenden Vorbilder reiner klassischer Kunst für alle Zeiten geblieben. Zur Beleuchtung diene für diese Wahrheit der Hinweis auf weltbekannte Bilder, die als Quelle göttlicher Schönheit Gemeingut der gesamten gebildeten Welt geworden sind. Wiederum ist es vornehmlich die Verherrlichung männlicher Kraft und Schönheit in vergeistigter Darstellung; die den Künstlern bei ihrem Schaffen vorschwebte. So bedeutet Leonardo da Vincis „Abendmahl" in bildlicher Charakterisierung des Manneswesens vom Jüngling bis zum Greisenalter künstlerisch und psychologisch ein Meisterwerk, dem etwas Gleiches nicht an die Seite zu stellen ist.

Die Behandlung des nackten Körpers gelang Michelangelo in seinem „David" (Florenz) als bildendem Künstler wie in seinem „jüngsten Gericht" (Sixtinische Kapelle im Vatikan) als Maler unter dem Schleier symbolistischer Verherrlichung in einer Meisterschaft, die die geistig vollendetste Vereinigung von Idealen und Realen erreicht. Himmlische Weihe und Weihrauchduft entströmt Raffaels „sixtinischer Madonna", die selbst den Zweifler und Ungläubigen zur Andacht stimmen kann. In seinen allegorisch-biblischen Gestalten Adam und Eva (Mann und Weib) und die vier Apostel (die vier Temperamente) hat Dürer, der Altmeister deutscher Kunst, Idealgestalten geschaffen, die selbst seinen italienischen Zeit- und Kunstgenossen Achtung und Bewunderung abzwangen. Ein himmlischer Genius mit dem Hauche des Geistes der Renaissance inspirierte Rembrandt beim Entwurf seiner Kirchen und Altarbilder („Kreuzabnahme"). Deutsche Kraft, veredelt durch die Kunst der Antike und der Renaissance entflammte Boecklin zu seinen klassischen Zauberbildern mit den neckischen Gestalten aus dem Märchenwald uralter Zeiten. „Von Pans Flöte gelockt entschlüpfen die vor dem grauen Alltag geflüchteten göttlichen Bewohner der Wälder und Bäche, des Meeres und der Lüfte aus ihrem Versteck. Die Erde belebt sich wieder mit Faunen und Zentauren, mit Dryaden und Tritonen, vom Olymp herab steigt die alte Gottheit auf eine leuchtende seelige Erde und verbreitet Freude und Schönheit wie einst." (Rosenberg, Kunstgeschichte.)

Und das „Ewig-Weibliche" in der Malerei mit all seiner Lüsternheit und Sinnlichkeit, mit seinen Verführungs- und Bestrickungs-

künsten in Zeichnung, Ton, Kolorit und Inkarnat? Suchet in den pikanten französischen Salons, durchblättert die Skizzenbücher und Journale erotischer Kunst mit reklamehaften Titeln aller Art, wie „Moderne Kunst“, „Sezession“, „Das Nackte in der Kunst“, „Die weibliche Schönheit“ und es bietet sich eine neue Kunst, aber eine Kunst in der Entartung.

Mit der Malerei hat auch die Musik, ursprünglich zuerst in den Niederlanden als Kunst gepflegt, ihren ersten Aufschwung im Zeitalter der Renaissance, der Wiedergeburt der Künste genommen, als die allgemeine Begeisterung für die schönen Künste die Grossen veranlasste, an ihren Höfen Musik in eigenen Kapellen zu pflegen. Wie in der Poesie, so unterscheidet man auch in der Musik zwischen klassischer und romantischer oder lyrischer, erstere in der Wirkung mehr auf geistige Auffassung, letztere hauptsächlich auf das Gemüt gerichtet. Die Genialitäten der klassischen Tonkunst der letzten 5 Jahrhunderte, deren Werken wir in Kirchen, Theatern und Konzertsälen heute noch lauschen, sie reihen sich ebenbürtig an die gefeierten Klassiker der Dichtkunst aller Zeiten, mit denen sie in ihrem Kunstzauber die meist gleichzeitige Faszinierung von Geist und Herz gemein haben. Die erhabenen Meister des weihevollen polyphonen Kirchenchores Palestrina, Allegri, Mercadannte, Orlando, hoheits- und weihevoll in ihren Messen, Kantaten, Klage- und Jubelgesängen, der seriöse Schöpfer des Oratoriums Händel, einfach, schlicht und edel in Harmonie und Modulation wie in der Aufwendnng der Instrumentation und doch mächtig im dramatischen Aufbau, der mathematisch variierende und permutierende Fugenpolyphoniker Bach, der Altmeister dramatischer Musik Gluck, der mit funkelnden Tonperlen sonnighell tändelnde und scherzende Musenliebling Mozart, die klassische Gestalt des ton- und satzgewaltigen Symphonikers Beethoven, der melodiensprudelnde Schubert, der schwermütig klagende Schumann und der Dichterkomponist Wagner mit seiner chromatisch fliessenden Vertonung dramatischer Apotheose teutonischen Heldentumes — sie alle sind glanzvolle Sterne, in deren Leuchten Licht und Farbe, Ton und Wärme, Geist und Gemüt wechselseitig um den Vorrang rivalisieren.

Und die Romantiker der gemütvollen vertonten Lyrik, die Meister des Liedes, deren Namen nicht zu zählen? Sie zielen aufs Herz und darum sind sie wie die Dichter die Lieblinge der Allgemeinheit in allen Lebensaltern, ihre Kunst ist die populärste.

Die Dichterklassiker von Drama, Epos und Lyrik, Sophokles, Homer, Virgil, Shakespeare, Schiller, Goethe mit den Vertretern der Romantik, den Minnensängern und Meistersingern, Barden und Troubadours, sie waren von alters her die berufenen Psychologen und Geistesbildner der Allgemeinheit; sie geben durch Kindheit und Schule, wie durch das reife und das ernste Lebensalter und durch die stille Zurückgezogenheit des

Alters, das von der Wiege bis zum Grabe, jedem das Geleite. Gerade ihnen, besonders dem Dramatiker, dient beim Schaffen die Gegensätzlichkeit von Geist und Gemüt, der Urquell aller psychischen Disharmonie, allen Zweifelns und Misstrauens, allen Hassens und aller Feindschaft den ureigenen Vorwurf zur Darstellung und Beleuchtung des endlosen Kämpfens zwischen Vernunft und Leidenschaft, Mitleid und Herzlosigkeit.

Die fundamentale Scheidung des menschlichen Charakters nach den zwei Hauptkomponenten des psychischen Komplexes in einen männlichen mit vorwiegender Geistesausstattung und einen weiblichen mit überwiegender Gefühlsbegabung gibt uns den Schlüssel zur Ergründung menschlichen Wesens wie sie uns Einblick gewährt und Verständnis für alles menschliche Denken, Wollen, Fühlen, Handeln, Wandeln und Schaffen. Sie ermöglicht uns eine Reihe von Charaktertypen aufzustellen mit den gemütsbaren Barbaren, Eroberern, Despoten, Tyrannen, Unterdrückern und Egoisten auf der extrem intellektuellen und den leidenschaftlichen Stürmern und Fanatikern auf der extrem affektiven Seite, dazwischen in den mannigfaltigsten Kombinationen und Abstufungen die mehr weniger harmonisch ausgeglichen, in ihrer Kulmination mit ideal reichster Begabung die sublimen Geistesheroen aller Völker und Zeiten.

Auch zu einer Abtrennung aller Spiel- und Abarten menschlichen Charakters vermag sie uns zu verhelfen wie sie in den einseitig Intellektuellbegabten, den Grüblern, Nörglern, Bücherwürmern, Kritikastern Intriganten und Strebern mit ihrem krassen Egoismuss wie in den leidenschaftlichen und nach dem Affekt herrschenden Lebemännern, Geniessern Schwärmern, Fanatikern und Revolutionären, sowie in den psychischen Hermaphroditen der Weibmänner (Urninge) und Mannweiber (Junoren und in charakterlosen Triebmenschen vertreten sind.

Im weiteren erleichtert sie uns die Menscherkenntnis nach der kriminalen Seite, indem sie uns erkennen lässt, wie naturgemäss kalte Verstandesnaturen eher zu Verfehlungen gegen das Eigentum (Betrug, Unterschlagung, Hehlerei, Diebstahl, Einbruch) und auch zum Meineid, leidenschaftliche Charaktere dagegen leichter zu Widerstand und Angriffen auf die Person (Körperverletzung, Todschlag) kommen können und müssen. Auch über die Naturnotwendigkeit verschiedener Giftentfaltung des Alkohols auf das gegen Reize widerstandsfähigere kalte Phlegma und auf den hypersensiblen und leicht explosiblen Gemüts- und Affektmenschen vermag sie uns aufzuklären.

Was die Menschenkenntnis und -Erkenntnis so ungemein erschwert und schwierig gestaltet, das ist nicht allein die so grosse Mannigfaltigkeit der Charakterarten und -abarten in ihrer gesamten Entfaltung, und je nach dem Reichtum der Summe der Assoziationen und der Grösse des geistigen Inventars wie auch nach dem Einschlag

auf Geist und Gemüt, der nicht nur an sich, sondern auch als hemmender und treibender Faktor für das Triebleben von eminenter Bedeutung ist, es ist auch die für Charaktergründung unerlässliche Voraussetzung normaler eigener Charakteranlage und zudem reichster Lebenskenntnis und Lebenserfahrung. Denn wie ein Farbenblinder nie von Farbenpracht und Farbenreichtum, ein Ton- und Harmonietauber nie von Klangschönheit und Zauber der Harmonien eine Ahnung erhalten wird, so wird ein Gemütsarmer nie — „wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdets nicht erjagen" — die Tiefe menschlichen Gemüts, ein seichter Schwärmer nie das Hehre geistiger Grösse erfassen.

Fürs Leben gewährt uns endlich die Betrachtung des menschlichen Charakters im dargelegten Sinne die versöhnliche Perspektive, dass die Gegensätzlichkeiten des intuitiv strebenden Geistes mit dem für Glaube, Hoffnung und Liebe entflammten Gemüt in natürlichen Gesetzen seine Begründung hat und dass die leidige Disharmonie der menschlichen Charaktere wie auch namentlich die ewigen Meinungsverschiedenheiten und Differenzen zwischen den gefühllosen Männern und den unvernünftigen Frauen durchaus natürliche Dinge sind und dass dem Ruhebedürftigen nur der eine Rettungsanker des Rückzuges in die Einsamkeit verbleibt.

Ueber Syphilidophobie.

Von **Oluf Brüel**, Kopenhagen.

I.

Unter Syphilidophobie wollen wir im Folgenden die auxiliartraumatische Psychoneurose verstehen, in welcher der Patient die zwangsartige Vorstellung hat, dass er (in schwereren Fällen) von Syphilis angesteckt ist, — oder (in leichteren Fällen) unzweifelhaft von dieser Krankheit angesteckt werden wird; diese Vorstellung ist es, die sein Seelenleben beherrscht und ihm sein pathologisches Eigengepräge gibt. Dieses Phänomen hat man nur schlechtweg als eine Form der Neurasthenie ansehen wollen, und ist hier „Neurasthenie" im weitesten Sinne gemeint, so ist auch an und für sich nichts dagegen einzuwenden — nur ist die Begriffsbestimmung „Form der Neurasthenie" in so breiter Allgemeinheit gehalten, dass sich keine besondere Anweisung weder in bezug auf die nähere Natur der Krankheit selbst, noch der damit im genauesten Zusammenhang stehenden Behandlung ergibt. Der Zweck der vorliegenden kleinen Arbeit ist ein etwas mehr eingehendes Verweilen bei diesen Momenten und möglicherweise die Entdeckung

gewisser wesensbestimmender Eigentümlichkeiten von Bedeutung im obenerwähnten Sinne.

Die ältere Theorie fertigt im grossen und ganzen die Frage ab, indem sie sich an die oben angeführte Begriffsbestimmung hält: nur Form für Neurasthenie oder (Knud Pontoppidan) Symptom der Neurasthenie, während andrerseits schon hier die Möglichkeit angedeutet ist, dass Syphilidophobie so ausgeprägt auftreten kann, dass es sich als natürlich erweisen kann, von einer besonderen Krankheitsform zu sprechen.

Nun soll wohl zugegeben werden, dass man immer Aengste und Aengstlichkeiten in der Neurasthenie findet, in der Regel aber sind sie beim einzelnen Patienten von sehr verschiedener Eigenart und wechseln sogar in der Art beim einzelnen Patienten; aber wer an Syphilidophobie leidet, nährt nur und ausschliesslich Angst vor Syphilis, während ihn Tetanus, Cholera und Tuberkulose kalt lassen. Es ist gerade diese Monotonie der Aengste, die so charakteristisch für Syphilidophobie ist. Auch die Frage der differentiellen Diagnose zwischen Hypochondrie und Syphilidophobie wird hierdurch leicht. Schliesslich könnte man in diesem Zusammenhang die neuere Unterabteilung der Neurasthenie nennen, die Freudsche „Angstneurose", als falsche Quelle oder Abgrenzung für den Begriff der Syphilidophobie (Sigm. Freud, Neurosenlehre), aber bei Betrachtung des Begriffes Angstneurose tritt besonders die eo-ipso-Natur der Angst noch deutlicher hervor als bei der eben genannten Krankheitsform, da diese sich nicht einmal an bestimmte Vorstellungen zu klammern braucht, sondern es wird nur in Allgemeinheit verlangt, dass sich in der Psyche des Patienten ein Quantum Angst, „frei flottierend", finde. Syphilidophobie ist aber auf Grund des vorangehenden weder identisch mit Neurasthenie noch Angstneurose oder Hypochondrie, sondern man kann es verantworten, die Angstneurose als eine Spezies der Neurasthenie zu betrachten und die Syphilidophobie wieder als eine Spezies von dieser (besonders die leichteren Formen derselben mit Angst vor Ansteckung). Eine ähnliche Betrachtung kann man übrigens in bezug auf Hypochondrie anwenden, wenn man mit Beard diese als eine Art der Neurasthenie auffassen will; Syphilidophobie bleibt dann in dieser Stammtafel wieder eine Spezies der Hypochondrie (besonders die schwereren Formen derselben mit der Angst, bereits Syphilis zu haben). Da inzwischen diesen rein terminologischen Daten nur ein sekundäres Interesse zugesprochen werden kann, sollen sie hier im Hinblick auf die einleitungsweise gegebene Begriffsbestimmung nicht weiter verfolgt werden. Als erstes Resultat möchte ich nun feststellen, dass Syphilidophobie nicht identisch ist mit Neurasthenie, sondern dass sie in der Regel durch ihre Verwandtschaft mit dieser Krankheitsform diese zur notwendigen Voraussetzung zu haben scheint.

II.

Es ist behauptet worden (Berger), dass die besprochene krankhaft ausgeprägte Furcht vor Syphilis-Infektion, oder häufiger die Furcht, Syphilis zu haben, sich nur bei Personen findet, die einmal Syphilis oder ein anderes venerisches Leiden gehabt haben. Man scheint doch hier den Begriff mit einer überflüssigen Voraussetzung bebürdet zu haben, was sich leicht daraus erklärt, dass man das Natürliche mit dem faktisch Stattfindenden verwechselt hat, ja, man könnte sogar bis zu einem gewissen Grade behaupten, dass das Pathologische bei gerade dieser Angst, dieser psychischen Anormalität, welche die Phobie als solche kennzeichnet, bei dieser Betrachtung fortfällt. Hätte der Patient Syphilis gehabt, wäre es nicht etwas Anormales, sondern Wohlbegründetes für ihn, einen Wiederausbruch des Leidens zu erwarten. Krankhaft könnte man eine solche Furcht wohl kaum nennen, da sie selbst von einem vir constans geteilt werden könnte. Die Furcht vor einer Reinfektion würde in früherer Zeit, bei der älteren, mangelhaften Behandlung der Patient selten nähren, da es für ihn recht undenkbar wäre, dass er nicht andauernd immun bleiben würde, und würde er sich zu einer Reinfektion imstande fühlen, so wäre dieses ein Ausdruck für einen gewissen Sanguinismus seiner Anschauung, welches indes gerade absolut fremd für Syphilidophobie-Patienten ist, da dieser so stark unter dem leidet, was v. Krafft-Ebing „le raisonnement mélancholique“ nennt, mit andern Worten, er legt sich seinen Zustand jederzeit zu seinen Ungunsten aus. Nachdem die kombinierte Salvarsan-Quecksilberbehandlung in weitestem Maßstabe benutzt wird, kann eine solche Reinfektions-Syphilidophobie besser gedacht werden, aber infolge des soeben Angeführten wird die Angst doch fortdauernd mehr in der Richtung gehen, dass der Patient sich nicht geheilt glaubt, was vielleicht insofern als eine „Phobie“ angesprochen werden kann (wenn Wm. sich negativ gezeigt hat oder ähnliches), aber in der Regel wird wohl die Furcht nicht einer objektiven Begründung entbehren, so dass man nicht mehr von einer „Phobie“ reden kann. Auch die Forderung ist nicht stichhaltig, dass der Patient aus Mangel an Syphilis ein anderes venerisches Leiden gehabt haben muss. Erstens leidet der Begriff „venerisches Leiden“ an einer gewissen Unklarheit, so dass der gegebene Hinweis damit ziemlich illusorisch wird; und zweitens hat die Betrachtung, welche der besprochenen Annahme zugrunde liegt, nicht ganz die vorausgesetzte Allgemeingültigkeit: wohl ist es richtig, dass der Umstand, dass eine Person eine venerische Krankheit gehabt hat, seine Gedanken in die Geschlechtssphäre und die damit in Verbindung stehenden allgemeinen pathogenen Faktoren führt; und auf Grund des allgemeinen psychologischen „Interessengesetzes“ werden auch in der Regel diese Assoziationen eine besondere Festigkeit an-

nehmen, die in manchen — wohl den allermeisten — Fällen den geeigneten Ausgangspunkt für die krankhaften Uebertreibungen unseres Patienten bilden und ihn, den früher Psychisch-Gesunden (siehe Abt. I, Schluss), oder leichter, den bereits Neurasthenischen in die Psychoneurose hineinführt. Der zu leichte Zutritt zu medizinischer Literatur, der fürs Publikum unter den gegenwärtigen sozialen Verhältnissen möglich ist, wirkt hier mit, um die assoziativen Elemente der Syphilisangst des Patienten zu vermehren. Bereits Knud Pontoppidan, der übrigens kein besonderes Gewicht auf die Syphilidophobie als besonderes Krankheitsbild legt, sondern sie vielmehr als ein Symptom der Neurasthenie betrachtet, macht auf diese Gefahr aufmerksam. (Dr. Knud Pontoppidan, Neurasthenien, Bibl. for Läger 1886). Aber um wieder auf den Ausgangspunkt zurückzukommen: Es ist wohl das häufigste, dass die Syphilidophobie bei einer Person auftritt, die bereits eine venerische Krankheit gehabt hat, aber begriffsmässig notwendig ist dieses nicht; da das Interesse für die Geschlechtssphäre sehr wohl bestehen kann sowohl für die alles extramatrimonielle als ab und zu auch intramatrimonielle Sexualleben beherrschende Syphilis, ohne dass doch erst ein so kräftiges argumentum ad hominem gegeben zu werden braucht, wie es die ältere Theorie vorauszusetzen scheint.

III.

Wir haben die Syphilidophobie als eine Spezies der Hypochondrie oder der Angstneurose angegeben, und ohne eine gewisse äussere Veranlassung unterscheidet sich diese Spezies dieser Krankheiten kaum auf so scharfe Weise, dass es berechtigt ist, sie als ein Leiden sui generis zu betrachten; insofern würde es also angebracht sein — wie bei der Begriffsbestimmung angedeutet —, die Krankheit als auxiliar-traumatischer Natur aufzufassen. Das konstanteste Auxilium, das den Ausbruch der Krankheit veranlassen wird, ist wohl der Umstand, dass sich die im voraus neuropathische (angstneurotische) oder hypochondrische Person zu einem Koitus dreistet. Das Verhältnis ist hiernach folgendes: An diesen Koitus knüpft sich eine reiche Assoziationsmasse, und die vorhandene Exzitation gibt dieser einen starken Gefühlston, der später mitwirkt, dem Vorstellungskomplex ein Beharrungsvermögen zu geben, welches später unter der weiteren Entwicklung der Psychoneurose selbst der Logik und den besten Argumenten der Wissenschaft widerstehen wird, jedenfalls bisweilen eine Zeitlang (s. u.). Die Angst vor Krankheit — die im allgemeinen bei der Hypochondrie vorhanden und bei der Angstneurose frei flottierend ist — wird nur eine bestimmte Richtung gezogen, indem die vorher besprochene Vorstellungs- und Gefühlsmasse, die bei dem starken Interesse wie ein isolierter seelischer Komplex zu-

sammengehalten wird, diese Angst zu sich heranzieht, ungefähr wie die peripheren Teile eines Wirbelstromes von dessen Zentrum angezogen werden. Die Angst und die Koitusvorstellung sind nun zusammengeschmolzen, diese Zusammenschmelzung hat aber noch nicht so lange gedauert oder ist noch nicht so intensiv, dass die Intelligenz oder vielleicht besser die objektive Urteilskraft affiziert ist. Der Patient meint vielleicht, dass eine grosse Möglichkeit vorliegt, dass er von Syphilis angesteckt würde; doch ist er dessen noch nicht ganz gewiss, er wird noch warten, um zu sehen, wie die Inkubationszeit verläuft. Hier sind wir sicher zu einem der Kernpunkte der Sache gekommen: gerade die lange Inkubationszeit bei Syphilis ist es, welche die Syphilidophobie bedingt, ja, ich will sogar behaupten, dass, wenn die Syphilis nur eine Inkubationszeit von 4—5 Tagen hätte, die Syphilidophobie in ihrer schwereren Form überhaupt nicht bestände. Der Patient weiss nämlich, dass es erst um 5 Wochen entschieden sein wird, ob er Syphilitiker sein soll oder nicht. An diese erste Alternative knüpft sich eine starke Unlustbetonung — deshalb würde ein Nichtneuropath fortgesetzt wählen: sich nicht als Syphilitiker anzusehen bis dahin, wo man ihm das Gegenteil beweist, oder auch — vielleicht noch ein wenig länger! Das Grundgesetz für das normale Seelenleben ist nämlich das, was Sigm. Freud „die Flucht vor dem Unlustgefühl" nennt, aber für den Psychoneurotiker ist es anders: für ihn knüpfen sich die Assoziationen und Interessen an die unlustbetonten Vorstellungen. Unser Patient ist sich, mit andern Worten, klar darüber, dass er sich in der Inkubationszeit mit gleichem Recht für Syphilitiker wie Nichtsyphilitiker halten kann; er muss auf beide Eventualitäten vorbereitet sein — nach seinem Naturell vielleicht ein wenig mehr auf die für ihn ungünstigste. Ganz gewiss kann er nur Syphilitiker oder Nichtsyphilitiker sein; aber er weiss nicht, bevor die Inkubationszeit abgelaufen ist, ob er das eine oder das andere ist — deshalb darf er sich nicht aufführen, wie das eine oder das andere, sondern wünscht sich sowohl wie das eine als das andere aufzuführen. Wie man nun sieht, hat man hier alle Elemente zu einer psychischen Spaltung, die gerade, wenn sie in ca. 5 Wochen fortgesetzt wird, genügend Zeit hat, sich in der Psyche des Patienten festzusetzen und ihm bei den Argumenten für und wider, welche diese Zeit mit sich führt, in die peinlichste, sowohl für Seele und Körper zerstörende „folie de doute" zu stürzen.

IV.

Zeigt sich jetzt auch nur der geringste Pickel, eine kleine banale Exkoriation oder dergleichen, so zieht diese wie ein wahrer Magnet das Gefühl und das Interesse an sich und mit ihnen die fest damit ver-

bundenen Vorstellungen um Syphilis — am liebsten in der hoffnungslosesten Form dieser Krankheit. Dieser kleine akzidentielle Pickel ist ein Schanker mit allen seinen Kennzeichen, die — das muss man dem Patienten lassen — in den meisten Fachschriften so verschwommen beschrieben sind, dass sie ein sehr dankbares Objekt zur Auslegung abgeben!

Dass es gerade, wie bemerkt, die lange Inkubationszeit bei Syphilis ist, welche die tiefe psychische Spaltung möglich macht, scheint die Voraussetzung für den Umstand zu sein, dass man niemals von einer Gonorrhöephobie gehört hat; über die 5 Tage, welche man in der Regel als „Karenz" für dieses Leiden rechnet, scheint selbst ein Neuropath ohne einen dauernden psychischen Schaden hinwegkommen zu können; doch spielt hier auch das geringere Interesse mit, das sich an die Gonorrhöe als die mehr benigne Krankheit knüpft — und das trotz aller (übereilter?) Behauptungen der modernen Theorie vom Gegenteil. Es ist nun durchaus nicht so schwierig, wie es aussieht, für ein normales Gehirn, sich dahinein zu versetzen, dass der Patient seine unschuldigen Symptome mit so grosser Hartnäckigkeit als manifesten Schanker auslegt; wenn auch besonders die Syphilis-Eventualität unlustbetont ist, ja beinahe unannehmbar für die Selbsterhaltung — etwas —, ein schmerzhafter Zustand wiegt sie doch auf: die in der Inkubationszeit stattfindende seelische Spaltung. Der Patient ist nun nicht länger sowohl krank als auch gesund zu gleicher Zeit, er ist doch nun eine psychische Einheit, obwohl (in seiner eigenen Einbildung) Syphilitiker. Es ist also die 3—5 Wochen lange Hölle des Zweifels, die gleichsam den Patienten in die Arme der Syphilidophobie wirft, und dass er dort fest verankert ist, wird mir jeder Arzt, der dieser Krankheit begegnet ist, gern zugeben. Berger-Ricord — der übrigens die Syphilidophobie kaum als besondere Krankheitsform anerkennt, sondern nur bemerkt, dass man unter dem Namen Syphilidophobie ein besonderes Krankheitsbild aufgestellt hat — gibt hiervon eine treffende, wenn auch vielleicht nicht vollaus allgemeingültige Schilderung: „Tag und Nacht beschäftigen sie sich mit ihrer eingebildeten Krankheit und stellen eine förmliche Jagd nach Symptomen an, um diese als Beweise für ihre Behauptungen anzuführen; jeden Augenblick zeigen sie ihre Zunge, lassen sie ihre Genitalien, Mundhöhle und Rachen untersuchen, sich selbst und anderen zur Last."

V.

Gerade hier ist es, wo der Arzt seinen Einsatz geltend machen muss und kann. Er darf niemals einen Patienten abweisen mit dem alten schlechten Rat, „sich zusammenzunehmen", dies ist nämlich unmöglich für diese Patienten, sonst würden sie es längst getan haben,

oder um es noch schärfer zu sagen, sonst würden sie überhaupt nicht Syphilidophobie haben, oder wie Prof. Knud Pontoppidan es so genial ausdrückt: „Der Neuropath ist genau so krank wie er es selbst fühlt.“ Unser Patient ist also so lange Syphilitiker, bis ihm das Gegenteil bewiesen wird. Aber man glaube nicht, dass er sich durch den wohlgemeinten aber leicht gekauften Schlag auf die Schulter abfertigen lässt: „Ihnen fehlt ja nichts.“ Nein, er ist ein strenger Logiker, und da diese Patienten in der Regel zu den hochintelligenten gehören, verteidigt er seine Behauptung, Syphilis zu haben, mit einer beinahe beängstigenden Scharfsinnigkeit. Die einzigste rationelle Methode, welche man hier anwenden kann, ist die — oft sehr beschwerliche —, den Patienten zu überzeugen, auf logischem Wege seine Argumente zu vernichten. Man kann beinahe dessen sicher sein, dass es beim ersten, zweiten oder dritten Male nicht gelingen wird, aber hat man ihn nur ins Wanken gebracht, indem man ruhig, ernst und wiederholt seine Symptome examiniert und aus der Natur derselben hieraus gegen ihn argumentiert hat, am liebsten jedesmal mit stärkeren Gründen, so wird es nach und nach gelingen. seinen Glauben zu erschüttern, dass er Syphilis hat; jedenfalls so weit, dass er wieder in einer psychischen Spaltung schwebt, und darnach wird man diese dorthin überführen, dass er glaubt, niemals anderes als Nichtsyphilitiker gewesen zu sein. Die starke Unlust bei der (nun artifiziellen) psychischen Spaltung müssen wir nun in unseren Dienst nehmen als Treibkraft zur „Bekehrung“ des Patienten, gleichsam wie diese als Treibkraft zu seiner seelischen Erkrankung wirkt, wie wir oben beim Besprechen des ätiologischen Verhältnisses sahen. Es muss hier betont werden, dass es von grösster Wichtigkeit ist, dass der Patient wirklich überzeugt ist; denn hat er den Arzt nur zum Gegenstande einer Dissimulation gemacht, ist ihm schlecht geholfen. Ein Patient, der so seinerzeit nicht davon überzeugt worden war, dass eine kleine banale Wunde in der Nase nicht ein Schanker war, glaubte darnach jahrelang, dass er Syphilis hätte, ja zuletzt, dass er an Dementia paralytica litte — eine Annahme, die ihn wiederum dazu trieb, einen Arzt aufzusuchen, was er in den dazwischen liegenden Jahren nicht gewagt hatte, aus Furcht, nicht ernst genommen zu werden. Dieses Beispiel sei eine Mahnung zur grössten Gründlichkeit und Geduld beim Versuche der psychischen Behandlung der Syphilidophobie. Man verhöhne einen solchen Patienten nicht, lasse ihn nicht merken, dass er ermüdend wirkt; nach und nach wird die Bekehrung zu dem Glauben gelingen, dass er gesund ist, und dass auch anderes in der Welt existiert als Syphilis. Von besonderer Bedeutung ist es, ihn mit Argumenten zu instruieren, womit er dem Zwangsgedanken begegnen kann, wenn er sich meldet. Behandelt man einen solchen Patienten nicht mit der notwendigen Behutsamkeit, hat es sich bisweilen gezeigt, dass er sich in seiner Verzweiflung an gewissen-

lose Quacksalber gewandt hat, damit doch etwas getan werde gegen diese Syphilis, „mit welcher die Aerzte nichts zu tun haben wollen“, aber welche er trotzdem, wie er zu wissen glaubt, hat. Dass dieser Ausweg äusserst verhängnisvoll werden kann, ist einleuchtend, da es wohl kaum lange dauern wird, bis er sich eine merkurielle Dermatitis erworben hat, wenn er so billig davon kommt. Nun kann es sich aber zeigen, dass der Patient für die „logische Therapie“ zu sehr geschwächt ist: es kann sich in schwereren Fällen zeigen, dass sozusagen die Grundlage fehlt, die jene möglich macht. Hier werden die Bromsalze in nicht zu grossen Dosen in der Regel empfehlenswert sein, aber auch andere Sedative oder nervenstärkende Mittel können vortreffliche Dienste leisten. In ganz hartnäckigen Fällen kann die Grundlage vielleicht nur durch die Weir-Mitchell-Kur aufgebaut werden. Man muss hiernach nur nicht glauben, dass die Behandlung der Neurasthenie und Syphilidophobie dieselbe ist; das Gemeinsame gilt nur für die medikamentalen und physikalischen Mittel, aber diese, welche bei der Neurasthenie die hauptsächlichen sind, sind bei der Syphilidophobie nur die sekundären, die öfters besprochene logische Behandlung ist die leitende, ohne welche jede andere nutzlos ist. Vernichtet man nicht den betreffenden Vorstellungskomplex mit der Wurzel, ist alles, was sonst getan wird, vergebliche Mühe. Dass zugleich medikamentale und physikalische Mittel dazu gehören, vermag die Wahrheit des soeben Gesagten nicht zu erschüttern; diese Mittel sind nur zuweilen ergänzend, aber niemals allein genügend. Bevor diese allgemeinen therapeutischen Gesichtspunkte verlassen werden, soll nur in aller Kürze die Bedeutung der Wassermannreaktion für die Behandlung der Syphilidophobie berührt werden. Es soll zuerst bemerkt werden, dass man in der Wartezeit, bevor man das Resultat der Blutprobe erhält, Brom verordnen oder die bereits verordneten Bromdosen erhöhen soll, da hier eine Gefahr für die weitere psychische Spaltung zu sein scheint. Die Kräfte des Patienten sind erschöpft, er verträgt nicht, ausserdem noch auf sein Urteil zu warten. Die Argumente, welche aus klinischen Gründen abgeleitet werden können, haben den grossen Vorteil, dass man sofort anfangen kann, die Vorstellungen des Patienten zu reduzieren. Dass eine Behandlung, die sofort einsetzen kann, von doppelter Wirkung ist, gilt nicht zum wenigsten der Syphilidophobie; je früher, desto leichter ist es, den seelischen Spaltungsprozess zu kupieren.

VI.

Unter III—V habe ich versucht, die Syphilidophobie zu schildern, wie sie sich im allgemeinen zeigt, und unter V einige Bemerkungen über die Therapie gemacht, aber es finden sich auch einige hiervon abweichende Formen. Diese können nun sowohl selbständig als auch als

Rezidive nach der vorher beschriebenen Hauptform auftreten; das letzte wird am häufigsten der Fall sein. Eigentümlich für die Rezidivisten ist es, dass sie gern nach dem Koitus, welcher das auxiliar-traumatische Moment in ihrer früheren Syphilidophobie war, eine so intensive Furcht vor jedem Sexualverkehr bekommen haben, dass sie sich für längere Zeit überhaupt nicht auf einen solchen einlassen; aus diesem Grunde sammelt sich ihre Syphilisfurcht auch um andere Körperteile als die in der Regel am meisten der Ansteckung ausgesetzten, was mit sich führt, dass sie beständig ihren Körper untersuchen, durch gewöhnliches Beschauen. durch Spiegel und Nackenspiegel. Es ist eigentümlich für diese Form der Krankheit, dass der Patient anscheinend nicht des Umstandes achtet, dass infolge der Statistik nur in ganz einzelnen Fällen extragenitale Infektion stattfindet. Die 4—5% scheinen für die Patienten bis an die 100 anzuschwellen; ja, hört man ihre Beschreibung, so erhält man den Eindruck, dass jede Möglichkeit der Ansteckung zu entgehen, ausgeschlossen ist. Es ist, als ob sie durch ihr ununterbrochenes Grübeln über die Krankheit und ihre Symptome so asthenisch an Leib und Seele geworden sind, dass sie nicht das Risiko zu tragen vermögen, welches das Leben in dieser Richtung mit sich führt, so gering es auch sein möchte. Mit anderen Worten: hier gleitet die Krankheit hinüber in den Komplex der „folie de l'extrême". Während sich die soeben beschriebene Form bisweilen bis zu einem ebenso bedenklichen Grad entfalten kann, besonders wenn ihr auxiliar-traumatisch psychische Akzidentien beigefügt sind, findet sich dagegen eine leichtere Form, die darin besteht, dass der Patient die krankhafte Furcht nährt, angesteckt zu werden, ohne doch zu meinen, dass er angesteckt ist. Diese Art, die konstant von Mysophobie begleitet ist, ist hier in ihrer begriffsmässigen Schärfe ausgesondert, aber in Wirklichkeit kann sie sich durch eine Gradation von unmerklichen Uebergängen stark den anderen Arten nähern, ja. sogar in eine von diesen übergehen. Ist es nun die Ansteckungsfurcht, welche den Inhalt der Psychoneurose bildet, gilt es dem Patienten ein klares Bild zu geben von der geringen Fähigkeit der Syphilis indirekt zu infizieren und überhaupt der geringen Lebensfähigkeit der Spirochaete pallida.

Durch diese Betrachtungen hoffe ich so einigermassen das wesentliche unseres Themas erschöpft zu haben. Wenn die in dieser kleinen Arbeit niedergelegten Gedanken wirksam sein möchten, um das Interesse für die unglücklichen Kranken zu wecken, deren Krankheit der Gegenstand unserer Untersuchung war, würde ich nur allzureich belohnt sein.

Gedächtnisökonomie beim Studium medizinischer Literatur.

Von **Dr. Engelen,** Düsseldorf, Nervenarzt, Chefarzt am Marienhospital.

Durch richtige Lerntechnik kann eine Ersparnis an Zeit- und Müheaufwand erzielt werden, also eine Schonung der Arbeitskraft. Als weiterer Gewinn ist zu verzeichnen, dass solche Lernstoffe, die nach wissenschaftlich erprobter Lernweise eingeprägt wurden, für längere Zeitdauer und mit zuverlässigerer Erinnerungstreue im Wissensbesitz verharren. Eine ausfürhliche Darstellung der Gedächtnisgesetze ist enthalten in meinem Buche: „Gedächtniswissenschaft und die Steigerung der Gedächtniskraft", Verlag Otto Gmelin, München. Von den verschiedenen Arten der Gedächtnisbetätigung will ich in der vorliegenden Abhandlung die Erfordernisse hervorheben, die beim Studium medizinischer Erörterungen vorwiegend zu berücksichtigen sind.

Vor dem Lesen mancher medizinischer Artikel ist eine gewisse Vorbereitung ratsam, darin bestehend, dass man durch einen raschen aber dabei möglichst erschöpfenden Ueberblick seine bereits früher erworbenen Kenntnisse über den abgehandelten Gegenstand sich vergegenwärtigt. Würde also z.B. das Thema lauten: „Die Erwerbsbehinderung bei Mediaruslähmung", so müsste man zuerst recht genau frei aus dem Gedächtnis die Bewegungsausfälle bei Lähmung dieser Nerven sich klar machen, über die Folgen bezüglich der Arbeitsfähigkeit sich schlüssig werden und nun erst an die Lektüre des Aufsatzes gehen. Auch bei vielen neuen Mitteilungen braucht man auf solche Vorbereitung nicht zu verzichten; würde beispielsweise die Ueberschrift eine neue Blutfärbungsmethode ankündigen, so würde man zunächst die bisher im Gedächtnis vorhandenen Kenntnisse über Blutfärbungen wachrufen. Handelt es sich um sinnlich darstellbare Wissensinhalte, wie z.B. bei: „Mikroskopische Anatomie der Nephritiden", so erwecke man zuvor ein möglichst klares und scharfes Vorstellungsbild. Diese vorbereitende Vergegenwärtigung des Besitzes an Kenntnissen ist eine sehr einflussreiche Uebung. Zunächst wird man hierbei auf Kenntnislücken hingewiesen, diesen schwächeren Stellen des Gedächtnisinhaltes wendet sich dann später unwillkürlich die Aufmerksamkeit mit gesteigerter Intensität zu. Sodann werden durch solche Inbereitschaftsetzung die Anknüpfungen hervorgehoben, die bei der folgenden Aufnahme des Gedanken- und Tatsacheninhaltes, der in der neuen Darlegung enthalten ist, dem Gedächtnis als Haftpunkte dienen.

Bei dem erstmaligen Durchlesen der neuen Abhandlung ist die Schaffung von Gedächtnisverknüpfungen die wichtigste Aufgabe der Aufmerksamkeit. Man richtet daher sein Augenmerk scharf darauf, welche Fortschritte dem bisherigen Kenntnisbesitz geboten werden, an welche

älteren Erfahrungen die neuen Tatsachen und Gesichtspunkte sich angliedern; man achtet auch scharf darauf, ob ein Gegensatz zu früheren Meinungen sich ergibt[1]). Niemals schreitet man weiter, ehe man den Inhalt eines Satzes klar und allseitig erfasst hat. Bei besonders schwierigen Gedankengängen verweilt man recht lange und eingehend. Die Zeitdauer, die man auf eine Gedächtnisprägung verwendet, ist für das dauernde Behalten ungemein wertvoll. Selbst das fast mechanische Einprägen eines zunächst unverstandenen Wortlautes erleichtert das späte Verstehen und Behalten. Der Einfluss, den die Zeitdauer des Verharrens im Bewusstsein ausübt, macht sich besonders geltend bei solchen Einzelheiten, die zunächst mechanisch eingeprägt werden müssen, also z. B. bei Namen, technischen Vorschriften, Zahlen. Je länger man das optische Bild einer Zahl auf sich wirken lässt, desto haltbarer wird die Gedächtnisspur. Nach intensiver Betrachtung erweckt man klar und deutlich durch innerliches Sehen das optische Vorstellungsbild der Zahl. Für die spätere Erinnerungstreue ist der optische Eindruck der Zahl am wirksamsten. Daneben aber ist es nützlich, auch dem akustischen Eindruck, also dem Wortklangbild von Zahlen und Namen, genügend lange eine scharfe Aufmerksamkeitseinstellung zuzuwenden, am besten durch langsames und deutliches Aussprechen. Es ist nachgewiesen, dass durch gleichzeitiges Ansehen und Aussprechen von Zahlen die zuverlässigste Einprägung bewirkt wird. Sodann verarbeitet man denkend gebotene Zahl und Massangaben; man stellt beispielsweise Prozentberechnungen an, man erweckt eine möglichst plastische Vorstellung von Grössenverhältnissen, Gegenseitigkeitsbeziehungen, man berechnet bei Rezeptvorschriften Einzeldosis, Tagesdosis, Wochendosis, man zieht die üblichen Gaben verwandter Medikamente in Vergleich usw.

Grosse Achtsamkeit ist darauf zu verwenden, dass jeder anschaulich darstellbare Inhalt zu einer möglichst deutlichen Vorstellung erhoben wird. Anschauung ist die wichtigste Grundlage naturwissenschaftlicher Bildung. Deshalb ist es auch erforderlich, dass man bei jedem Hinweise auf anatomische Verhältnisse seine Atlanten zur Hand nimmt und die makroskopischen oder mikroskopischen Bilder studiert. Man begnüge sich nicht mit Worten. Ist z.B. die Rede von geblähten Gefäßschlingen, enthaltend vereinzelte Erythrozyten und zahlreichere Leukozyten, von Wucherung des Endothels bei diffuser Glomerulonephritis, so ziehe man sogleich pathologisch-anatomische Abbildungen zu Rate. Werden die Erscheinungen der Radialislähmung besprochen, so verfolgt man im anatomischen Bilde den Verlauf des Nerven, die Abzweigung der Muskeläste, Ursprung, Verlauf und Endsehne jedes einzelnen versorgten Muskels. In dieser Weise muss man bestrebt sein, durch Anschauungsinhalte das Wortdenken zu ersetzen.

[1]) „Nous ne pouvons acquérir de connaissances que par la voie de la comparaison" lehrte Buffon aus seiner Erfahrung als Naturwissenschaftler.

Das Studium anatomischer Bilder muss man systematisch betreiben. Zunächst ist aktive Aufmerksamkeit erforderlich, d. h. man soll beim Studium von Abbildungen zunächst nicht sich leiten lassen von den Hinweisen einer Beschreibung, sondern man muss zunächst durch selbständiges Suchen die bildlich gebotenen Eindrücke verarbeiten. Man bemüht sich, jede Einzelheit scharf aufzufassen, dann die Summe der Einzelheiten zu einem überschauenden Gesamteindruck zu vereinigen. Nach gründlicher und ausdauernder Sinnesaufnahme verarbeitet man nun die bildliche Darstellung denkend. Mit organisierter Gestalt ist naturnotwendig ein Zweckgedanke verbunden. Man versucht also, ob man eine Uebereinstimmung zwischen anatomischer Gestaltung und physiologischer Funktion erkennen kann. Dies ist z. B. leicht bei dem Studium der Muskulatur, bei Erwägungen über die Kompensationsvorrichtungen bei Herzklappenfehlern; bei mikroskopischen Bildern wird man sich meist mit allgemeinen Erklärungsversuchen und mit Vergleichen begnügen müssen. Aber bei jeder Organisation ist der Zweckgedanke wichtigstes Betrachtungsprinzip und hierauf ist deshalb die überlegende Betrachtung in erster Linie einzustellen. Die Vielseitigkeit der Zergliederung und der Gedächtnisbindung erfordert, dass nach recht zahlreichen Richtungen hin die Assoziationen geknüpft werden, beim Studium medizinischer Abbildungen. Dabei muss die Absicht mit Zweckbewusstsein darauf eingestellt sein, das Bild genau und dauernd zu behalten.

Nach derartiger erster Bearbeitung einer wissenschaftlichen Abhandlung geht man nun zu gelegener Zeit, etwa am nächsten Tage, dazu über, frei aus der Erinnerung den Inhalt zu rekapitulieren, die Hauptgedanken, den Aufbau der Darlegung, die logischen Verbindungen sich zu vergegenwärtigen. Besondere Prüfung wendet man dann dem erreichten Gedächtnishaften fixierter Einzelheiten (Zahlen, Namen, technische Vorschriften) zu. Sind solche Einzelheiten dem sofortigen Erinnerungsvermögen entfallen, so soll man nicht etwa baldigst im Text nachsehen, sondern zunächst muss man den Versuch machen, durch intensive Gedächtnisanstrengung die Lücken auszufüllen. In ähnlicher Weise ruft man die Anschauungsinhalte wieder in die Erinnerung zurück, man erweckt eine lebhafte Vorstellung des bildlich Erschauten, die Einzelheiten sowohl wie der Gesamteindruck müssen im schärfsten Blickpunkt der Aufmerksamkeit erscheinen.

Neben der Erinnerungserweckung soll nun eine freiere Bearbeitung des Abhandlungsinhaltes einhergehen, man soll das Gelesene kritisch überdenken, eigene Erwägungen hinzufügen, eine persönliche Stellungnahme herbeiführen. Schopenhauer führt aus, dass man seine Gedanken nicht von einem anderen am Gängelbande führen lassen soll, dass eine Wahrheit, eine Einsicht nicht durch bequemes Vorfinden in einem Buche, sondern nur durch mühsames eigenes Denken als wesentlicher Teil, als lebendiges Glied in das System unserer Gedanken eintritt, in einen vollkommenen und festen Zusammenhang gerät und deshalb nicht wieder verschwinden

kann. Elegant veranschaulicht Diderot das richtige Verhältnis zum Lesen: „Que le livre bien choisi soit pour nous un compagnon, un ami, un adversaire; conversons, raisonnons, disputons avec lui. La lecture ne peut profiter qu'à cette condition.

Es ist ein Erfahrungsgesetz der experimentellen Psychologie, dass man alle Gedächtnisstoffe, über die man frei, sicher, dauernd verfügen will, wenigstens zweimal sich vorführen muss. Die erste Repetition ist die wirksamste. Der Zeitraum zwischen der ersten Aufnahme und der ersten Wiederholung darf nicht zu lang sein. Man braucht nicht jedes Lehrbuch, jede ärztliche Abhandlung in baldiger Folge zweimal zu lesen. Dadurch, dass häufig in der Literatur ähnliche, verwandte, widersprechende Ausführungen uns begegnen, ist unwillkürlich für Repetitionen gesorgt. Wohl aber mache man es sich zur Regel, ganz neue Darlegungen, wirklich originelle Anschauungen in kurzer Aufeinanderfolge zweimal mit gespannter Aufmerksamkeit zu studieren.

Die leichteste und dauerhafteste Einprägung geschieht durch Hantierungen. Man muss daher neue chemische Untersuchungsverfahren, neue Färbungsmethoden, überhaupt alle technischen Verfahren praktisch ausführen, nicht etwa nach einer Anleitung theoretisch einpauken. Man muss durch die unmittelbare Sinneserkenntnis in der Praxis lernen. Paracelsus lehrt: „Unsere Kranken sind unsere Bücher".

Es ist noch eine sehr einflussreiche Methode des Lernens zu berücksichtigen. Das wichtigste Gedächtnisgesetz ist das Totalitätsstreben der Engramme, d.i. dass alle Einzelheiten darnach streben, sich zu umfassenden grossen Einheiten zu gliedern. Nur hierdurch wird Uebersichtlichkeit im Wissensbesitz ermöglicht. Diese psychologische Tatsache muss man beim Studium sich nutzbar machen. Es ist also nötig, dass man neu erworbenes Wissen in grosse Zusammenhänge einfügt. Man muss also neben der Zeitschriftenlektüre, die uns über Neuerungen unterrichtet, immer wieder zu den Lehrbüchern greifen. Hierdurch wird der zusammenfassende Ueberblick gewahrt. Hat man z.B. einige Artikel über die moderne Einteilung der Nephritiden gelesen, so studiert man nun im Zusammenhang in einem Lehrbuche die Kapitel über die Nierenkrankheiten, Aetiologie, pathologische Anatomie, Symptome, Prognose, Behandlung. Man wird dann der zusammenhängenden Entwicklung der wissenschaftlichen Anschauungen sich bewusst, oft ist man überrascht, wie der Sinn schon oft gelesener Darlegungen sich immer mehr erweitert und vertieft. Natürlich wäre es langweilig, immer wieder dasselbe Lehrbuch zu lesen, bald nach diesem bald nach jenem Buche verfolgt man die grossen Zusammenhänge der Krankheitserscheinungen. Auch auf dem Gebiete des wissenschaftlichen Studiums gilt Platos Wort: „Von den Göttern ein Geschenk an das Geschlecht der Menschen, so schätze ich die Gabe, im Vielen das Eine zu erblicken."

Quadrizepsatonie.

Von Dr. **Musculus.**

Der Muskeltonus wird als vorwiegend durch periphere sensible Reize bedingt angesehen, so auch der Patellarreflex.

Patient N. hat einen oberflächlichen Gewehrschuss oberhalb des Trochanter major. Der Schusskanal verläuft drei Finger breit davor unter der Haut, 2 Zentimeter oberhalb des Trochanter schräg abwärts zum Glutaeus maximus, den er fünf Finger breit entfernt vom Trochanter verlässt, so dass nur Haut und ein flaches Segment des Glutäus durchbohrt sind. Patient ist seit einigen Monaten wieder im Felde, die Wunde ist lange geheilt. Er gibt jetzt an, das Bein nicht mehr vorwärts bringen zu können, was er auf die Verwundung zurückführt.

Man findet eine vollkommene Atonie des Quadrizeps, die als Schwellung der oberen Kniegegend erscheint. Wird nun dem Kranken gesagt, er solle denken, dass er marschiere, so tritt sofort die volle Spannung des Quadrizeps bei vollkommen ruhiger Haltung ein. Somit erweist sich die Störung als rein psychisch, zugleich beweist sich der unmittelbare Uebergang einer Vorstellung in einen körperlichen Zustand. Ferner tritt die Frage auf, wie die Atonie mit der Lehre vom Tonus und Reflex vereinbar ist.

Man lehrt Reflexhemmungsfasern. Wir wissen jedoch nicht, welcher Art sie sind. Wären sie motorisch, so kann man kaum eine Atonie erwarten; sind sie sensibel, so ist gewissermassen eine Erklärung gefunden, sie könnten den Tonus ableiten. Dem steht aber die Reflex- und Tonussteigerung bei Pyramidendurchtrennung entgegen. Ein Teil des Tonus muss geradezu durch die motorischen Pyramidenfasern selbst abgeleitet werden.

Hiermit stimmen die Experimente Munks überein. Er fand, dass der Reflex um so lebhafter wird, je mehr Zentralsubstanz überhaupt entfernt wird. Reflexhemmungsfasern wurden von Setschenow durch Reizung von Faserzügen in den Vierhügeln nachgewiesen. Worin die Hemmung besteht, wissen wir nicht. Ich nehme nach obigen Ausführungen eine doppelsinnige Leitung aller Nerven an.

Ein anderer Fall zeigte bei Plattfuss und Krampfadern unter Schmerzen längs der Tibiakante und beiderseits in der Kniegelenkspalte auf dem kranken Bein ebenfalls totale Quadrizepsatonie. Patient muss sich setzen, der Reflex ist lebhaft wie beim Jendrassikschen Kunstgriff, auf der gesunden Seite dagegen ganz gering. Hier besteht also trotz Atonie und der hypothetischen Reflex- und Tonushemmung eine Reflexsteigerung. Vor der Reflexprüfung wurde im Sitzen eine intensive Spannung der Muskulatur des gesunden Beines in ganzer Zirkumferenz des

Oberschenkels festgestellt, während auf der kranken Seite dieselben Muskeln sich vollkommen schlaff anfühlten. Der Kranke steht wieder auf, die Atonie ist nur noch zu zwei Dritteln vorhanden. Es ist kaum eine andere Erklärung möglich, als dass hier bei der Reflexprüfung durch die Aufmerksamkeit des Patienten die Tonusableitung auf der kranken Seite soweit ausgeglichen war, dass das Optimum des Reflexes eintrat, auf der gesunden Seite dagegen die nachgewiesene Spannung der Muskulatur.

Da nun aber bei Pyramidendurchtrennung ausser Reflexsteigerung auch noch spastische Lähmung eintritt, hier dagegen bei mehr oder weniger vollkommener Atonie Reflexsteigerung besteht, so ist das Bild der Reflexsteigerung scheinbar total kompliziert. In beiden Fällen ist von Reflexhemmung nichts zu merken, während die verschiedene Spannung der Muskulatur arithmetisch aufgeht:

a) spastische Lähmung mit nur noch sensibler Tonusableitung und Ueberwiegen des Quadrizeps durch den Klopfreiz;

b) Atonie, die durch die Aufmerksamkeit zu einem Drittel ausgeglichen war, aber Ueberwiegen des Quadrizeps über die gleichfalls atonischen Antagonisten.

Wir gewinnen für den normalen Reflex die Anschauung des Tonusausgleichs auf allen Bahnen, für die Reflexhemmung nach Setschenow stärkere Ableitung aus dem Quadrizepsnervengebiet, was aber nur ein besonderer experimenteller Fall beim bereits am Gehirn verstümmelten Frosch zu sein scheint, während auf dem gesunden Bein des zweiten Patienten die Spannung auch der Antagonisten den wohl vorhandenen, aber nicht ausgiebigen Reflex erklärt. Denn hier besteht durch die Aufmerksamkeit nahezu aktive Spannung, die die numerische Grösse des Reflexes reduziert. Für die Pyramidendurchtrennung ergibt sich nur noch die sensible Ableitung, daher Spasmus, für die Atonie Ableitung auch auf den Pyramidenbahnen.

Das Bild der Atonie entspricht der Reflexsteigerung bei Schwachsinnigen und Neurasthenikern, unter schlaffer Körperhaltung, wie den Angstzuständen mit Muskelparese, Blutdrucksteigerung und Pupillenerweiterung, wobei die Pupillenerweiterung als Sympathikusreizung und Okulomotoriuserschlaffung der übrigen Körperlage parallel zu gehen scheint.

Für das physiologische Gehen sehen wir Tonusausgleichung in Ruhelage wie beim physiologischen Reflex, während beim Gehen die antagonistischen Nerven zentripetal und zentrifugal die Leitungsrichtung wechseln.

Gewitterangst und Gewitteraberglauben.

Von Prof. Dr. **Richard Hennig,** Düsseldorf.

„Wenn die Wolken getürmt den Himmel schwärzen, wenn dumpftosend der Donner hallt, dann, dann fühlen sich alle Herzen in des furchtbaren Schicksals Gewalt.“ Diese wundervollen Worte unseres grossen Dichters geben in vortrefflicher Weise den Seelenzustand wieder, der selbst in unseren Tagen hochgesteigerter Blitzableitertechnik noch zahllose Menschen beunruhigt und ängstigt, sobald ein schweres Gewitter sich entlädt. Psychologisch ist diese allbekannte Tatsache nicht ohne weiteres verständlich, denn in der modernen Großstadt ist die Sicherheit des Menschen und seines Besitzes gegen Blitzschäden dermassen gross, dass jede Unruhe, objektiv betrachtet, unsinnig ist. Ein Mensch, der sich in einen Eisenbahnabteil setzt, müsste von Rechts wegen viel ängstlicher und unruhiger sein, denn bei Eisenbahnkatastrophen kommen, wie statistisch feststeht, erheblich mehr Menschen um als durch Blitzschlag.

Wenn trotzdem die Gewitterangst auch in unseren Tagen, selbst in intelligenten, ruhig und vernünftig urteilenden Bevölkerungsschichten, noch recht verbreitet und bedeutend ist, zumal beim weiblichen Geschlecht, so ist diese Erscheinung psychologisch gewissermassen als ein kultureller Atavismus aufzufassen, als ein Rückfall des seelischen Empfindens in die Zustände vergangener Jahrhunderte, in denen der Mensch zumeist in strohgedeckten, feuergefährlichen, durch keinen Blitzableiter geschützten Holz- oder Fachwerkbauten wesentlich mehr als gegenwärtig durch einschlagende Blitze an Leib und Leben gefährdet war, zumal da eine vom Wetterstrahl entfachte Feuersbrunst leicht ganze Ortschaften oder Städte in Flammen aufgehen lassen konnte. Sollen doch z. B. im Jahre 1137 in Mainz, Speyer und Strassburg an einem und demselben schweren Gewittertage ganze Stadtteile durch Blitzschlag in Asche gelegt worden sein, und noch vom Jahre 1730 wird berichtet, dass einem zündenden Blitzschlag in die Petrikirche zu Berlin, der während eines schweren Gewitters am Pfingstmontag den 29. Mai erfolgte, mit der Kirche selbst noch volle 44 Bürgerwohnhäuser der Umgebung zum Opfer fielen!

Es war durchaus berechtigt, wenn dereinst neben den Erdbeben und Vulkanausbrüchen, die ja immer nur einzelne Landesteile heimsuchten, kein anderer Naturvorgang so grossen und regelmässigen Schrecken im menschlichen Gemüt hervorrief, wie ein schweres Gewitter. Die unübersehbare Fülle von abergläubischen Bräuchen, von denen man sich Schutz vor den Gefahren des Gewitters versprach, sind der sicherste Maßstab für den tiefen Eindruck des Schreckens, den das Walten des Gewittergottes auf das Menschengeschlecht hervorrief. Als Typus des Gewitterangsthasen gilt uns Modernen im allgemeinen Fritz Reuters köstlicher

„Dörchläuchting", der sich in seinem mit 16 Blitzableitern[1]) bewehrten „Nigenbramborger" Schlosse noch nicht sicher genug fühlte und sich daher aus den elektrisch isolierenden Substanzen Glas und Schellack einen eigenen Thronsessel anfertigen liess, um sich darauf zu setzen, sobald ein schweres Gewitter am Himmel stand, und mit allen Zeichen lächerlich übertriebener Angst daselbst das Ende der atmosphärischen Entladung abzuwarten.

Was Reuter uns mit seinem behaglichen Humor so ansprechend schildert, ist oft genug Wirklichkeit gewesen, und es mag kein Zufall sein, dass gerade die höchststehenden Personen, die Herrscher und Herren über Leben und Tod von Hunderttausenden, sich zuweilen durch eine besonders weitgehende Gewitterangst auszeichneten: mag sein, dass sie sich beim grellen Licht der Blitze und beim Rollen des Donners ihrer menschlichen Nichtigkeit eindringlicher als andere bewusst wurden und dass infolgedessen ihre sonst zur Schau getragene Gottähnlichkeit auf seelischem Gebiet besonders leicht ins Extrem gegenteiligen Empfindens umschlug. Man lese nur etwa nach, was uns Sueton von der Gewitterangst der beiden blutdürstigen Cäsaren Tiberius und Caligula zu berichten weiss, um zu erkennen, dass die von Reuter so liebenswürdig geschilderte „Dörchläuchting-Psyche" auch ihre sehr ernste Seite hatte. Wie der mecklenburgische Landesvater durch Schellack und Glas und 16 Blitzableiter sein wertes Ich zu schützen trachtete, so suchten jene römischen Kaiser durch Kränze von Lorbeerblättern und Seehundsfelle und Verkriechen in die tiefsten Keller die Blitzgefahr von ihrem Haupte abzuwenden — ein klägliches Symbol für die Feigheit gerade der grausamsten Tyrannen!

Wie man im römischen Altertum dem Lorbeer einen wirksamen Gewitterschutz zuschrieb, so pries die deutsche Volksüberlieferung vornehmlich Kränze von Erlenzweigen als Mittel, um das Haus gegen Blitzschäden zu schützen. Auch Nussbäume und -sträucher, Eschen und Schlehdorn gelten bis auf den heutigen Tag vielfach als treffliche Mittel zur Abwehr der Gewittergefahren, während umgekehrt eine Birke neben dem Haus als gefährlich angesehen wird. Zum Teil sind diese Vorstellungen nicht unberechtigt, denn es ist eine Tatsache, dass verschiedene Baumarten, infolge der wechselnden Feuchtigkeit und Leitfähigkeit ihres

[1]) Diese Zahl von Blitzableitern auf einem nicht einmal sehr grossen Gebäude ist übrigens in unseren Tagen gar nicht als abnorm hoch zu bezeichnen. Wenn man sich in Sachsen befindet, dem geradezu klassischen Lande unbegrenzter Mengen von Riesen-Blitzableiterspiessen, kann man gelegentlich auf viel kleineren Gebäuden ebenso viel und noch mehr Blitzableiter sehen. Es sei etwa auf die Bahnhofsgebäude von Tharandt, St. Egidien, Plauen u. v. a. verwiesen, um in drolliger Weise zu kennzeichnen, welche Auswüchse die Gewitterangst auch in unseren Tagen noch zeitigt, oder gar auf das Schlößchen Pillnitz, das trotz gar nicht grosser Höhe schätzungsweise mit einigen achtzig Blitzableitern bewehrt ist.

Holzes, vom Blitzschlag mit Vorliebe entweder aufgesucht oder gemieden werden. Der bekannte Spruch: „Vor den Eichen sollst du weichen, vor den Fichten sollst du flüchten, auch die Weiden sollst du meiden, doch die Buchen sollst du suchen" ist naturwissenschaftlich in keiner Weise zu beanstanden, denn die Eiche, Donars heiliger Baum, wird vom Wetterstrahl dermassen bevorzugt, dass im gemischten Waldbestand, bei gleich grosser Zahl der Baumarten, auf 52 vom Blitz getroffene Eichen nur eine vom Blitz getroffene Buche entfällt.

Keinesfalls sind daher alle Blitzschutzmittel, die der Volksmund zu empfehlen weiss, als reiner Aberglauben zu verwerfen. Immerhin ist der weitaus grösste Teil davon als völlig wertlos zu betrachten. Es gilt dies auch für eine Kategorie von Bräuchen, die auf den ersten Blick noch zumeist nützlich und wohl durchdacht zu sein scheint. Wir treffen nämlich in den verschiedensten Zeitaltern und Ländern auf eine Anwendung von Blitzschutzmitteln, die unverkennbar eine Vorwegnahme unserer heutigen Blitzableiter darzustellen scheinen.

Vor den altägyptischen Tempeln, z. B. in Edfu und Dendera, standen hohe Masten, Pylonen, mit metallbeschlagener Spitze, als deren Zweck in Inschriften ausdrücklich angegeben wurde: „um zu brechen das Unwetter des Himmels". Auf Grund dieser überraschenden Feststellungen haben manche führenden Aegyptologen, wie Dümichen, Brugsch u. a., mit aller Bestimmtheit behauptet, der Franklinsche Blitzableiter sei schon im alten Aegypten bekannt gewesen und benutzt worden. Diese Anschauung schien durch andere Tatsachen aus dem Altertum bestätigt zu werden. So wurde von den alten Aeduern berichtet, dass sie ein blankes, mit der Spitze nach oben gerichtetes Schwert neben sich in die Erde steckten, um gegen den Blitz geschützt zu sein. Eine ähnliche Ueberlieferung aus Persien findet sich bei Ktesias. Ferner erzählt Josephus, dass der Herodianische Tempel in Jerusalem auf dem Dache zahlreiche vergoldete, aufrechtstehende Spiesse getragen habe, die man als Blitzableiter ansprechen wollte. Von zahlreichen ähnlichen Literaturangaben sei nur noch eine erwähnt, die aus dem Mittelalter stammt. Nach dem Bericht des heiligen Bernardin von Siena wurde durch die Seefahrer seiner Zeit bei heraufkommendem Gewitter an der Mastspitze ein blankes Schwert mit der Spitze nach oben befestigt, um dadurch die Blitzgefahr zu bannen.

Alle diese Ueberlieferungen scheinen unweigerlich zu beweisen, dass man in der Tat das Prinzip des Blitzableiters lange vor Franklin kannte. Geht man aber jenen Berichten scharf kritisch zu Leibe, so erkennt man, dass es sich durchweg um Aeusserungen des Aberglaubens handelt, die lediglich psychologisch verstanden und gedeutet werden können. Alle die metallenen Spitzen, die sich gegen den Gewitterhimmel kehren, haben mit einer Ausnahme (die goldenen Spiesse auf dem Tempel des Herodes sollten lediglich die Vögel abhalten, sich auf dem goldenen

Dach niederzulassen und es zu beschmutzen) samt und sonders die Bedeutung gehabt, dass sie die Gewitterdämonen, wenn sie über den Ort hinwegzogen, schneiden, verletzen und womöglich töten, zumindest aber erschrecken und verjagen sollten. Schon allein die Tatsache, dass für die hochragenden, angeblichen Blitzableiter auf Masten usw. keine Erdleitung gefordert wurde, die auch an den ägyptischen Pylonen nirgends nachweisbar ist, zeigt zur Genüge, wie unhaltbar die Deutung ist, dass es sich um echte Blitzableiter gehandelt haben könne. Es kommen aber weitere Tatsachen hinzu, die die abergläubische Deutung der genannten Schutzmittel gegen Gewitter unzweifelhaft machen.

Die Vorstellung, dass man mit spitzen und scharfen Waffen die im Gewitter Unheil brauenden Dämonen bekämpfen könne, ist auf primitiven Kulturstufen ungemein weit und anscheinend über die ganze Erde verbreitet. Bei den Hottentotten gelten hölzerne (!) Spitzen auf den Hütten als Blitzableiter, bei den alten Litauern stellte man zwei gekreuzte Messer vors Fenster, wenn ein Gewitter heraufkam; anderswo schleudern die Eingeborenen Steine gegen die Gewitterwolken oder schiessen Pfeile dagegen ab. In allen diesen Fällen liegt derselbe fehlerhafte Gedankengang vor, der in den oben mitgeteilten Vorkommnissen das Gewitter mit blanken Schwertern und Spiessen bekämpfen liess. „Wetterkreuze auf den Bergspitzen oder auf den Hausgiebeln“, die man in Bayern und Tirol nach dem Zeugnis Wuttkes[1]) noch heute aufstellt, mögen ebenso eine Art Uebergang von der altheidnischen Gedankenwelt zur christlichen sein, wie das noch neuerdings vieldiskutierte Wetterschiessen lediglich eine naturwissenschaftlich verbrämte Modernisierung der abergläubischen Idee ist, Unwetter durch Waffen zu bekämpfen.

Gerade auch der Lärm, den der Schuss auslöst und dessen Schallwellen, nach der Deutung des 19. und 20. Jahrhunderts, geeignet sein sollen, die Gewitter- oder Hagelwolken zu zerteilen, verrät aufs deutlichste die abergläubische Wurzel des gesamten Wetterschiessens. Möglichst lauter Lärm ist ja auch in der Vorstellung des chinesischen Landvolkes das beste Mittel, um Kometen zu verscheuchen und bei Finsternissen die den Mond und die Sonne fressenden Ungetüme zu vertreiben. Mit Lärm bekämpft man daher auch die Gewitterdämonen: in vielen Gegenden Süddeutschlands und Böhmens wird bei heraufziehendem Gewitter das geweihte „Wetterhorn“ geblasen, und das weitverbreitete Läuten der Kirchenglocken beim Gewitter fliesst aus der gleichen Quelle des Aberglaubens. Keineswegs ist dies Läuten etwa als ein weithin hörbares Warnungssignal zu deuten, dass ein Gewitter im Anzuge sei, sondern es will tatsächlich selber ein Schutzmittel gegen die Gewittergefahr sein. Schillers Glocke rühmt ausdrücklich von sich: fulgura frango = ich

[1]) Ad. Wuttke, „Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart.“ Berlin 1900, S. 305.

zerbreche die Gewitter, und ebenso wird nach Wuttke (S. 305) das Glockenläuten bei Gewittern überall im deutschen Land ursprünglich geübt, „um die in dem Wetter waltenden Dämonen durch das Geweihte, und den Donner durch das Zeichen des Donners zu vertreiben“. Die „Nachbarin des Donners“ nennt ja daher auch Schiller die Glocke, wohl in Erinnerung an diese Volksvorstellung.

Ueber den Gewitteraberglauben und seine umfangreichen Aeusserungen allein liesse sich ein umfangreiches Werk schreiben. Das Gesagte mag genügen, um zu beweisen, wie vielfach und eindringlich man schon in der vorfranklinschen Zeit über Mittel und Wege nachsann, um die Gefahr der Blitzschläge abzuwenden.

Mit der Erfindung des Blitzableiters ist nun mit einem Schlage — fehlerlose Anlage vorausgesetzt — ein vortreffliches Mittel gegen die Gewittergefahr gefunden worden, nach dem die Menschen mehrere Jahrtausende vergeblich gesucht hatten. Aber nicht nur durch die Blitzableiter sind die Gefahren der Blitzschläge gewaltig vermindert worden, sondern auch durch die neue Bauart der Häuser. Die heute in den Kulturländern immer mehr dominierenden Steinhäuser verringern die Feuersgefahr infolge von Blitzschlägen auf ein Mindestmass; werden solche Häuser vom Blitz getroffen, so kommt es schlimmstenfalls zu kleineren mechanischen Beschädigungen, Zertrümmerung von Schornsteinen, Fahnenstangen usw., aber jede Brandgefahr bleibt ausgeschlossen, ebenso wie eine Gefährdung des Lebens der darin weilenden Bewohner. Und trotz dieses seit langem feststehenden Umstandes zittern und beben im Innern unserer Stadthäuser die Menschen beim Gewitter oft, als müsse jeden Augenblick ein schweres Unheil über sie hereinbrechen. Zur Nachtzeit erheben sich noch in unseren Tagen bei jedem schwereren Gewitter Tausende und Abertausende aus ihren Betten, kleiden sich an und irren oft stundenlang in der Wohnung herum, bis das Unwetter sich verzogen hat. Wiederholt sich das Gewitter, so wiederholt sich auch das Spiel dieser Aengstlichen. Beim Landmann ist ein solches Verhalten in sehr vielen Fällen durchaus begreiflich, denn wenn durch einen Blitzschlag in den Scheunen oder Ställen Feuer ausbricht, so können helfende Hände nicht rasch genug zur Stelle sein. Wenn aber der Städter das Beispiel des Landmanns nachahmt, so ist der einzige praktische Erfolg der, dass er sich um seine so notwendige Nachtruhe betrügt und am nächsten Vormittag müde und zerschlagen ist. Irgend ein Sinn liegt der Haltung der städtischen Angsthasen nicht zugrunde, denn im Innern der steinernen Häuser und gar in den Betten, wo der Mensch ohnehin besser isoliert und daher sicherer als irgendwo sonst in der Welt gegen Blitzschläge ist, hat niemand etwas vom Gewitter zu befürchten, weder für sich noch für seine Wohnungseinrichtung. Hört daher ein vernünftiger Mensch nachts die schweren Donnerschläge eines Nahgewitters, so kann er gar nichts Ge-

scheiteres tun als sich in seinem Bett auf die andere Seite legen und weiterschlafen. Frage sich jeder, der sich zunächst versucht fühlt, Zweifel in diese Worte zu setzen, ob er jemals seit Jahrzehnten in seiner Zeitung gelesen hat, dass ein Mitbürger durch einen Blitzschlag im inneren Hause zu Schaden gekommen sei! Alle Fälle von Blitztod, die im städtischen Bereich überhaupt vorkommen und die ohnehin selten genug sind, ereignen sich — das kann nicht oft genug betont werden — ausschliesslich im Freien, vornehmlich in Parkanlagen, öffentlichen Plätzen, Gärten usw., allenfalls einmal am offenen Fenster, niemals aber innerhalb geschlossener Wohnungen.

Wenn alle Menschen sich dieser Tatsache bewusst wären, würde viel überflüssige Angst vermieden werden können. Die Gewitterfurcht ist ja eine höchst lästige Eigentümlichkeit, die aber mit ein wenig Vernunft, Energie und Selbstzucht erfolgreich bekämpft werden kann. Viele Menschen leiden zeitlebens daran; es würde daher eine wertvolle Aufgabe der Pädagogik sein, schon beim Kinde, zumal beim kleinen Kinde, die Furcht zu bekämpfen und auszurotten: man tut dem jungen Menschenkinde selbst damit den denkbar grössten Gefallen!

Die grosse Intensität, mit der die Gewitterfurcht oft auftritt, die Unmöglichkeit für die damit behafteten Menschen, durch Vernunftgründe dagegen anzukämpfen, haben zu der Meinung Veranlassung gegeben, dass physiologische, nicht psychologische Ursachen als Grund der Erscheinung anzusprechen seien. Man nahm an, dass durch die erhöhte elektrische Spannung der Atmosphäre eine Ueberreizung des Nervensystems bedingt werde, die der Mensch als Gewitterfurcht empfinde und gegen die er machtlos bleibe. Diese Auffassung ist jedoch völlig unhaltbar. Dass bei der Gewitterfurcht rein psychische Prozesse im Spiel sind, geht schon daraus hervor, dass Wickelkinder, die vom Wesen des Gewitters keine Vorstellung haben, in keiner Weise durch atmosphärische Entladungen beunruhigt werden, wenn nicht gerade einmal ein besonders lautes Donnerkrachen ein augenblickliches Erschrecken hervorruft. Auch Leute, die mit einem gesunden Schlaf gesegnet sind, verschlafen gelegentlich die schwersten Gewitter, ohne irgendwelche physiologische Reizbarkeit erkennen zu lassen, während vielleicht dieselben Personen, wenn das Gewitter zum Ausbruch kommt, bevor sie eingeschlafen sind, so erregt werden, dass sie lange Nachtstunden hindurch wach bleiben und sich nicht ins Bett zu legen wagen. Derartiges wäre natürlich niemals möglich, wenn wirklich besondere physiologische Reizzustände, die unabhängig vom Bewusstsein sind, die Gewitterangst bedingen und erklären würden. Nein, die Dinge liegen vielmehr so, dass die Gewitterfurcht nur dort gedeiht, wo eine geistige Erkenntnis der mit dem Gewitter möglicherweise verbundenen Gefahr vorhergegangen ist. Fehlt diese Erkenntnis, weil vielleicht das Wachbewusstsein oder die nötige Intelligenz nicht vorhanden ist, so ist auch von irgend einem Symptom der Gewitterangst nichts zu merken.

Ebenso spricht es gegen die physiologische Deutung der Gewitterfurcht, dass man durch zufällige oder absichtlich herbeigeführte, energische Ablenkung der Aufmerksamkeit der Gewitterangst Herr werden kann. In einem sehr interessanten Theaterstück, einem guten Konzert, bei spannender Lektüre oder Unterhaltung, in allen Zuständen hochgradigen seelischen Affekts oder geistiger Inanspruchnahme verspürt auch das ängstlichste Gemüt nichts von Gewitterfurcht, ja, bemerkt vielleicht gar nichts von dem ganzen Gewitter. Ich persönlich habe es erlebt, dass während eines recht schweren Gewitters auf dem Mittelmeer am Abend des 28. Fabruar 1914 Hunderte von Schiffspassagieren Blitz und Donner nicht bemerkten, da sie auf dem durch Zeltwände verkleideten Deck durch scherzhafte Theatervorführungen völlig in Anspruch genommen waren. Wieviel man künstlich dazu beitragen kann, sich von dem lästigen seelischen Zustand zu befreien, das lehrt uns in trefflicher Weise Werthers Lotte, die bei schwerem Unwetter sich selbst und eine ganze Gesellschaft durch übermütige Scherze das Gewitter vergessen lässt, obwohl sie selbst nachher gesteht, wie sehr sie an Angst gelitten habe (Tagebuch-Aufzeichnung vom 16. Juni). Hieraus kann man sehr viele nützliche, praktische Winke entnehmen.

Die Bewertung des Ehebruchs von Mann und Frau.

Von **H. Wega** in Berlin-Friedenau.

Gibt es eine verschiedene Bewertung des männlichen und des weiblichen Ehebruchs? Das Gesetz sagt nein, und es hat von seinem Standpunkt, den Schwächeren zu schützen, recht. Unsere Moralanschauungen sagen ja, und unser Gefühl sagt es auch, oder müsste es uns sagen. Denn schon rein physisch unterscheidet der Ehebruch der Frau sich von dem des Mannes dadurch, dass *sie* der empfangende Teil ist, dass unter Umständen also ein fremdes Kind in eine Ehe hineingetragen werden kann. Der Ehebruch des Mannes hingegen hat nur dann gesundheitliche Folgen für seine rechtmässige Gattin, wenn er sich dabei eine Geschlechtskrankheit zugezogen und diese später auf die Frau übertragen hat.

Viel schwerer wiegen noch die *ethischen* Unterschiede, und um diese zu würdigen, müssen wir uns erst darüber klar werden, was für den Mann und was für die Frau der Geschlechtsverkehr bedeutet.

Sobald der junge Mann die Pubertätsjahre erreicht hat, steht der Ausübung seiner geschlechtlichen Funktionen nichts im Wege, kein moralisches und — leider — auch kein hygienisches Bedenken. Und er wird meist von diesem ihm zustehenden Recht lange vor der Verheiratung den ausgiebigsten Gebrauch machen. Männer, die *rein* in die Ehe

treten, dürfte es kaum geben, sicher haben alle wenigstens in ihren jungen Jahren eine oder die andere geschlechtliche Beziehung gehabt. Und zwar zu wem? Meist zu käuflichen „Verhältnissen“ oder zu richtigen Dirnen der schlimmsten Art. Das muss notgedrungen zu einer niedrigen Bewertung des Geschlechtsaktes führen. Der Mann übt ihn aus, wie er andere körperliche Funktionen ausübt, zu denen seine Natur ihn drängt, ohne besonders wählerisch oder vorsichtig zu sein. Bestimmte äussere Eigenschaften der Frau genügen ihm, den geschlechtlichen Reiz zu spüren und ihm nachzugeben. Irgendwelche seelische Regungen sind meist nicht damit verbunden, und wenn, so werden sie eher als störende Beigabe wirken. Mit diesen Anschauungen geht er in die Ehe hinein, schwört er einem reinen Mädchen Treue fürs Leben. Einem Mädchen, dessen Sinnlichkeit noch schläft und dessen Begriffe vom Geschlechtsverkehr ganz verschieden von den seinen sind. Denn für sie ist er eine Ergänzung zu anderen höheren und reineren Empfindungen, eine häufig nur als „Muss“ empfundene Beigabe, der sie nachkommt, weil es eben zu ihren ehelichen Pflichten gehört und — weil sie Mutter werden will. Die Frau, die den Geschlechtsverkehr an sich in der Verbindung mit dem Manne sucht, die sich aus reiner Sinnlichkeit hingibt, ist selten. Ich behaupte sogar, dass Dirnen nur in Ausnahmefällen einem sinnlichen Bedürfnis nachgeben, wenn sie sich jedem Mann anbieten. Meist sind es „gefallene Mädchen“, die Leichtsinn und Unüberlegtheit immer tiefer in diesen „Beruf“ hineingedrängt haben, aus dem man so schwer wieder herauskommt. Ein Beruf, den sie wirklich als solchen empfinden, und der nur eine vollständige Abtötung des Schamgefühls voraussetzt, weiter nichts. Viele Prostituierte sollen noch jung heiraten, oft in niedrige und bescheidene Verhältnisse, und dann gute, treue Ehefrauen werden. Ein Beweis dafür, dass nicht Sinnlichkeit sie zu ihrem früheren Leben trieb. Und Dirnen, die nicht heiraten, die gezwungen sind, sich ihr ganzes Leben — wenigstens solange sie jung sind oder jung scheinen — dem Mann zu prostituieren, verachten diesen in der Regel gründlich, wenn sie es ihm auch aus Berufsinteresse nicht zeigen können. Ich möchte beinahe behaupten, dass die übertriebenste Frauenrechtlerin keine so grosse Männerfeindin sein kann wie die Dirne, der sich der Mann immer nur von der einen Seite zeigt, die selbst den Frauen, deren Denken und Fühlen am tiefsten steht, lächerlich und verächtlich scheint. Unwillkürlich sehen sie in dieser andersgearteten Natur des Mannes eine Schwäche, die geeignet ist, ihn in ihren Augen herabzusetzen. Eine alte Prostituierte, die einst in einer kalten Winternacht der Hunger in meine Arme trieb, hat mir über diesen Punkt Aufschlüsse gegeben, die ich nie vergessen werde. Und selbst, wenn ich von ihren Erfahrungen drei Viertel abstreiche —, man sagt, dass Dirnen gern aufschneiden —, so bleibt noch genügend übrig, um meine Behauptungen zu erhärten.

Wenn nun die Frau im Punkte Sinnlichkeit anders geartet, anders erzogen ist und ganz anders empfindet als der Mann, so muss notgedrungen auch ihr Ehebruch, von den physischen Wirkungen abgesehen, anders zu bewerten sein als der des Mannes.

Es gibt mancherlei Gründe, die die Frau zum Ehebruch treiben. Den niedrigsten, nämlich Erwerbslust, scheide ich ganz aus, da die Frau zu diesem häufig vom Mann gedrängt und durch Drohungen in ihm festgehalten wird. Er stellt nichts weiter dar als die gewerbsmässige Prostitution in einer Form, die dem Gesetz nicht so leicht zugänglich ist wie die aussereheliche.

Dann gibt es Frauen, die sich von ihrer Ehe sinnlich nicht befriedigt fühlen — ihrer sind Millionen — und die wahrscheinlich annehmen, dass ein anderer Mann besser zu ihnen passen, ihnen mehr Sinnenfreuden schenken könnte als der eigene. Denn Verheiratetsein und geschlechtliche Genüsse kennen ist für Frauen durchaus nicht dasselbe. Ich hörte einmal, wie eine alte Dame, die 12 Kinder geboren, ihr junges Dienstmädchen abkanzelte, weil es nächtens einen Mann in ihrer Kammer beherbergt hatte. „Was denkt ihr euch denn bloss, ihr unvernünftigen Mädchen? Ihr bekommt das Kind, und der Mann hat das Vergnügen!" Als ich ihr später entgegenhielt, dass unter Umständen doch auch das Mädchen einen Genuss davon haben könnte, meinte sie entrüstet: „Na, das muss ich schliesslich besser wissen als Sie, Liebe. Ich war dreissig Jahre verheiratet und habe zwölf Kinder geboren." Wie diese alte Frau kann man Tausende hören, und die meisten glauben sogar, dass es das Natürliche sei.

Meist wird jedoch die Frau sich zu einem ehebrecherischen Geschlechtsverkehr aus ganz anderen Motiven hergeben. Sie will einen Mann, für den sie mehr Freundschaft oder mehr Liebe empfindet als für ihren eigenen, dadurch an sich fesseln, dass sie ihm das letzte schenkt, was sie noch zu schenken hat. Sie wähnt, dass es ihn fester an sie ketten, ihr mehr verpflichten würde, wenn sie seinem Drängen nachgibt. Nicht mit Unrecht nimmt die Frau an, dass die Erreichung dieses Zieles für den Mann doch immer die Hauptsache sei. Falsch ist es nur, wenn sie Hoffnungen für die Zukunft daran knüpft; denn der Mann bleibt treuer und — verliebter, so lange er das letzte noch nicht erreicht hat. Was für die Frau den Anfang bedeutet, ist häufig für ihn das Ende eines Liebesgefühls. Sicher aber weiss die Frau diese ehebrecherische Hingabe mit Empfindungen zu umhüllen, die ihre Handlungsweise in ihren Augen entschuldbar erscheinen lassen. Immer gibt sie reinere, edlere Gefühle — Freundschaft, Mitleid, Liebe, — erst, ehe sie sich selber gibt. Und sicher verwechselt sie diese Gefühle oft mit den sinnlichen, die der Mann voraussetzt und — ihr entgegenbringt. Der Geschlechtsverkehr an sich ist nur in den seltensten Fällen Selbstzweck bei der Frau, die stets Hem-

mungen zu überwinden haben wird, ehe sie ihn eingeht. Hemmungen, die tief in der weiblichen Natur begründet liegen, da die Frau die Folgen des Liebeslebens trägt, — und die der Mann, der nur den Genuss davon hat, nicht kennt. Diese Hemmungen aber werden gerade durch die Verheiratung nicht verringert, sondern bestärkt. Ein unberührtes Mädchen kann sich eher Illusionen über den Geschlechtsverkehr hingeben als eine Ehefrau, die ihre Erfahrungen bereits gemacht hat. Die verheiratete Frau weiss, dass er für uns nicht nur Freuden, sondern viel häufiger Enttäuschungen und Erniedrigungen mit sich bringt, da der Mann die körperliche Hingabe im allgemeinen so gering bewertet.

Und nur in Ausnahmefällen wird es vorkommen, dass eine Frau sich einem anderen Mann hingibt, wenn sie ihren eigenen liebt und schätzt. Während der Mann sehr wohl seine Gattin achten und trotzdem sinnliche Beziehungen zu einer anderen Frau haben kann, wird die Frau immer zu einer körperlichen Hingabe auch die seelische brauchen, sich also innerlich schon von ihrem Mann losgelöst haben, ehe sie einem anderen angehört. Und gerade das dürfte zu einer verschiedenen Bewertung des männlichen und des weiblichen Ehebruchs vom ethischen Standpunkt führen.

Gibt es Wahrträume?

Von Dr. Georg Lomer.

Die Frage ist alt und umstritten. Ihre befriedigende Beantwortung setzt zunächst eine genaue Begriffsbestimmung voraus. Unter „Wahrträumen" seien also solche Träume verstanden, welche räumlich oder zeitlich entfernte Ereignisse betreffen, die nicht mittels der üblichen Sinnesfunktionen wahrzunehmen sind. Es handelt sich also im ersteren Falle um räumliches, im zweiten um zeitliches Hellsehen im Traume. Ohne mich auf lange vorbereitende Erläuterungen oder Literaturangaben einzulassen, will ich hier einige Traumerlebnisse berichten, die ich selbst gehabt habe und die mir hierher zu gehören scheinen. Die Träume sind immer sogleich nach dem Erwachen schriftlich fixiert worden, und es wurde dabei vermerkt, ob etwa irgend welche realen Erlebnisse oder Eindrücke den Traumvorgang ausgelöst haben könnten.

Zunächst räumliches Hellsehen, d. h. die Traumwahrnehmung gleichzeitiger aber der gewöhnlichen Sinnesfunktion entrückter Vorgänge.

I. 14./15. Juli 1916.

Starke Gemütsbewegung im Traume. Ich träume, dass es meinem hochbetagten Vater schlecht geht. Ich spreche laut und klagend davon zu meiner Frau und einer — vor einigen Jahren verstorbenen — Vaterschwester. Wache gegen 4 Uhr morgens in Tränen auf.

Am 18. Juli 1916 erzählt mir mein Vater, er habe jetzt viel mit dem Herzen zu tun. So habe er kürzlich einmal nachts eine halbe Stunde vor Beklemmungen im Bette aufsitzen müssen.

Nähere Nachfrage ergibt, dass es sich um die Nacht vom 14. zum 15. Juli gehandelt hat.

II. 24./25. März 1916, gegen Morgen.

Ich träume, dass von der See her ein Angriff auf das nahe Küstengebiet — mein Wohnsitz war s. Zt. Schwartau bei Lübeck — stattfindet. Mir schwebt dabei die Lübecker Bucht vor. Ich höre eine helle Kommandostimme rufen: „Maschinengewehrfeuer auf die Küste!" Es ist alles sehr dunkel und unheimlich.

26. März 1916. Bericht der Obersten Heeresleitung:

Von 2 durch ein Kreuzergeschwader und eine Zerstörerflottille begleiteten Mutterschiffen sind gestern früh 5 englische Wasserflugzeuge zum Angriff auf unsere Luftschiffanlagen in Nordschleswig aufgestiegen. Nicht weniger als 3 von ihnen, darunter ein Kampfflugzeug, wurden durch den frühzeitig benachrichtigten Abwehrdienst auf und östlich der Insel Sylt zum Niedergehen gezwungen. Die Insassen, 4 englische Offiziere und 1 Unteroffizier, sind gefangen genommen. Bomben wurden nur in der Gegend von Hoyerschleuse abgeworfen. Schaden ist nicht angerichtet.

Nun einige Träume, die zeitliches Hellsehen betreffen, d. h. das traumhafte Voraussehen von Ereignissen, die nachher wirklich eintrafen.

III. 22./23. November 1913.

Ich sehe von einem erhöhten Standpunkte aus Frl. S., die Tochter meines damaligen Chefs, laut weinend herankommen. Sie sagt: „Jetzt wird es Krieg, jetzt gehen wir aber schnell fort!" Gleichzeitig höre ich ein überlaut dröhnendes, unheimliches Trommeln.

Im August 1914, also etwa 8 Monate später, brach tatsächlich der Krieg aus. Die Familie S. verliess den Ort aber schon im Januar 1914.

IV. 3./4. Oktober 1915

träume ich gegen Morgen: Ich finde eine Muschel und öffne sie; darin sitzt eine Kreuzspinne. Ich zertrümmere Muschel und Spinne mit einem Stock.

Beim Erwachen sage ich zu meiner Frau: „Heute kommt gewiss ein unangenehmer Brief!"

Am 4. Oktober kommt tatsächlich ein unangenehmer Brief, den wir keineswegs irgendwie Anlass hatten zu erwarten.

Zu dem Traum ist zu bemerken, dass ich Tags zuvor, also am 3. Oktober auf einem Spaziergange eine Kreuzspinne gesehen hatte, und dass mir Spinnen von jeher widerwärtig waren.

V. 25./26. Juli 1916.

Ich reise mit der Eisenbahn südwärts, lehne mich aus dem Fenster und suche Bingen (am Rhein) zu erblicken.

26. Juli kommt ein Brief, der mir eine Praxis in S. — im Kreise Bingen — anbietet.

Hierzu ist zu bemerken, dass ich Bingen zwar vor vielen Jahren kennen gelernt habe, aber in der letzten Zeit keineswegs Anlass hatte, mich mit dem Orte oder auch nur der Gegend in Gedanken zu befassen.

Die nächsten Träume betreffen meine Frau.

VI. 24./25. Juli 1916.

Meine Frau träumt, ihre Schwester — in Berlin — begehe Selbstmord,

indem sie ins Wasser geht. Sie ist aber merkwürdigerweise nachher wieder lebendig. Auch ist der Traum mit keinerlei Affekt verbunden.

Am 30. Juli 1916 erhalten wir einen Brief, in dem uns als wichtige Neuigkeit mitgeteilt wird, dass Frl. E. M., die in unserem Leben vor Jahren eine grosse und unheilvolle Rolle gespielt hat, am 29. Juli an den Schauplatz ihrer einstigen Vergehen zurückgekehrt sei und sich dort in einem See ertränkt habe.

VII. Zu einer gewissen Zeit trugen wir uns mit dem Wunsche, den Wohnsitz zu wechseln und uns anderweit eine Praxis zu suchen. Wir hatten mancherlei Angebote und wählten schliesslich zwei aus, die uns besonders geeignet schienen; diese Orte wollten wir uns ansehen, beide lagen in der Mark. Meine Frau reiste voraus und stieg in Berlin ab. Ich wollte nachkommen.

8./9. Juni träumte meine Frau, unser Hund sei mit einem kleinen Kinde zusammen ins Wasser gefallen, und fragt auf einer Karte ganz besorgt an, ob ihm auch nichts passiert sei.

11. Juni sehen wir uns die Praxen an und erleben eine Enttäuschung.

Zu diesen Träumen ist einiges zu sagen.

Die Träume I und VI betreffen Personen, die unserem inneren Erleben nahe standen, einmal den Vater, das andere Mal einen Menschen, der uns manchen Kummer bereitet. In beiden Fällen waren sie uns nicht gleichgültig. Dass die Blutsverwandtschaft mit dem Vater, wie man zunächst anzunehmen versucht ist, dabei eine Rolle spielt, scheint mir bei einigem Nachdenken unwahrscheinlich; denn mit der Selbstmörderin von Fall VI verknüpft uns gerade keine verwandtschaftliche Beziehung. Man wird hier nun einwenden, dass im Traum VI die Schwester meiner Frau auftritt, also gleichfalls eine nahe Blutsverwandte. Aber der Traum spricht gar oft in Deckbildern, die richtig gewertet werden wollen. Und wenn wir bedenken, dass die Selbstmörderin des Traumes nachher auf einmal wieder lebendig ist und dass dem ganzen Traumerlebnis der natürliche Affekt ganz und gar fehlt, so kommen wir auf die richtige Lösung des Widerspruches, die nämlich in der Erkenntnis liegt, dass hier die Schwester lediglich als Deckfigur für eine andere Person eintritt. Der Schwerpunkt des Traumes liegt also in dem Begriff: eine weibliche Person, die sich ertränkt. Zur Zeit des Traumes, also am 24./25. Juli, mag der Selbstmordgedanke in der betreffenden Person, der es sehr schlecht ging, entstanden sein oder sich zum Entschluss verdichtet haben . . .

Die Träume IV und V beziehen sich auf Briefe und nehmen eigentlich eine Mittelstellung ein. Da nämlich anzunehmen ist, dass die Briefe zur Zeit der Traumwahrnehmung bereits vorhanden, und von dem Träumer nur räumlich entfernt waren, so kann man diese Träume fast ebensogut als räumliches Hellsehen bezeichnen. Bemerkenswert ist die schöne Symbolik von Traum IV. Der Briefumschlag ist in eine Muschel, der unangenehme Brief in eine Spinne metamorphosiert; und die seelische Abwehrreaktion dagegen drückt sich in dem Zuschlagen mittelst des Stockes aus.

Ein schöner Symboltraum ist auch der siebente. Die bekannte Redensart: „Der Plan ist ins Wasser gefallen" tritt hier bildhaft in die Erscheinung, ein Vorgang, den Freud als „Regression" bezeichnet hat. Das Kind, als Symbol gefasst, deutet in die Zukunft, verkörpert gewissermaßen einen elterlichen Plan, einen Wunsch, und dass dieser Wunsch oder Plan uns beide, meine Frau und mich, betrifft, wird noch dadurch unterstrichen, dass unser Hund (wir sind übrigens kinderlos!) mit dem Kinde ins Wasser fällt.

Alles in allem genommen, lehren diese 7 Fälle jedenfalls, dass Wahrträume in gewissen Grenzen anscheinend nicht ausser dem Bereiche der Möglichkeit liegen. Es wäre von hohem Wert und Interesse, wenn andere Beobachter in gleicher Richtung Material sammeln und ihre Erfahrungen der wissenschaftlichen Diskussion unterbreiten möchten, gleichwie ich es hierdurch mit dem meinigen tue.

Auf Grund grösseren Materials dürfte sich dann auch die Erklärung für diese eigentümliche seelische Funktion leichter finden lassen[1]).

Ein Mord und Selbstmord aus Eifersucht in einem homosexuellen Verhältnis zwischen Weibern.

Von **Douglas C. Mc. Murtrie** (New York).

Verbrechen aus Eifersucht, die ihren Ursprung in homosexuellen Verhältnissen haben, scheinen in den Vereinigten Staaten um sich zu greifen. Ein typisches Beispiel eines Mordes und Selbstmordes aus dieser Ursache ist gerade in der Nähe New Yorks geschehen, und die Begleitumstände sind von ungewöhnlichem wissenschaftlichen Interesse, besonders, da die betr. zwei Weiber gebildet und in ihren Kreisen sehr angesehen waren.

Wir werden die beiden mit A. und B. bezeichnen. Eines Abends fand man, dass die B. die A. erschossen, und dann sich selbst getötet hatte. Sobald ich von dem Vorfalle unterrichtet worden war, machte ich die nötigen Nachforschungen und stellte die folgenden Tatsachen fest:

Die A. war 27 Jahre alt, Amerikanerin von Geburt, die B. 24 Jahre alt, schlank und von dunklem Teint. Sie war von französisch-kanadischer Abkunft. Beide waren Krankenwärterinnen von Beruf und hatten Krankenhauserfahrung. Sie arbeiteten zwei Jahre lang in ein und demselben Institut und wohnten später zusammen in einem Privathause.

Briefe und Effekten, die nach ihrem Tode gefunden wurden, liessen darauf schliessen, dass die gegenseitige Neigung eine sehr innige gewesen war. Bei

---

[1]) In meinem soeben erschienenen Buche „Der Traumspiegel" (Verlag J. Mich. Müller, München) ist weiteres Material gegeben und die Frage in breiterer Weise behandelt.

wiederholt vorkommenden Trennungen waren der ausgetauschten Briefe viele, und es wurde gefunden, dass dieselben mit Sorgfalt aufgehoben und behütet wurden. Einer, den die A. der B. zwei Jahre vor der Tragödie geschrieben, enthält folgenden Satz: „Ich habe heute keinen Brief von Dir bekommen. Allerdings hatte ich gestern deren zwei und sollte nicht so selbstsüchtig sein, aber ich vermisse sie und Dich so sehr.“ Auf der Kommode der B. befanden sich zwei Bilder der A. und B. bei einander stehend, und in ihrem Koffer war fast ein Dutzend Bilder der A., aber kein anderes. Die einzigen Habseligkeiten, welche die B. zu schätzen und mit sich zu führen schien, waren Andenken an ihr Verhältnis mit der A.

Die A. erhielt eine neue Anstellung als Wärterin in einem Krankenhause in einer kleinen Stadt in der Nähe New Yorks. Sie war noch nicht eine Woche dort, als die B. auf der Bildfläche erschien und Arbeit in demselben Krankenhause suchte. Dieses konnte sie nicht erreichen, aber sie blieb in der kleinen Stadt, um der A. nahe zu sein. Die B. fuhr angelegentlich fort, ihre Dienste anzubieten, und als die A. befördert wurde, wodurch eine Vakanz geschaffen, wurde die B. angestellt. Ein Grund, welcher den Superintendenten bestimmte, die B. zu engagieren, war, dass er die beiden für unzertrennlich hielt und glaubte, beide nehmen zu müssen, um sich die Dienste der A. zu erhalten. Die beiden gaben sich als Kusinen aus, obgleich später festgestellt wurde, dass sie in keiner Weise verwandt waren.

Es lag auf der Hand, dass das Verhältnis zwischen den beiden früher sehr warm gewesen war, dass aber der Enthusiasmus der A. im Schwinden begriffen war. Dagegen war die B. noch so gefesselt wie zuvor und war auch jedenfalls der aktive Teil in dem Liebesverhältnis. Auch schien wahrscheinlich, dass die A. in einem gewissen Grade mit einem andern jungen Weibe verkehrt hat und intim geworden ist.

Die B. wurde ausserordentlich eifersüchtig und tat alles mögliche, um zu verhindern, dass die A. sich von ihr zurückzog.

Die beiden verbrachten noch immer den grössten Teil ihrer Mussezeit miteinander, aber dies geschah nur auf Drängen der B., welche anscheinend Drohungen ausstiess, um das Verhältnis aufrecht zu erhalten. Die A. wurde eingeschüchtert, furchtsam und nervös, die B. bedrückt und verschlossen. Mehrere der Krankenhausangestellten hatten bemerkt, dass die A. von der B. „vor Furcht ausser sich gebracht“ war, und eine der Autoritäten bemerkte, dass die B. die A. „verfolgte“.

Eines Abends wurde die B. von ihrem Posten abwesend gefunden. Später stellte sich heraus, dass sie ins Zimmer der A. gegangen, die Tür hinter sich verschlossen, die A. mit einer neuen, automatischen Pistole, welche sie für den Zweck gekauft, erschossen und dann sich selbst entleibt hatte.

Es war kein untrüglicher Augenschein vorhanden zu beweisen, dass das Verhältnis zwischen den beiden Weibern tatsächlich sexuelle Ausübungen in sich schloss; jedoch deuten die Begleitumstände über allen Zweifel an, dass invertierte Liebe zwischen ihnen bestand, es muss aber keine körperliche Befriedigung vorgekommen sein. Der A. wurde von der Krankenhausleitung ein ausgezeichnetes Leumundszeugnis ausgestellt, und es ist möglich, dass ihre moralische Gesinnung ihr eine Hingabe dieser Art verbot. Es steht aber über allen Zweifel erhaben fest, dass eine so leidenschaftliche Eifersucht ausgeschlossen war bei einer Bekanntschaft gewöhnlicher Art und nur auf sexueller Basis beruhen konnte.

Da die dieser Schilderung zugrunde liegenden Erscheinungen von Interessenten in Geschlechtspathologie als die bei lesbischen Liaisons typischen erkannt werden dürften, ist es unnötig, dass ich auf die Einzelheiten eingehe.

War Mohammed geisteskrank, fallsüchtig oder muttersüchtig?

(Schluss.)

Eine ärztliche Untersuchung

von Dr. med., Dr. jur., Dr. phil., Dr. dent. **W. Hammer.**

Muttersucht (Hysterie) und Fallsucht (Epilepsie).

Um zu prüfen, ob Mohammed an Muttersucht oder Fallsucht litt, wollen wir die Begriffbestimmungen zunächst anführen, wie sie führende Lehrbücher geben. Berücksichtigen wollen wir dabei, dass es bisher der Seelenheilkunde nicht gelungen ist, aus allen hervorstechenden Erscheinungsgruppen Krankheitsbilder abzugrenzen, die in der Verknüpfung mit dem Bau, den Verrichtungen und erkennbaren krankhaften Veränderungen des Gehirns den Beweis ihrer Daseinsberechtigung liefern. Daher kommt es, dass selbst unter den Fachärzten bisher keine Uebereinstimmung betreffs einer allgemeinen Einteilung zu erzielen war, und dass selbst unter die am meisten anerkannten Zusammenstellungen (Systeme) sich nicht alle Krankheitsbilder zwanglos unterordnen lassen. In solchem Wirrnis muss man nach persönlichem Ermessen Partei ergreifen." (A. Leppmann, Gerichtliche Psychiatrie in Schlockow-Roth-Leppmann: Der Kreisarzt, Berlin 1906, S. 169.)

Hören wir zunächst einen Vertreter, der eine scharfe Scheidung zwischen Irresein mit Fallsucht und Irresein mit Muttersucht nicht kennt (A. Leppmann):

„In vielen Lehrbüchern, ja sogar in manchen der neuesten, wird zwischen dem Fallsucht- (epileptischen) Anfall und dem Muttersucht- (hysterischen) oder hysteroepileptischen Muttersucht-Fallsuchtanfälle eine strenge Grenze gezogen, indem behauptet wird, der Fallsucht- (epileptische) Anfall gehe stets mit bezeichnenden (charakteristischen) andauernden (tonischen) und durch Zuckungen ausgezeichneten (klonischen) Krämpfen, sowie vollkommener Bewusstlosigkeit einher und sei von völligem Erinnerungsverlust gefolgt, während bei dem Muttersucht- (hysterischen Anfalle) die Krämpfe geringer und regelmässiger seien und das Bewusstsein niemals völlig schwinde. Dem dürfte zu widersprechen sein, denn man beobachtet auch Fallsucht- (epileptische) Anfälle, bei welchen die Krämpfe völlig oder zum Teil fehlen und bei denen das Bewußtsein nur getrübt ist, und andererseits Krämpfe auf muttersüchtiger (hysterischer) Grundlage, welche mit völligem Bewusstseinsverlust und Erinnerungsschwund einhergehen. Namentlich findet sich letzteres bei den Formen, aus welchen Charcot den neueren Begriff des hystero-

epileptischen Anfalls gebildet hat, bei welchen auf den eigentlichen Krampfanfall Zitter- (Konvulsions)zustände (Chronismus), krankhafte Stellungen und schliesslich vorübergehende (transitorische) seelische Störungen folgen (Charcot: Maladies du système nerveux. Paris 1880, III. partie). Es herrschen also zwischen beiden Formen nur schrittweise (graduelle) Unterschiede." Leppmann sieht das Wesen des Leidens in einer fortschreitenden geistigen Entartung, mit der sich zeitweilige plötzliche Verschlimmerungen in Form von Erregungs- und Benommenheitsanfällen verbinden.

Der Fallsüchtige hat nach Leppmann gewöhnlich kräftige, gut ausgebildete Muskeln, namentlich die Gesichtszüge bekommen etwas Hartes und Starres. Oft finden sich Narben an Hinterkompf und Seitenteilen der Zunge infolge der Anfälle. (Hinschlagen und Zusammenbeissen der Zähne.) Auch Hand- und Augenzittern (Tremor und Nystagmus), einseitige Lähmungen, veitstanzartige Störungen, Stottern finden sich häufig, ferner bei den von früher Jugend auf bestehenden Fällen Entwicklungshemmuungen wie Zwergwuchs mit auffallender Größe oder Kleinheit des Kopfes, platter Gesichtsbildung, wulstiger gedunsener Beschaffenheit der gesamten Haut, besonders an Augenlidern, Nase, Lippen, Händen, Füssen; starker Vergrösserung der Schilddrüse, welken Zügen in jungen Jahren, kränklicher Gesichtsfarbe, vorzeitig greisenhaftem Aussehen in jungen Jahren.

Im Seelenleben der Fallsüchtigen findet sich oft eine vorstechende Gemütsreizbarkeit, zornmütige Wut bei geringen Anlässen, meist mürrische Stimmung, die sich in misstrauischer und liebloser Beurteilung der Aussenwelt kundtut. Dazu gesellt sich eine Schwäche des sittlichen Gefühls, die sich in Bosheit, grober Sinnlichkeit, Grausamkeit und verbrecherischem Lebenswandel äussert.

Der oder die Muttersüchtige zeigt hingegen nach Leppmann in der Regel eine allgemeine Schwäche des Körperbaues, Zartheit, oft Blutarmut, dazu vielgestaltige Nervenstörungen, wie Gefühllosigkeit und Ueberempfindlichkeit, Schmerzen im Bereiche einzelner Nerven, krankhafte Empfindungen wie Klossgefühl (Globus) im Halse, Lähmungen, dauernde Muskelzusammenziehungen (Kontrakturen), ferner eine allgemeine, übergrosse seelische Empfindlichkeit, häufigen Stimmungswechsel, weitgehende Aeusserung der Leidenschaftlichkeit, wie übermütige Ausgelassenheit, Jähzorn, Verzweiflung; gesteigerte Einbildungskraft, seltsame Träumereien bis zur willkürlichen Erzeugung von Sinnestäuschungen, bisweilen geschlechtliche Erregung mit vorwiegender „Gedankenunzucht", Erinnerungsfälschungen mit halbbewusster und unbewusster Lügenhaftigkeit. Dazu besteht die das eigene Ich hervorkehrende Sucht, in den Vordergrund zu treten.

die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, Uebertreibung krankhafter Beschwerden, übergrosse Beanspruchung ärztlichen Rates, und heilender Massnahmen, bewusst auffälliges ostentatives Auftreten in der Oeffentlichkeit, erheuchelte Selbstmordversuche, falsche Anschuldigungen. Mit den Anfällen in keinem unmittelbaren Zusammenhang stehend finden sich bei Muttersüchtigen Zustände von Schwermut (Melancholie), krankhafter Heiterkeit (Manie), dauernder Verrücktheit mit vorwiegender Körperkrankheit vorspiegelnden (hypochondrischen) Einbildungen.

Zu den Anfällen in Beziehung stehen Beeinträchtigungs- und Grössenvorstellungen, die ja auch Fallsüchtige haben können. Hingegen kommt nach Leppmann eine wesentliche Mengenabnahme in den Leistungen des Verstandes bei Muttersüchtigen niemals vor, auch wenn die Anfälle schwer und zahlreich sind.

Die von Zeit zu Zeit auftretenden Benommenheit und Erregungszustände, die in Beziehung zu den Anfällen stehen, treten bei Mutter- und bei Fallsüchtigen auf.

Auch die Art der plötzlichen Irrsinnzustände vor, nach oder an Stelle der Anfälle ähnelt den Formen, die bei Fallsüchtigen vorkommen. Doch ist die Mannigfaltigkeit (Variabilität) bei Muttersüchtigen grösser. Häufig ist die heiter läppische Erregtheit. Bei den Fallsüchtigen finden sich mit den Anfällen nicht in unmittelbarem Zusammenhange stehende Zustände dauernder ursprünglicher (primärer) Verrücktheit mit vorwiegend religiöser Färbung der Gedankenreihen. Mit den Anfällen in Zusammenhang stehen jedoch: 1. eine dauernde und fortschreitend zunehmende Einengung der Verstandesleistungen, deren Beziehung zur Häufigkeit und Schwere der Anfälle deutlich ersichtlich ist. Bei gehäuften Anfällen, besonders wenn sie reihenweise auftreten und mit tagelangem Bewusstseinsverlust einhergehen, kann man ein Fortschreiten des geistigen Verfalls oft in Tagen oder Wochen bemerken.

Vor allem ungünstig wirken die Anfälle, in denen die Krankheit in der Jugend beginnt. Dann sollen namentlich die unvollkommenen Anfälle, die sogenannten Abwesenheitszustände (Absencen) von Verblödung gefolgt sein. Schliesslich kann es, wie bei den andern Formen zunehmenden Blödsinns zur völligen Vertierung kommen.

2. Von Zeit zu Zeit auftretende Störungen, die entweder unmittelbar auf die Anfälle folgen (postepileptische) oder seltener ihnen vorangehen (antepileptische) oder an Stelle der Anfälle als sogenannte seelische Vertretungen (psychische Aequivalente) der Krampfzustände auftreten. Die letztere Form, die seelische Fallsucht (psychische Epilepsie) ist daran erkennbar, dass bei Menschen, die ehedem an Fallsuchtkrampfanfällen litten mit dem anfallweisen Auftreten von Geistesstörung die Krampfzustände entweder ganz wegfallen oder an Häufigkeit abnehmen.

Ausserdem tragen sie die Eigenart, die überhaupt die zeitweiligen Störungen auf Grundlage der Fallsucht haben, deren wichtigste Kennzeichen sind:

1. Plötzlicher Beginn, manchmal durch ein kurzes Vorgefühl (Aura) eingeleitet. Dieses Vorgefühl geht von einem Arm oder einem Bein aus oder vom Magen oder es wird durch eine Gesichtstäuschung, z. B. eine Lichterscheinung eingeleitet.

2. Bewusstseinstrübung oder -Aufhebung für die ganze Zeit des Anfalls. Erinnerung an die Vorgänge während des Anfalls fehlt oder ist nur ganz allgemein erhalten („Dämmerzustände").

3. Grosse Aehnlichkeit der einzelnen Anfälle untereinander, namentlich im Beginn, oft gleichen sich die Anfälle völlig.

4. Blinder Drang nach Bewegungsentlastung während des einzelnen Anfalls. Durch diesen Drang, nicht durch krankhafte Urteile oder Schlüsse werden die Kranken im Anfalle zu Handlungen plötzlicher, unbegründeter Gewalttätigkeit getrieben.

Die Dauer der einzelnen Anfälle kann sich auf Augenblicke, Minuten, Stunden, Tage, Wochen, Monate erstrecken.

Zwei Arten dieser Anfälle sind zu unterscheiden:

a) benommenes stumpfes Dahinbrüten, das von einzelnen plötzlichen (impulsiven) Handlungen unterbrochen werden kann (stupor epilepticus);

b) Erregungszustände ähnlich der plötzlichen mit Sinnestäuschungen einhergehenden Verrücktheit (mania anteepileptica, epileptica, postepileptica).

Es bestehen dann vorwiegend Gesichtstäuschungen, die in grosser Menge und Bewegung erscheinen. Durch diese Sinnestäuschungen vermittelte Wahngedanken bewegen sich wie diese Sinnestäuschungen meist auf religiösem Gebiete. Bald herrschen Verfolgungs-, bald Grössengedankenreihen (Ideen) vor. Solchen Kranken fehlt die äussere Beherrschung meist völlig. Sie reissen sich die Kleider vom Leibe, lärmen, schreien, singen, predigen, greifen die Mitmenschen an, begehen Selbstbeschädigungen namentlich durch Reissen und Kratzen an den Geschlechtsteilen. Ein Zuspruch, eine Beruhigung durch eindringliche Mahnung, wie sonst bei plötzlich Erregten, ist nicht möglich.

Manchmal hat die Erregtheit einen mehr läppischen Anstrich. Die Kranken begehen dann mutwillige Streiche, lachen, schneiden Fratzen, laufen fort, wälzen sich umher.

In seltenen Fällen trägt der Erregungszustand trotz weitgehender Bewusstseinsstörung die Zeichen äusserer Besonnenheit. Dann kann der Kranke unter dem Einfluss eines traumhaften, romanhaften Gedankens Handlungen begehen, die als vorausbedacht, mit vollbewusster genauester Ueberlegung ausgeführt erscheinen, für die er jedoch

später kaum eine Erinnerung hat. Solche Kranke können als Hochstapler und Umhertreiber (Vagabunden) verhaftet werden, auch wiederholte Entweichungen von Soldaten können ihren Ursprung in diesen Zuständen haben. (Leppmann: Die Sachverständigentätigkeit bei Seelenstörungen. Berlin 1890. Enslins Verlag. S. 58—61.)

Ganz ähnlich Leppmann beschreiben andere Verfasser von Lehrbüchern das Wesen der Fallsucht oder der Muttersucht.

Und Krafft-Ebing widmet der Fallsucht in seinem Lehrbuche der Psychiatrie, Stuttgart 1903, 7. Auflage, nicht weniger wie zwanzig Seiten. An Stelle der tonisch-klonischen Krämpfe, also der Krämpfe mit länger dauernder Starre oder mit einzelnen Zuckungen können „Aequivalente" treten wie

1. Lücken im Zusammenhange des Bewusstseins; sekunden- bis minutenlange Verluste oder Trübungen des Bewusstseins mit Erblassen des Gesichts, also geistige Abwesenheit (absence) ohne jeden Krampf.

2. Dieselben Lücken mit Bewegungsstörungen: Schielen, Grimassieren. Verdrehen des Kopfes und der Glieder. Stottern unzusammenhängender Worte.

3. Dieselben Bewusstseinsstörungen mit gleichzeitig von selbst hervorbrechenden plötzlichen Handlungen wie Harnlassen, Zusammenraffung gerade zur Hand befindlicher Gegenstände, blindem Fortlaufen. Schwindelanfällen, Angst, rauschartiger Verworrenheit, Zuckungen, Lippen- oder Schluckbewegungen, vielleicht auch Schweissausbrüchen ohne Muskelanstrengung (Emminghaus), plötzlichen Schlafanfällen (Westphal-Fischer), Zwischenrippenschmerzen, Ohnmachten mit Bewusstseinstrübungen, Nachtwandeln.

Gemeinsame Merkmale sollen sein: Bewusstseinstrübung oder -Aufhebung und wiederholtes Auftreten.

Bettnässen, nächtlich wiederholt auftretend, aus dem Bette fallen, Kopfschmerz, Abgeschlagenheit, Verstimmung beim Erwachen.

Der Fallsüchtige ist nach v. Krafft-Ebing dauernd leidend, dauernd nervenleidend. Die Anfälle seien nur besonders hervortretende Erscheinungen eines auch zwischen den Anfällen sich kundgebenden krankhaften Zustandes.

Merkmale des dauernden krankhaften Zustandes seien: reizbare Schwäche, Kopfweh, Schwindel, Weingeistunerträglichkeit (Intoleranz), zeitweilige Zuckungen, Muskelspannungen, Wadenkrämpfe, wechselnde Gesichtsröte und -Blässe, Blauwerden der Hände und Füsse, Augenzittern. Gemütreizbarkeit, launisches Wesen, Eigensinn, Hartköpfigkeit, Misstrauen, Verschlossenheit, Düsterheit, Haustyrannentum, Weltschmerzlichkeit, Unzuverlässigkeit gegenüber Freunden, Frömmelei, kopfhängerisches, muckerisches Wesen, Duldermiene bei Reizbarkeit,

Unverträglichkeit, religiöse Gehobenheit und Zerknirschung, sittliche Minderwertigkeit. „Das Gebetbuch in der Tasche, den lieben Gott auf der Zunge, den Ausbund von Canaillerie im Leibe“ (Samt). Den Inbegriff des Fallsuchtirreseins bilden 1. die seelische Entartung der Fallsüchtigen; 2. die vorübergehenden Seelenstörungen; 3. die sich in die Länge ziehenden seelischen Ersatzstörungen; 4. die Fallsuchtseelenstörungen. Die Entartung besteht aus Abnahme des Verstandes. Vergesslichkeit, erschwerter Urteil- und Begriffbildung bis zum Stumpfsinn. Grausamkeit bis zur verbrecherischen Unsittlichkeit, ausserordentlicher Gemütreizbarkeit, Wut, mit unheimlichem Gesichtsausdruck. Misstrauen gegenüber der Aussenwelt, Verfolgung- und Angstanfällen. Trübung bis Aufhebung des Bewusstseins. — Die „protrahierten Aequivalente“ können auch als Zustände von Fallsuchtwahnsinn bezeichnet werden, zeigen „andauernd“ tiefe Bewusstseinsstörungen mit plötzlichem Ausbruch des Anfalls, an den nur eine höchst allgemeine oder gar keine Erinnerung besteht. Fallsuchtseelenstörungen sollen aus Anfällen krankhafter Heiterkeit mit körperlichen Begleiterscheinungen, Gottbenennung, Hoheitswahnsinn, Schwermütigkeit, religiösem Wahnsinn, abwechselnd krankhafter Heiterkeit und krankhafter Trauer bestehen.

Grunderscheinung des Irreseins der Muttersüchtigen sind nach v. Krafft-Ebing: schwankendes seelisches Gleichgewicht, rascher Wechsel der Erregungen, Selbstsucht, Unempfindlichkeit gegen die Leiden anderer, Besorgtsein um das eigene Wohl und Wehe, Stumpfheit gesellschaftlicher und sittlicher Gefühle, unablässiges Klagen, Uebertreibung eigner Leiden, Selbstbeschädigung, krankhafte Steigerung der Einbildungskraft, Schwächung der Sittlichkeit, die vor keinem Betruge und keiner Lüge zurückschreckt, Bosheit und Rachsucht ohne Grenzen, besonders wenn die Muttersüchtigen nicht beachtet werden. Erinnerungsfälschungen, Verfolgungsvorstellungen, Totenkopf-, Gespenster-, Tiersehen, Nacktgehen, Sucht sich mit Schmutz (Harn) zu salben, sittliche Willensschwäche. Die Muttersüchtigen werden zum Spielball ihrer Launen, Gelüste, Einbildungen. Klossgefühl im Halse. Bangigkeit, gedrückte Stimmung, Gemütreizbarkeit, Bauchmuskelschmerzen, Nervenschmerzen, besonders während der Monatsblutung, heftige Angstzustände mit Bewusstseinstrübung, Todesangst, schreckhafte Verkennung der Umgebung, Sinnestäuschungen, wie Sehen von Teufeln, Hunden, eiskalten Händen mit oberflächlicher Erinnerung. Notzucht und Beleidigungsselbsttäuschungen mit verzweifelter Gegenwehr, Toben, Umsichschlagen, Brüllen, veitstanzähnliche Krämpfe, Geistersehen (Daemonomania). Aussersichgeraten (ekstatisch-visionäre Zustände). Traumgefühlsleben mit der Empfindung magnetischer Durchströmungen, der geheimen (mystischen) Vereinigung mit Gott, himm-

lischen Gesichtern. Sehen des offenen Himmels, begeistertes Predigen, Reden in fremden Sprachen, Weissagen. Vorrübergehende Starrheit der Muskeln. Singen, Lachen, Tanzen, Sammeltrieb mit Abschluss in einem Krampfzuckungsanfall, nach dem Erinnerungslosigkeit bestehen kann. Dämmerungszustände mit geschwätziger Wiedergabe von Tagesereignissen auf traumhafter Stufe des Bewusstseins mit nur allgemeiner Erinnerung. — Muttersuchtwahnsinn mit Sinnestäuschungen. Verwirrtheit. Starrkrampf. Mischungen von Verfolgungs-, Versündigungs-, Geschlechts- und religiösen Sinnestäuschungen, besonders bei zeitweiliger körperlicher Erschöpfung. Gesichts-, Geruchs-, Gefühlstäuschungen. Sehen von Leichenzügen, Prozessionen, Toten, Teufeln, Gespenstern. Verwandlungen von Fratzen, Tiergestalten, Farbenveränderungen. Gehörstäuschungen: Geschrei, Getöse, Knallen. Heiratsanträge, geschlechtliche Beschuldigungen, Kindsmordverdächtigungen. Schwefel-, Tabakgestank, Weihrauch-, Rosenduft, Starr-, Wein-, Lachkrampf. — Schwermut auf muttersüchtiger Grundlage mit Herzangst, Selbstmordneigung, Klossgefühl, Nerven-, Muskelschmerzen, Wahnvorstellungen, Zur-Schaustellung von Leid und Weh. Verfolgungs-, Liebes-, Religionswahnsinn, unter vorwiegender Mitbeteiligung des geschlechtlichen Gebietes. Wahnvorstellungen im Sinne der Schwangerschaft, der beglückenden Beiwohnung mit dem Geliebten oder mit göttlichen Personen, Angriffen auf die Geschlechtsehre (Incubus, Succubus). Hören geschlechtlich beschimpfender und beglückender Stimmen. Riechen von Gestank, Schweiss, Blumen, Weihrauch. Verschlimmerungen zur Zeit der Monatsblutung.

Strohmayer, Jena, behandelt die Fallsucht und die Muttersucht im Handbuche der ärztlichen Sachverständigentätigkeit (von Dittrich, Prag, herausgegeben) im 2. Bd. S. 775 bis 862. Von Fallsucht sei keine Rede bei nur gelegentlichem Auftauchen vereinzelter Anfälle, besonders unter dem Einflusse äusserer Schädlichkeiten, wie starkem Weingeistmissbrauch, Fieber. Bei der Fallsucht handelt es sich um von Zeit zu Zeit wiederkehrende Krampfanfälle mit Bewusstlosigkeit oder Teilerscheinungen dieser Anfälle in mannigfach wechselnder Art, um fast nie fehlende Schädigung der höheren seelischen Tätigkeit, um vorübergehende anfallweise auftretende Geistesstörungen. Der Kernpunkt liege in eigenartigen „paroxystischen“ Veränderungen des Bewusstseins.

Strohmayer erwähnt die lallende Sprache nach einzelnen Anfällen, Eiweissbefund, seltener Zuckerbefund im Harn nach einzelnen Anfällen. Beim abgekürzten (abortiven) Anfall (petit mal) können die Zuckungen fehlen, während Bewusstseinsstörung vorhanden ist und

umgekehrt ohne Bewusstseinsstörung Bewegungshemmungen oder -Erregungen auftreten (z. B. Armschütteln, Grimassenschneiden, Hochschnellen des Beines, Zusammensinken in den Knien, plötzliche kurzdauernde Lähmungen oder Abweichungen der Hautempfindung. „Epileptoide“ also fallsuchtähnliche Zustände nennt Strohmayer mit Griesinger plötzliche Schweisse mit Schwäche- und Schwindelgefühl, ferner Angstzustände (Bechterew), anfallweises Einschlafen (Westphal, Fischer, Mendel), qualvolles Erdrückungs(Oppressions)-gefühl (Ziehen), so dass die leichteste Bettdecke schwer wird, Schwindelanfälle mit Uebelkeit, Angst, Taumel, Herzklopfen, Erröten, Schwitzen, kurzdauernde Schwellungen (Oedeme Binswanger), Nesselausschlägen, zeitlicher Verstimmungen, zeitweiliger Trunksucht, zeitweiligem Wandertrieb. Die Sehlöcher können starr werden. Unterscheidung mancher grosser Muttersuchtanfälle von Fallsuchtanfällen gelingt nicht immer eindeutig. Der Verlauf entscheidet oft. (Verstandesabnahme spricht für Fallsucht, gegen Muttersucht.) Nachtanfälle sprechen für Fallsucht, Anfälle aus dem Wachzustand heraus für Muttersucht, Gleichartigkeit für Fallsucht, mannigfacher Wechsel für Muttersucht, Gleichbleiben der Körperwärme für Muttersucht, Wärmesteigerung während des Anfalls für Fallsucht. Nächtliches Aufschrecken, Nachtwandeln, Bettnässen in der Kindheit sprechen für Fallsucht, ebenso unmittelbare gleichartige Vererbung und gehäuftes Vorkommen in derselben Familie. Zahlreiche Fallsüchtige bleiben nach Strohmayer ihr ganzes Leben hindurch unversehrt an Gemüt und Verstand. Meist jedoch (nach Ziehen in mehr als 80% der Fälle) ist eine fortschreitende geistige Entartung bemerkbar mit Gedächtnisschwäche, Verstandesverarmung, Einschränkung des Gesichtskreises, seichter Geschwätzigkeit, umständlich-verschrobener, gespreizt-höflicher, eigenartig-verzwickter Redeweise, äusserer Religionsübung, schliesslich Verblödung (in 20% der Fälle Ziehens). Zornmütigkeit über vermeintlich ungerechtfertigte Beschuldigungen mit gröbsten Wort- und Tatbeleidigungen, auch „Stänkerei“ und Klagerei hinter dem Rücken, bei kriechender, heuchlerischer Freundlichkeit ins Gesicht, ausgesprochene Neigung zur Lüge zwecks Befriedigung der Selbstsucht. Selbstbefleckung, geschlechtlichen Triebverirrungen, Notzuchtversuchen, grundlose Stimmungsschwankungen, Verstimmungsanfällen in regelmässigen Zwischenräumen, von äusseren Einflüssen unabhängig, selten Anfällen heiterer läppischer Verstimmung. Unstetheit, Neigung zum Berufsbettel, Zuhälter-, Dirnentum, zum Gewerbediebstahl. Triebhandlungen wie Brandstiftung, gesteigerter Beeinflussbarkeit, leichter Bestimmbarkeit. — Dämmerzuständen, Steigerung der Sehnenreflexe, träger Zusammenziehung der Sehlöcher auf Lichteinfall. Verwirrtheitszustände mit anscheinend ge-

ordneten Handlungen, Nachtwandeln, Angstträumen. Tobsuchtanfällen. Sinnestäuschungen schreckhafter Art (Menschen, Tiere, Engel, Teufel, Feuer, Wasserfluten, himmlischer Heerscharen, fürchterliche Drohungen, gellende Hilfeschreie, Gewehrknattern, Kanonendonner, ähnlich der Anfälle von Trinkerwahnsinn. Gottesbefehle. Wandertrieb. Erinnerungslosigkeit mit Inseln klarer Erinnerung, zuweilen Erinnerungstreue unmittelbar nach dem Anfalle, später Erinnerungsschwund, willkürliches Durcheinandermischen von wahren und falschen Erinnerungsbildern, Ergänzung von Erinnerungslücken durch Erzählungen (Konfabulationen), dauernder Verrücktheit ähnliche Zustände, zeitweilig auftretende Trunksucht, Wandertrieb, Entblössungstrieb — krankhaft heitere oder krankhaft traurige Verstimmung, auffallendes Gebaren wie das eines Trunkenen mit Taumelgang, Händezittern, Lallen, Augenblutunterlaufungen. Unberechenbarkeit.

Der Fallsüchtige als solcher ist nach Strohmayer nicht geisteskrank.

Muttersüchtige können nach Strohmayer durch Nachahmung entstehen. Dabei spiele Erblichkeit eine grosse Rolle. Die körperlichen Erscheinungen (Empfindungsstörungen) können plötzlich entstehen und rasch vergehen, sind stark beeinflussbar, Anfälle treten in 40 bis 50% der Fälle auf, beginnen in der Regel mit einem Seufzer oder lautlos, im Gegensatz zum Schrei der Fallsüchtigen. Schon während des Anfalls kann der Vorstellungsinhalt durch Gedankenübertragung (Suggestion) beeinflusst werden. Ohnmachten, Schlafanfälle, Scheintod, Muskelstarre bei erhaltenem Bewusstsein, Körperverrenkungen und grosse Bewegungen (Klonismus), Kreisbogenstellungen, leidenschaftliche Körperhaltungen kommen vor. Der Ausdruck Muttersucht, Fallsucht (Hysterie-Epilepsie) sei höchstens zur Bezeichnung einer einzelnen Erscheinung, nicht einer eignen Nervenkrankheit zulässig. Selbst bei Harn- und Kotabgang und Zungenbiss, noch endlich Unempfindlichkeit der Sehlöcher gegen Lichteinfall im Einzelanfalle sei entscheidend, sondern vielfach nur der Verlauf. Grundlage des Leidens seien Launenhaftigkeit, seelische Ueberempfindlichkeit, eine dauernde, reizbare Verstimmung. Im Tun der Muttersüchtigen herrscht Unordnung, Zerfahrenheit, rasches Erlahmen bei begeistertem Anfang, Unfähigkeit zu aufmerksamer Gedankensammlung, Zerstreutheit, Gedankenflucht, auch Kleben an bestimmten herrschenden Vorstellungen (Zwangsvorstellungen), ferner Wachträumen, Festsetzen leidenschaftbetonter überwertiger Vorstellungen. Vergesslichkeit, Zwangsvorstellungen und -Handlungen, Zerstörungssucht, Selbstverletzungen durch Beissen und Kratzen. Selbstmordversuche aus Trotz, Wut, verletzte Eitelkeit, krankhaft gesteigerter Einbildungskraft, geringer Unterscheidung zwischen Erlebtem und Er-

träumtem, Gehörtem und eignen Einfällen. Klatschsucht, Verleumdung, Falschanzeigen. Ehrabschneidungsversuche, Erpressungen, besonders Beschuldigungen geschlechtlichen Inhalts (Notzucht). Uebertreibung eigner Beschwerden, bewusste Täuschung, Betrug. Urkundenfälschung zu Wohltätigkeitszwecken. Gefallsucht. Ungünstiger Einfluß der Monatsblutung. Sinnestäuschungen und Umdeutungen. Dämmerzustände mit Anlehnung an frühere aufregende Erlebnisse, die durch die Einbildungskraft verzerrt nochmals durchlebt werden (Brand, Misshandlung, geschlechtliche Angriffe) (= Erinnerungsdelir), kindisch-albernes Wesen, geziertes Schwatzen, zweckloses Herumlaufen, Grimassieren, blinde Zerstörungswut, planloses Fortlaufen und Umherirren. Spaltung der Persönlichkeit in ein Doppel-Ich, plumpes Vorbeireden auf einfache Fragen mit weitverbreiteter oder inselförmiger Schmerzempfindlichkeit von Haut- und Schleimhautstellen bei heftigem Kopfschmerz in Stirn und Schläfen. Jenseitszustände der Geisterseher (Spiritisten), oberflächliche Schwermut. Beeinträchtigungs- und Eifersuchtswahn, in der Mehrzahl der Fälle sittliche Minderwertigkeit. Fallsüchtige neigen zu Gewalttätigkeit, Muttersüchtige zu Eigentumsvergehen, Betrug, Schwindel, ferner Hochstapelei, Gewerbeunzucht, Brandstiftung, Kindesmord. Der blosse Nachweis der Muttersucht stellt die Zurechnungsfähigkeit nach Strohmayer nicht in Frage.

Wollenberg in Hoches Handbuch der gerichtlichen Psychiatrie, Berlin 1909, S. 710 bis 737, versteht unter Fallsucht: „eine nervöse Allgemeinerkrankung dauernder Art, die sich auf geistigem Gebiet abgesehen von Abweichungen in der anfallfreien Zeit in vorübergehenden anfallweise auftretenden, durch eigenartige Bewusstseinsänderungen näher bestimmte Irreseinsformen äussert, ohne dass dabei begleitende Zuckungen (konvulsivische Erscheinungen) notwendig vorhanden zu sein brauchen.

Zu den Dauerstörungen rechnet er die ausnehmende Reizbarkeit, allgemeine Einengung des gesamten geistigen Lebens. Napoleon I und Cäsar rechnet Wollenberg zu den Fallsüchtigen, die selten auftretende Anfälle ohne nennenswerte geistige Einbusse ertragen konnten.

Meist seien dauernder Weingeistmissbrauch, sittliche und geistige Fehler, Unstetheit, Krankheitsgefühl, Schwierigkeit, Arbeit zu finden, Gedächtnisschwäche, und auf dieser Grundlage oft Falscheid, Tagedieberei, Herumtreiberei, Zuhälterei, Dirnentum vorhanden. Er betont die Stimmungsschwankungen, Nörgelsucht, Gereiztheit infolge einer gewaltigen, unerträglichen innern Spannung (Moeli), die eine Gewalttat zur Lösung bringe. Zur Fallsucht rechnet Wollenberg auch die von Zeit zu Zeit auftretende Trunksucht, Bewusstseinsumwölkungen (Moeli), Dämmerzustände, kleine Anfälle (petit mal), Abwesenheits-

zustände (Absence), Verwirrtheitszustände, Traumwandel, der Verrücktheit ähnliche (paranoide) Formen, vorübergehende Aufregungen mit Flammen-, Blutsehen, schrecklichen Sinnestäuschungen, ein schnelles Nebeneinander anscheinend geordneter, gleichgültiger, mehr unauffälliger Erscheinungen und befremdlicher, unerwarteter, oft gewalttätiger Handlungen (Siemerling). Solle sich die Krankheitserkennung (Diagnose) nicht ins Nebelhafte verlieren, so sei an folgenden Kennzeichen festzuhalten: kleine Anfälle oft mit Vorahnung (Aura) und Veränderung der Gemütslage (Reizbarkeit, Nörgelsucht, bei trüber, selten heiterer Stimmung beginnend), mit Zuckungen und Muskelspannungen, die auch fehlen könnten, Zungenbiss, Selbstverletzungen, Harnabgang auf der Höhe, und mit tiefem Schlaf (sopor) endend. Unbestimmte Störungen ähnlicher Art nennt Wollenberg mit Griesinger epileptoid. Die Anfälle allein seien nicht in ihrer Art bereits kräftig für das Vorliegen von Fallsucht oder Muttersucht. Vielmehr gebe es auch Mischformen (epileptiforme Hysterie, hysteriforme Epilepsie). Das Bewusstsein sei während des Anfalls nicht aufgehoben, sondern traumhaft verändert. Alle möglichen Abstufungen der Erinnerungslosigkeit (vollständige und verhältnismässige) kämen vor. Ebenso kommen Erinnerungsfälschungen vor. Der Fallsüchtige sei an und für sich nicht als geisteskrank zu betrachten. Er befinde sich aber dauernd gewissermassen auf der Schwelle der Geisteskrankheit, die er zwar nicht überschreiten müsse, die er aber jeder Zeit überschreiten könne.

Grundlage der Muttersucht sei Ueberwiegen der Gefühls- und Einbildungskraft über die nüchterne Verstandesarbeit, gesteigerte Veranlagung zu körperlichen Rückwirkungen auf seelische Vorgänge. Dazu komme auf körperlich-nervösem Gebiete die Neigung zu übertriebenen Ausdrucksbewegungen. Unter der Ursache erwähnt Wollenberg fortgesetzte Sorgen und Aufregungen bei einsamer und ein starkes Innenleben begünstigender Lebensweise. Von den Anfällen hebt Wollenberg hervor: Zittern, veitstanzähnliche Bewegungen, Muskelspannungen und Zuckungen, Kreuzstellung, Clownismus, Leidenschaftsstellung; oft lange Dauer des Anfalls ($^1/_2$ Stunde und mehr) gegenüber dem Fallsuchtanfall, ferner unbegründete Stimmungsschwankungen, Leidenschaftsausbrüche, Neigungen zu Sinnestäuschungen und Wachträumen, Dämmerzustände, auf Sinnestäuschungen beruhende Verwirrtheit, Schlafwandeln, Dämmerzustände mit scheinbar hellen Zwischenzuständen, kindisch-lustige mit den tatsächlichen Verhältnissen in Widerspruch stehende Stimmung, anhaltend geziertes Schwatzen, zweckloses Umherlaufen, Entweichen, Neigung zur Sachbeschädigung und zur Sachverunreinigung.

Leichtere Fälle kommen für die Frage der Zurechnungsfähigkeit

überhaupt nicht in Frage. Die Beurteilung muss von Fall zu Fall erfolgen.

Ziehen (Psychiatrie 2. Aufl., Leipzig 1902) hält die Fallsucht für ein Seelenleiden, dem ein krankhafter Hirnbefund bis jetzt nicht entspricht nach dem Stande unserer heutigen Kenntnisse. Krämpfe spannender oder zuckender Art, in unregelmässigen oder seltener regelmässigen Zwischenräumen mit Bewusstseinsverlust sind für Fallsucht bezeichnend. Vor Schwinden des Bewusstseins treten nicht selten Sinnestäuschungen auf (wie Hören eines Drohrufs, Fühlen eines Stichs, Auftauchen einer riesengrossen schwarzen Gestalt), Herzangst oder auch unbegründete Erinnerung an ein bestimmtes früheres Erlebnis). Häufig gesellt sich zur Fallsucht eine geistige Entartung mit Reizbarkeit, Zornmütigkeit, und regelmässig mit fortschreitender Abnahme der Verstandeskräfte, doch so, dass in vielen Fällen eine vollentwickelte Geisteskrankheit ausbleibt, indem die Reizbarkeit, Zornmütigkeit, Verstandesabnahme innerhalb der Grenzen geistiger Gesundheit verbleibt. Dämmerzustände können einem Krampfanfalle vorausgehen, oder einem und auch einer ganzen Reihe von Krampfanfällen folgen oder einen Krampfanfall vertreten, auch ohne zeitliche Beziehungen zu den Krampfanfällen sein, Augenblicke bis Monate dauern. Besondere Eigentümlichkeiten dieser Dämmerzustände sind: 1. plötzliches Einsetzen mit nachfolgender (mehr oder weniger umfangreichen) Erinnerungslosigkeit. 2. Häufigkeit schreckhafter bunter Sinnestäuschungen. 3. Häufigkeit religiös verzückter Sinnestäuschungen und entsprechender Wahnvorstellungen („Gottnomenklatur"). 4. Auffällige Unklarheit über Ort und Zeit („Unorientiertheit") und Zusammenhanglosigkeit („Inkohärenz"). 5. Oefteres Dazwischentreten von Stuporzuständen, in denen die Aufmerksamkeit (Vigilität) schwer weckbar, die Haftfähigkeit (Tenazität) der Eindrücke herabgesetzt ist neben ausgesprochenem Hin- und Herdenken in einigen wenigen Begriffen (Verbigeration). 6. Auftreten überwertiger, den Kranken einseitig beherrschender Vorstellungen neben dem Fehlen zusammenfassender Zielvorstellungen, daher triebartig plötzliche und andererseits automatisch-planlose Art der Handlungen. 7. Häufigkeit einer lallenden, leicht absetzenden (skandierenden) Sprache mit gehäuften Silben- und Wortwiederholungen. 8. Schmerzunempfindlichkeit der Haut und Einengung des Gesichtsfeldes.

Dauernd auf Fallsucht beruhende Geisteskrankheiten könnten namentlich Verstandesabnahme (Dementia epileptica) und Dauerwahnsinn mit Sinnestäuschung (Paranoia hallucinatoria chronica) sein.

Die Verstandesabnahme äussert sich meist zuerst in Abnahme des Gedächtnisses für die jüngste Vergangenheit, Abnahme der Merkfähigkeit. Langsam greift die Gedächtnisschwäche auf die entfernte

Vergangenheit zurück. Schliesslich kann völlige Verblödung eintreten, so dass die Sprache unzusammenhängend wird, Einmaleins, Aufenthaltsort, Jahreszahl vergessen werden. Dazu können kommen: schwere Zornesausbrüche bei geringfügigen Anlässen, Zornesausbrüche auch dann noch, wenn das übrige Gefühlsleben fast vollständig erloschen ist. Auch schnell schwankender Wechsel trauriger Weinerlichkeit und kindischer Heiterkeit kommt im Anfange des Leidens öfters vor. Oft überwiegt eine dumpfe eintönige Trauer über das Bestehen des unheilbaren Leidens.

Im Beginn des Leidens fallen sittlicher Mangel und Einengung des Kreises der Gefühlstöne auf. Besonders bei weiblichen Menschen nehmen Schamhaftigkeit und Züchtigkeit ab. Unwahrhaftigkeit und Unehrlichkeit stellen sich zuweilen schon früh ein. Die Neigung zum Rohen nimmt zu. Ebenso besteht Nörgelsucht, Misstrauen, Schadenfreude, Bosheit. „Die von manchen Fallsüchtigen zur Schau getragene schmeichlerische Verbindlichkeit und äusserliche Höflichkeit, die selbstbegnügsame (asketische) Frömmelei und die zur Schau getragene Religiosität sind meist nur eine Maske für zunehmende Selbstsucht." Andere Kranke gehen ganz in kleinlichen Familiensorgen auf. Später werden sie gegen alles gleichgültig. Viele hocken schliesslich tagaus tagein auf derselben Stelle, lassen Kot und Harn unter sich, fühlen oft kaum tiefe Hautstiche, ergeben sich der Selbstbefleckung oder Tribadie. Gelegentlich können Sinnestäuschungen auftreten.

Die L e b e n s w e i s e zeigt oft eine kleinliche Regelmässigkeit, ein Kleben an Aeusserlichkeiten; dazu kommen Zornesausbrüche. Schliesslich beschränkt sich das Handeln der Kranken auf Befriedigung der einfachsten sinnlichen Bedürfnisse.

Am Schlusse des Leidens leiden auch die Bewegungen der Kranken. Stricken, Zeichnen wird verlernt. Im Beginn der Geistesentartung fällt die G e s c h w ä t z i g k e i t mancher Kranken auf. Später geht die Geläufigkeit der Sprache verloren, der Kranke spricht sehr langsam, setzt oft zwischen Worten und Silben, schliesslich innerhalb der Silben ab. Die Sprache klingt eintönig, oft etwas singend. Stotternde Wortwiederholungen sind nicht selten. Auch finden die Kranken in den Endzuständen viele Worte nicht mehr.

Bei zahlreichen Anfällen nimmt die Verstandeskraft rasch ab. Auch seelische Verstimmtheit ausser Dämmerzuständen kommt vor, mit Selbstvorwürfen, Klagen, Streitsucht, sinnlose Vielgeschäftigkeit kann hinzukommen. Oft auch religiöse Verzückung. Zuweilen übermässiger Schweissausbruch, Herzschlagbeschleunigung. Erinnerungslücken bestehen nicht. Kopfschmerz fehlt selten. Eine sichere Beziehung zu Krampfanfällen ist nicht nachzuweisen. Schwindelanfälle sind häufig.

„N i c h t g e l u n g e n i s t (nach Z i e h e n) d e r w i e d e r h o l t a u f g e t a u c h t e V e r s u c h, d e n B e g r i f f d e r F a l l s u c h t da-

hin zu erweitern, dass jede bei einem nicht muttersüchtigen Menschen auftretende, von Erinnerungsverlust gefolgte seelische Störung als fallsüchtig (epileptisch) oder fallsüchtelnd (epileptoid) zu gelten habe, auch wenn weder Fallsuchtskrampfanfälle, noch Fallsuchtsabwesenheiten, noch Fallsuchtsschwindelanfälle vorgekommen sind. Eine derartige Verallgemeinerung des Begriffes der Fallsucht ist durchaus unzweckmässig." Hingegen können Anfälle leicht gänzlich übersehen werden, besonders wenn sie nur nachts auftreten.

Nach Ziehen werden 80% aller Fallsüchtigen „psychopathische Konstitutionen", 20% verblöden. Am meisten gefährdet sind Leute, die schon als Kinder von Fallsucht befallen werden, und dann auch die, die während des Beginnes der Geschlechtsreife fallsüchtig werden.

Für Muttersucht bezeichnend sind nach Ziehen: Gefühlsstörungen (halbseitige Unempfindlichkeit, Unempfindlichkeit in Fleckenform, oder in Form „geometrischer" Abgrenzung), ferner Gesichtsfeldeinengungen, Farbenverkennung, halbseitiger Gesichtsbildausfall (Hemianopsia), Druckschmerzpunkte, z. B. in der Gegend der Eierstöcke (Ovarie). Dazu kommen häufig Lähmungen, Muskelzusammenziehungen, Krampfanfälle. Während der Krampfanfälle sei das Erhaltensein des Bewusstseins und am Schlusse der Anfälle ein Zustand geordneter (koordinierter) Bewegungen bezeichnend. Fast stets sei der Anfall der Muttersüchtigen mit eigenartigen seelischen Erscheinungen verbunden. So gehe ihm oft längere Zeit eine reizbare oder ängstliche Stimmung voraus, auch Klossgefühl im Halse, Druckgefühl der Unterbauchgegend, sehr oft Angst. Während der leidenschaftlichen Bewegungen (Attitudes passionelles) stünden die Kranken unter dem Einfluss von Sinnestäuschungen, Einbildungen und Wahnvorstellungen. Dieser fieberähnliche (delirante) Zustand überdauere den Abschnitt der leidenschaftlichen Stellungen nicht selten. Ist der fallsuchtähnliche Abschnitt verkürzt, so steht der fieberähnliche Abschnitt fast allein da.

Aehnlich wie die Fallsucht führe auch die Muttersucht zu seelischer Entartung (psychopathischer Konstitution) und ähnlich wie bei der Fallsucht kämen auch bei der Muttersucht Dämmerzustände vor. Die Sinnestäuschungen dieser Muttersuchtsdämmerzustände seien bezeichnenderweise romanhaft und stünden untereinander in viel engerer Verbindung, als diejenigen der Fallsüchtigen. Es handle sich bei den Sinnestäuschungen der Muttersüchtigen um Erlebnisse, die mit den Träumen der Geistesgesunden eine in die Augen springende Aehnlichkeit hätten. Die Erinnerung sei nach Abklingen des Dämmerzustandes meist nicht vollständig erloschen. Dauernde Seelenstörungen im Sinne der einfachen und der mit Sinnestäuschungen verbundenen dauernden Verrückt-

heit seien bei Muttersüchtigen viel häufiger als bei Fallsüchtigen. Wichtig für die Erkennung sei, dass auch bei wohlausgeprägter Muttersucht Krampfanfälle fehlen können, dass überhaupt der einzelne Fall von Muttersucht stets nur eine Auswahl aus diesen Erscheinungen darbiete. Die Muttersuchtsstörungen im Kindesalter bestehen häufig nur aus einer Erscheinungsform, sind also häufig „monosymptomatisch". Am sichersten leitet bei der Krankheitserkennung noch immer die Tatsache, dass die meisten, wenn nicht alle Muttersuchtserscheinungen von Vorstellungen und Gefühlen (Affekten), daher auch durch Willensübertragung von angesehener Seite (autoritative Suggestion) beeinflussbar seien.

Die Muttersuchtsentartung hat nach Ziehen als wichtigste Erscheinungsformen:

1. Wechsel der Stimmungen („Labilität der Affekte").
2. Erinnerungsentstellungen und andere Störungen der Vorstellungstätigkeit.
3. Störungen der Aufmerksamkeit.

Das Bewusstsein der Nichtwirklichkeit der „visionären" Gestalten sei meist erhalten, wenn sie an schwere Stimmungsstörungen anknüpften. Die Stimmungen steigen jäh an und ab. Gelegentlich findet man auch zähes Festhalten an Hass und Zuneigung gegen diesen oder jenen Menschen. Ihre Krankheit wird leicht zum Mittel der Schaustellung; Eitelkeit, Gefallsucht, Rachsucht begleiten oft das auf das eigene Ich gerichtete Gefühlsleben. „Die sog. ethischen und altruistischen Gefühlstöne sind demgegenüber oft geradezu verkümmert." Jähe Zornesausbrüche und Angstausbrüche sind häufig, dauerndes Verärgertsein selten, Schnürgefühl des Halses ist häufig, ebenso Druckgefühl im Unterbauch. Manche Muttersüchtige haben Vorliebe für widerliche Gerüche (Asa foetida), widerlich Schmeckendes (Kalk, Seife, Säuren), grelle Farben (z. B. Rot). Das Gedächtnis zeigt keine Lücken im Sinne von Verstandesschwäche, wohl aber häufig Inhaltsfälschungen, Erinnerungstäuschungen und -entstellungen. Besonders häufig sind Erinnerungsfälschungen auf geschlechtlichem Gebiete. Auch Raub- und Mordanfälle können den Inhalt der Erinnerungstäuschungen bilden. Oft genug handelt es sich um wissentliche Lüge, Rachsucht, den Wunsch, die Aufmerksamkeit anderer auf sich zu ziehen. Ohne Ausdauer wendet sich die Aufmerksamkeit der Muttersüchtigen bald hierher, bald dorthin, sie verliert sich in einbildungsreichen Träumereien, um dann plötzlich wieder an einer einzelnen Empfindung mit überraschender Ausdauer und Ausschliesslichkeit zu haften. Die Merkfähigkeit ist in der Regel herabgesetzt. Gelingt es jedoch, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, so werden neue Erinnerungsbilder oft mit erstaunlicher Schnelligkeit und Genauigkeit erworben. Oft denken die Muttersüchtigen sprungweise. Oft schieben sich plötzliche Einfälle in den Vorstellungskreis ein. Entsprechend dem Schwanken der Stimmungen

und der Masslosigkeit der leidenschaftlichen Ausbrüche sind die Urteile der Muttersüchtigen oft übertreibend und widerspruchsvoll. Urteilsschwäche im Sinne von Verstandesschwäche tritt im Verlaufe der Muttersucht nicht ein.

Die Handlungen der Muttersüchtigen sind nach Ziehen stets persönlich-selbstsüchtig. Leidenschaftlichkeit, Folgeunrichtigkeit, Selbstsucht kennzeichnen das Handeln der Muttersüchtigen in erster Linie. Schlaue Intrigen, aber keine zusammenhängenden stetigen Leistungen auf irgendeinem Gebiete. Weiter sind zu erwähnen: Eitelkeit, Unverträglichkeit, Widerspruchsgeist, Anmassung, ein auf Zuschauer berechnetes Gebaren.

Bei Uebergangsformen von der Muttersucht zur Fallsucht macht sich meist auch allmählich Zornmütigkeit und die Verstandesabnahme des Fallsüchtigen bemerkbar.

Zeugenaussagen Muttersüchtiger ist stets mit Misstrauen zu begegnen. Eine Muttersüchtige beging eine Urkundenfälschung zum Nutzen einer Wohltätigkeitsanstalt.

Die Geschäftsfähigkeit ist im allgemeinen nicht aufgehoben.

War Mohammed muttersüchtig oder fallsüchtig?

1. Sprechen die „Anfälle“ Mohammeds für das Vorliegen von Mutter- oder Fallsucht?

a) Spricht die Art der Anfälle für das Vorliegen von Muttersucht?

Im allgemeinen sind Muttersuchtsanfälle bei Männern selten, häufiger bei Persönlichkeiten weiblichen Geschlechts.

Weiter aber sehen wir gleich im ersten Bericht, dass der Prophet nach dem Anfalle zu seiner Frau zitternd und schweisstriefend kommt, nicht aber, wie das bei Muttersüchtigen üblich ist, den Anfall schauspielerisch benutzt, um die Teilnahme anderer auf sich zu lenken.

Weiter aber wird übereinstimmend berichtet, dass die Offenbarungen Mohammeds im Dunkel, in der Nacht, in der Einsamkeit ihre Stätte hatten, nicht in der breiten Oeffentlichkeit, am hellen lichten Tage, vor vielen Leuten, bei geschlossenen Augen. Das sieht nicht nach Gefallsucht, Hervorkehrung der eigenen Persönlichkeit, Prunken mit und Zurschaustellung der eigenen Persönlichkeit aus.

Der Prophet schämte sich offenbar, sich im Zustande des Anfalls zu zeigen, er wurde zornig, wenn man ihn ansah, liess sich verhüllen, um nicht gesehen zu werden, schloss die Augen, um nicht zu sehen, neigte das Haupt wie ein Betender, oder blickte gen Himmel. Wir kommen also zu dem Ergebnis, dass die Anfälle allein für das Vorliegen von Muttersucht nicht sprechen.

b) Spricht die Beschreibung der Anfälle für das Vorliegen von Fallsucht (Epilepsie)?

Auch diese Frage kann nicht bejaht werden. Der bezeichnende (typische) Anfall der Fallsüchtigen liegt nicht vor. Zunächst fällt der Prophet überhaupt nicht nach den meisten Berichten. Vielmehr wurden die meisten Anfälle ohne Hinstürzen geschildert. Weiter aber spricht gegen Fallsucht die Erinnerung an die Anfälle, die Willkürlichkeit, mit der sich der Prophet in den Offenbarungszustand zu versetzen trachtet (z. B. nachdem an ihn Fragen gestellt wurden), das Nichterlöschen des Bewusstseins und der Erinnerung während des Anfalls, endlich — und das halte ich für sehr wichtig — die Unregelmässigkeit der Anfälle. Falls der Prophet an Fallsucht litt, ist nicht einzusehen, welche Ereignisse das Nachlassen der Anfälle bewirkt haben sollten, als der Prophet sich mit jüngeren Frauen verband.

Die Anfälle allein reichen also nicht aus, um Mohammed zum Fallsüchtigen oder Muttersüchtigen zu stempeln.

Fragen wir daher: Sprechen etwa Charakter und Lebensverlauf des Propheten für das Vorliegen einer Nervenkrankheit wie Fallsucht oder Muttersucht?

Zu dieser Ansicht bekennt sich Mühleisen-Arnold (Der Islam, S. 32, Gütersloh 1878): „Dass Mohammed an epileptischen Anfällen litt, haben Theophanes und später christliche Schriftsteller erzählt, und wenn auch diese Autoren der Verleumdung beschuldigt wurden, so ist doch die Tatsache von den ältesten und glaubwürdigsten moslemischen Biographen ausser allem Zweifel gestellt.“ Nun ist zwar das Vorhandensein von Anfällen ausser allem Zweifel sicher berichtet, nicht aber das Vorhandensein „epileptischer“ Anfälle. Vielmehr habe ich ganz erhebliche Zweifel, ob es sich nicht um Zustände ganz anderer Art handelt. Also prüfen wir, ob Mohammed die Charaktereigenschaften der Muttersüchtigen hatte:

a) Hatte Mohammed die seelische Entartung der Muttersüchtigen?

Auch diese Frage ist zu verneinen. Nach den uns vorliegenden Berichten hatte der Prophet nicht ein schwankendes seelisches Gleichgewicht, sondern von früher Jugend an ein abgemessenes, ernstes, zielbewusstes Auftreten, das ihm den Beinamen des Redlichen brachte, seinen Landsleuten nahelegte, ihn zum Schiedsrichter über den Kaabastreit (betreffend Einsetzung des Steines) zu ernennen; seine Zuverlässigkeit war die Veranlassung, dass ihn die reiche Witwe Khadidscha mit der Ausführung von Karawanenreisen betraute. Nicht Selbstsucht, Unempfindlichkeit gegen die Leiden anderer, sondern Freigebigkeit, Mitgefühl zeichneten ihn aus. Nicht Bosheit und Rachsucht ohne Grenzen,

sondern verzeihende Milde, nicht Nacktgehen, sondern Verhüllung des Körpers, nicht Dämmerungszustände mit geschwätziger Wiedergabe von Tagesereignissen, sondern ernste Worte im Offenbarungszustande, nicht Fratzensehen und romanhafte Traumtäuschungen, sondern ernste Verkündigung ernster Gesetze zeichneten Mohammed aus. Nicht leidenschaftliches Ueberwiegen der Gefühls- und Einbildungskraft, sondern abgeklärtes, ruhiges Denken befähigten ihn zum Feldherrn und Gesetzesgeber. Von einer Verkümmerung der sittlichen und uneigennützigen Gefühlstöne kann keine Rede sein bei dem Vater seines Volkes, den niemand ungetröstet verliess, der seinen Einfluss geltend machte zugunsten der Mädchenerhaltung (gegen den damals in Arabien üblichen Mädchenmord), und dessen Redlichkeit und ehrliche Gesinnung allgemein anerkannt wurde. In zäher Ausdauer zeigte er sich befähigt zur Gründung und zum Aufbau eines weltlichen und geistigen Weltreichs. Das spricht nicht für das Vorliegen einer muttersüchtig schwankenden, unverträglichen, eitlen Sinnesart.

b) Fragen wir weiter: Hatte Mohammed die Sinnesart und seelische Entartung der Fallsüchtigen? so müssen wir auch hier verneinend antworten.

Da merken wir nichts von greisenhaften Gesichtszügen in jungen Jahren, Zorn und Wut bei geringen Anlässen, misstrauisch-liebloser Beurteilung der Aussenwelt, boshafter Grausamkeit, verbrecherischem Lebenswandel, sondern ein ruhig-abgeklärtes Wesen, Selbstbeherrschung auch bei Mißstimmung, milder Ahndung von Vergehen, z. B. der Spottsucht der Frauen gegenüber der Jüdin; da greift der Prophet nicht zur Peitsche, sondern erwidert milde: Sage doch Aaron ist mein Vater und Moses mein Onkel. Eben weil er kein fallsüchtiger, zorniger Wüterich war, hatten ihn die Frauen auch lieb und wollten bei ihm bleiben, auch als er ihnen meist nur ein einfaches Leben bot, und diese von ihm erworbene Achtung und Liebe überdauerte seinen Tod, so dass Zaynab (Basra) und andere Frauen begehrten, auf der Totenbahre Mohammeds zur letzten Ruhe getragen zu werden. Auf dem Sterbebette äusserte Zaynab diesen Wunsch. Weder vom blinden Zorn, noch von der fortschreitenden Abnahme der Verstandskräfte der Fallsüchtigen kann bei Mohammed die Rede sein, noch auch von heiter-läppischer Verstimmung, Unstetheit, Nörgelsucht, Geschwätzigkeit.

Besonders auffällig wäre es, wenn Mohammed schon in der Kindheit an Fallsucht gelitten hätte, und trotzdem eine so glänzende Begabung hätte betätigen können, wie es doch tatsächlich geschah. Allerdings habe ich aus den vorliegenden Erzählungen auch keinerlei Anhaltspunkte gewinnen können, dass bei dem Knaben Fallsucht oder Muttersucht vorliegen mussten. Vielmehr sind Krämpfe bei Kindern eine so häufige Erscheinung (z. B. bei Wurmleiden, Fiebern, Darmverstimmung), dass

nach den vorliegenden Berichten auf Mutter- oder Fallsucht kaum geschlossen werden dürfte.

Würde man entgegen der hier vertretenen Anschauung dennoch behaupten wollen, Mohammed hätte an Fallsucht oder Muttersucht gelitten, so müsste jedoch folgende Einschränkung gemacht werden:

Die Fallsucht Mohammeds verlief jedoch ganz abweichend von dem durchschnittlichen Auftreten des Leidens, sie verlief als seltene Ausnahmeform, und das gleiche müssten wir einschränkend sagen von einer unterstellten Abart des Muttersuchtsleidens.

Kommen wir nach dem bisherigen Verlaufe der Untersuchung zu einem solch unbefriedigenden Ergebnisse, so wird die Frage aufzuwerfen sein: Lassen sich die „Anfälle“ Mohammeds nicht zwingen und leicht einreihen in eine grosse Anzahl anderer Erscheinungen ähnlicher Art, die im folgenden Abschnitt erörtert und, wie ich hoffe, gelöst werden sollen.

Mohammeds angebliche Anfälle nicht Muttersucht, nicht Fallsucht, nicht Geisteskrankheit, sondern Inbrunst.

Mohammed entstammte einer frommen Familie, verlor frühzeitig beide Eltern, fand in seiner Jugend als Hirte in einsamer Gegend und Karawanenführer in öder Wüste Verwendung, hatte eine ernste, fromme Gesinnungsart. Was liegt da näher, als die Annahme, dass er schon frühzeitig die Einweihung in die religiöse Inbrunst kennen lernte. „Es ist das Kreuz auf Golgatha Heimat für Heimatlose.“ So mag der Knabe schon frühzeitig Trost, Kraft und Klarheit über die Rätselfragen des Lebens gesucht und gefunden haben in der einsamen Betrachtung und innerlichen Verarbeitung der ihm von seinem geistlichen Verwandten gegebenen Anregungen.

Nicht Fallsucht, nicht Muttersucht, sondern Inbrunstzustände mögen ihn von Jugend auf zunächst andeutungsweise und schwach begleitet haben.

Zu arm, eine Frau zu erwerben und zu erhalten, Gegner der Gewerbeunzucht, lebte er — das dürfen wir mit an Gewissheit grenzender Wahrscheinlichkeit annehmen — ohne weiblichen Geschlechtsverkehr lange Zeit (wenn er vielleicht auch hin und wieder — darüber wissen wir nichts — mit Dirnen verkehrte, wie ja sein Freund und Bundesbruder in Mekka ein Freudenhaus unterhielt) und dann heiratete er — entsprechend auch den Neigungen ganz junger und auch unerfahrener Jünglinge — die etwa 16 Jahre ältere Frau.

Erst, als Khadidscha im Verblühen war, trat die Inbrunst wieder stärker hervor. Der Vermögensverlust in Verbindung mit der Abnahme der körperlichen Reize seiner Gattin steigerte in ihm den Trieb nach geistiger Sammlung, inbrünstiger Verzückung, Erhebung der Seele und unterstützte das Entstehen der „Anfälle“.

Wie dann die Vielweiberei einsetzte, wurden die Offenbarungen farbloser, prosaischer, nüchterner. Doch verlor er die Fähigkeit, sich in inbrünstige Verzückung zu versetzen, nicht ganz, wie ja auch der katholische Priester, einmal geweiht, diese Weihe niemals wieder völlig verliert, mag er heiraten oder sonst abtrünnig werden, stets bleibt er Priester.

Auffällig könnte nun sein, dass scheinbar Widersprechendes in den Offenbarungen liegt, und ferner, dass Mohammed für sich reichlichste Befriedigung des Liebestriebes in Anspruch nahm, obgleich ja gerade die geschlechtliche Nichtbefriedigung günstig wirkt auf das Entstehen von übernatürlichen Erlebnissen, auf Inbrunst, Verzückung.

Dagegen dürfte folgendes zu bemerken sein: Die Offenbarungen traten in verschiedener Stärke auf. Anscheinend hatte Mohammed nur zweimal in seinem ganzen Leben den Zustand höchster Verzückung, in dem er gleichsam in seiner wahren Gestalt den Engel sah und durch und durch erschüttert wurde, während es sich für gewöhnlich wohl mehr um Zustände handelt, in denen er nur mehr unbestimmte Gefühle von der Gegenwart eines Engels Gottes hatte, deren Deutung ihm verblieb, so dass er es wohl für möglich hielt, eine Offenbarung durch eine zweite nachher zu erläutern und zu ergänzen (vgl. die eben erwähnte und durch einen Nachtrag ergänzte Offenbarung über die Ungleichheit derer vor Gott, „die zu Hause sitzen bleiben, und derer, die gegen die Ungläubigen ins Feld ziehen" bei Zayd ibn Thabit).

Das Bewusstsein, der Prophet zu sein, gründete sich eben anscheinend auf das Zusammentreffen einer ganzen Reihe für Mohammed günstiger Umstände:

1. Die stärkeren Verzückungszustände.
2. Die Anerkennung dieser Verzückungen als göttlich durch die Probe des Mönchs (Entblössung einer Frau).
3. Durch das verstandesmässige Bewusstsein, eine weit brauchbarere, bessere Lehre als die christlich-klösterliche Lehre der mit Mohammed in Verbindung getretenen Mönche zu bieten.
4. Durch das Beziehen von Weissagungen auf seine Person.
5. Durch den Erfolg, den Mohammed hatte.

Die Anerkennung der Vielweiberei und das Bewusstsein, besseres als die christlich-klösterlichen Lehren zu bieten, stehen in engem Zusammenhange, nicht als ob die Christen der damaligen Zeit überhaupt so viel Wert, wie die heutigen, auf die Einehe gelegt hätten. Immerhin legten sie Klöster in Arabien an, und da hatte der Prophet eben — ähnlich Luther — einen solchen Widerwillen gegen die Versuche, ohne Verkehr mit dem anderen Geschlecht zu leben gefasst, dass er sowohl für Männer, wie für Frauen die Frühehe für das richtige hielt. Lieber eine Sklavin, als gar keine Frau; lieber einen Mann als Nebengattin, als gar keinen Mann. Lieber Vielweiberei, als Dirnenwirtschaft! Das konnte sehr wohl

innerste Ueberzeugung und festester Glaube eines Mannes sein, der auf Grund eigener Erfahrung und genauer Beobachtung anderer sowohl die unerhörten Versuchungen der Ehelosen beider Geschlechter, wie auch das Treiben der Frauenhäuser kennen lernte. („Oft sind die Versuchungen so heftig und ungestüm, dass sich die Seele von ihnen wahrhaft überschüttet sieht. Den Hunden gleich drängen sie sich von allen Seiten heran; wehrt sie sich gegen eine und verfolgt sie diese, dann fallen die anderen hinterwärts und seitwärts über sie her. Selbst bei den heiligsten Handlungen wirft der böse Feind oft solche Versuchungen in die Seele, wie z. B. bei der Vorbereitung auf die heilige Kommunion.“ Mutz, Christliche Asketik, Paderborn 1913, S. 553.) Wie ausserordentlich schwer auch für Mädchen die Bewahrung der Keuschheit ist, das drückt der hl. Hieronymus mit kräftigen Worten aus, wenn er sagt: „Nicht als ob Gott, der Schöpfer und Herr des ganzen Weltalls, an dem hungrigen Gebell unserer Eingeweide und an unserem leeren Magen oder an der Glut unserer Lungen Wohlgefallen habe, sondern die Keuschheit kann eben auf keine andere Weise gesichert sein.“ (Ad. Eustoch. cap. II, M. P. I. 22, 400.) Eben weil die Keuschheit — ohne Geschlechtsverkehr — bei beiden Geschlechtern so ausserordentlich selten vorkommt, eben weil Selbstbefleckung, Gleichgeschlechtlichkeit, das Tierelieben, Schmerzlüsternheit die regelmässigen Folgen des Versuches, ein wirklich keusches Leben ohne Verkehr zu führen sind, konnte Mohammed zu der Auffassung kommen, die eheliche Beiwohnung selbst als etwas Heiliges, durch gute Werke vorzubereitend aufzufassen, und weil er die Betäubungsmittel des Liebestriebes (Weingeist, Tabak, Mohnsaft, wohl auch Kaffee, Tee, Kakao, Haschisch) mied, darum lag es für ihn nahe, die Vielehe für selbstverständlich zu halten, selbst den Verkehr mit einer Sklavin anzuraten, wenn die Mittel zur Bezahlung einer freien Frau fehlen.

Die Inbrunst in Verbindung mit dem reichlichen Geschlechtsverkehr dienten ihm eben zur Vermeidung der muttersüchtigen Entartung. Die geschlechtliche Vereinigung ist für ihn Gottesdienst, der nicht entweiht werden soll durch Missbrauch, geweiht wird durch religiöse Vorbereitungshandlungen.

Nun dürfte noch zum Schlusse die Frage zu erörtern sein, weshalb ich die inbrünstigen Erscheinungen auch in dem Grade, den sie bei Mohammed hatten, nicht für krankhaft und Zeichen seelischer Entartung halte und als Zeichen der Muttersucht (Hysterie) auffasse, sondern einer Vermischung beider (der Inbrunst und der Muttersucht) abgeneigt bin, wenngleich beide Erscheinungsarten durch die geschlechtliche Nichtbefriedigung begünstigt werden, und da die geschlechtliche Nichtbefriedigung in engstem Sinne bei Europäern als Religionsforderung vielfach gilt, häufig einerseits Inbrunst, andererseits reizbare Nervenschwäche,

Muttersucht, Blutarmut, Bleichsucht im selben Menschen vereint vorkommen.

Die Gebärmuttersucht (Hysterie) ist ein Uebel, ein Leiden, gilt als Krankheit oder Laster. Ihr wird nach Kräften vorgebeugt z. B. durch strenge und liebevolle (nicht schlappe und gleichgültige) Erziehung, rechtzeitige geschlechtliche Befriedigung, Gewöhnung an das Ertragen des Leids, Abhärtung.

Die Inbrunst hingegen ist oft nützlich, ein Gut, eine Wohltat, ein Förderungsmittel der sittlichen und geistigen Gesundheit. Sie wird bewusst in der Erziehung benützt, hervorgerufen durch Anlernen der Kinder zum Gebet, durch religiöse Bräuche, durch frühzeitige Einweihung in den weisen Gebrauch religiöser Heil- und Heiligungsmittel. Wohl kann sie entarten, gefährlich werden, zur Verstümmelung führen (z. B. bei den Skopzen). Das schliesst aber nicht aus, dass sie weise geleitet ein Kräftigungsmittel für die schwache menschliche Natur ist. Ihre Erscheinungen sind eine der Grundlagen der Religion, zu ihr hin führen die Lehrbücher des Thomas von Kempis, Franz von Sales, Heinrich Suso Denifle, über die Nachfolge Christi. Philothea oder Wege zum gottseligen Leben, das christliche Leben und in Mohammeds Leben dürften es gerade die inbrünstigen Zustände sein, die ihm Ruhe und Gleichmut, Gerechtigkeit und Festigkeit gaben und ihn zum Gesetzgeber für viele hundert Millionen Menschen werden liess. Ohne sie hätte sein segensreiches Wirken gegen den Töchtermord, zur milden Behandlung der Sklaven, die nach Koranrecht milder, nicht etwa härter bestraft werden als Freie, z. B. bei Diebstahl oder Unzucht, zur Wertschätzung und der weiblichen Natur entsprechenden milden und doch tatkräftigen Beherrschung der Ehefrauen, nicht die werbende Kraft gehabt. Ohne seine „Anfälle" wären auch die herrlichen Suren über den einigen Gott, den Allbarmherzigen nicht entstanden, deren Zaubermacht gerade wieder in unseren Tagen wie schon vor tausend Jahren viele Millionen Menschen erlöst von der verderblichen Menschenopfer und -blut heischenden Form einer nicht weise geleiteten abwegigen Inbrunstform. Diese Kraft, auf deren weiser Benutzung das Fürsorgewesen, die Nacherziehung, das Rettungswesen hauptsächlich aufgebaut wird, die den Märtyrern und Bekennern die Stärke zur Ertragung ihres bitteren Leidens, Mohammed den Mut zum tatkräftigen Kampfe gegen Unsitten seiner Landsleute, wie Töchtermord, Blutschande, trotz allen Spottes und Hohnes verlieh, halte ich weder für an sich schlecht, noch die von ihr ausgehenden Erscheinungen für an sich krankhaft, noch auch für unterzuordnen dem Gesamtbegriffe der Fallsucht oder dem der Muttersucht oder gar der Raserei, wenngleich Vereinigung der Inbrunst mit den hier genannten Seelenzuständen häufig vorkommt.

Sitzungsberichte.

Psychologische Gesellschaft zu Berlin.

Donnerstag, den 11. Mai 1922.
Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**
Ordentliche Generalversammlung.

Bei der Neuwahl des Vorstandes wird der frühere wiedergewählt.
Frau **Alma v. Hartmann** spricht über den Begriff des Unbewussten. Zum Schluss spricht Herr **Moll** über die Bedeutung Eduard v. Hartmanns im allgemeinen.

Donnerstag, den 1. Juni 1922.
Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Frau **Hedwig Wega** spricht über die Frage: Gibt es eine sexuelle Not der Frau?

Donnerstag, den 19. Oktober 1922.
Vorsitzender: Herr **Westmann**, Schriftführer: Herr **Neumann.**

Herr **Moll** erstattet den Bericht des für Erforschung des Okkultismus gewählten Ausschusses (Baerwald, Dessoir, Moll). Der Bericht ergab, dass unter wissenschaftlichen Bedingungen kein okkultes Phänomen beobachtet werden konnte.

Donnerstag, den 2. November 1922.
Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr **Gramzow** spricht über Triebkräfte im einzelnen und Völkerleben. Er gab eine Uebersicht über die Grundgedanken seiner „Philosophie des Zweckes" (Charlottenburg 4, Georg Bürkners Verlag). Die philosophische Gedankenentwicklung seit dem Niederbruch des Hegelschen Systems forderte die widerspruchsfreie Verbindung des Ursachen- mit dem Zweckbegriff. Diese Verbindung ist nur möglich, wenn die Zweckmässigkeit lediglich als immanent, d. h. auf das Lebewesen selbst bezogen, angesehen wird. Fortgesetzt wird die Frage nach dem Sinn und Zweck unseres Lebens erhoben. Darauf gibt es nur Antworten vom religiösen oder spekulativen Standpunkte aus, aber keine Antwort, die als wissenschaftlich begründet angesehen werden könnte. Das Leben ist und wird gelebt. Jedes Leben hat nur den Sinn, den der Lebende hineinzulegen vermag. Der Hauptzweck, in den alle Tätigkeit ausmündet, ist die Selbsterhaltung unter möglichst günstigen und gesicherten Umständen. Damit ist der Egoismus als die Haupttriebkraft aller menschlichen Tätigkeit herausgestellt. Die Selbsterhaltung entfaltet sich in der Richtung der 4 Urrechte des Menschen: der persönlichen Freiheit, des Eigentums, der Liebe und der Ehre. Es könnte scheinen, als ob durch die Liebe und Fortpflanzung die Individuation durchbrochen, der Egoismus verleugnet wäre. Das ist nicht der Fall. Der Grundtypus der Fortpflanzung ist die Zellteilung. Daraus ergibt sich, dass individuelles Wachstum und Fortpflanzung nicht wesentlich verschieden voneinander sind. Die Mutterzelle lebt fort in zwei Tochterzellen. Auf den höheren Stufen des Lebens ist die Fortpflanzung die Selbsterhaltung in der Gattung. Der Mensch erweitert durch sie sein Dasein in die Länge über die individuelle Lebensdauer hinaus und in die Breite schon während seines Lebensablaufs. Er wird hineingeflochten mit allen seinen Interessen in den Zusammenhang der Gattung. Der Selbsterhaltungstrieb kann aufflammen zur wilden Lebensgier. Das Leben offenbart sich als die unheimliche, sich selber begehrende Macht. Unmittelbar aus dem Selbsterhaltungstriebe entspringt die Furcht. Sie ist das menschliche Grundgefühl und geradezu identisch mit dem Selbsterhaltungstriebe. Das wird deutlich an der instinktiven Furcht, die nicht auf Schmerzerfahrungen beruht, und an der Scheu vor dem Neuen (der Neophobie). Besonders charakteristisch für das Aufkommen des Furchtgefühls ist die Bedingung, dass der Mensch mit dem gefürchteten Gegenstande allein ist. Die Furcht ist also ein sozialisierendes Gefühl: im Anschluss an andere wird Schutz gesucht. Aus der Furcht gehen hervor: Aufmerksamkeit, Neugierde, Interesse, Wissbegierde, Mut, Grausamkeit, Wetteifer, Eifersucht.

Nichts scheint der Ansicht, dass alles Tun und Lassen aus dem Selbsterhaltungstriebe hervorgehe, mehr zu widersprechen als die Tatsache des Selbstmordes. Sie ist keine vereinzelte, sondern eine ziemlich häufige Erscheinung. Das Wesen des Selbstmordes wird klar an der Selbstverstümmelung, die nichts anderes ist als eine Schutzhandlung des Lebewesens. Der Selbstmord ist die Schutzhandlung für das physische Selbst des Menschen, das keine empfindliche Einschränkung erdulden, von der erreichten Lebenshöhe nicht herunter will. Das ergibt sich deutlich bei Betrachtung der Selbstmordmotive.

Aus dem Grundtriebe der Selbsterhaltung und dem Grundgefühl der Furcht lassen sich Entstehung und Wesen der Sittlichkeit erklären. Wären nur gleichgeschlechtliche Wesen auf der Erde, so wäre eine Sittlichkeit von der Art der heutigen nicht vorhanden. Diese hat ihren Ursprung im Mutterinstinkt, der sich weiterhin zur bewussten Mutterliebe entwickelte. Der Wendepunkt zur moralischen Entwicklung lag zweifellos bei den ausgestorbenen Arten der Gabel- und Beuteltiere. Aus dem Mutterinstinkt geht zuerst die Sympathie hervor, die Mitfreude und Mitleid ist. Deutliche Spuren davon finden sich in der höheren Tierwelt. Beim Menschen sind Mitfreude, Mitleid und Gerechtigkeitsgefühl Substitutionsgefühle, d. h. sie kommen dadurch zustande, dass sich der Mensch in seiner Vorstellung an die Stelle anderer versetzt. Die Grundlage des Gerechtigkeitsgefühls ist der vergeltende Groll, der sich weiterhin zum Talionsgedanken entwickelt. Der freundliche Vergeltungswille zeigt sich in der Dankbarkeit, die aber auch egoistischen Ursprungs ist. Alle Moral beruht auf Gegenseitigkeit. Ihre Grundtatsache ist der Kampf gegen das Augenblicksbegehren. Förderlich und schädlich zugleich hat auf die Entwicklung der Moral die Religion eingewirkt, die ebenfalls aus der Furcht, d. h. aus dem Egoismus, hervorgeht. Selbstlosigkeit ist nicht das Hauptmerkmal sittlicher Gesinnung, obwohl der Anschein dafür vorhanden ist. Die Wirkungen der Furcht und des Gerechtigkeitsgefühls zeigen sich im Gewissen. In Gewissensbeschwichtigung, Gewissensangst, Reue, Busse und Beichte treten unverkennbar deutlich die egoistischen Triebfedern zutage. Alle Ideale sind ebenfalls im Egoismus gegründet.

Egoistisch sind ferner begründet alles Erkenntnismühen, alles Kulturstreben und das ganze politische und gesellschaftliche Leben. Man lebt nicht, um zu erkennen, sondern man strebt nach Erkenntnis, um zu leben. Wissenschaft und Technik haben den Zweck, die Selbsterhaltung zu verbessern und zu sichern. Der Mensch ist nicht des Staates wegen da, sondern der Staat des Menschen wegen. Die gegenwärtig so leidenschaftlich vertretenen Ansichten vom Staat sind verkehrt und Erzeugnis einer entarteten Menschheit. Aber Egoismus ist auch hier die Grundlage: man will sich den Bau seines Daseins nicht mehr selbst aufrichten, sondern verlässt sich auf andere. Die den Kampf gegen den Kapitalismus predigen, sind selbst hinter dem Kapital her wie der Teufel hinter der armen Seele. Ihr Hass gilt nur dem Kapital, das nicht sie, sondern andere haben.

Donnerstag, den 23. November 1922.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr **Moll** widmet dem verstorbenen Mitglied Herrn Gutzmann Worte dankbarer Erinnerung. Das Andenken Gutzmanns wird in der üblichen Weise geehrt.

Herr **Robert Hahn** (Potsdam) spricht über: Seelische und gesellschaftliche Ursachen und Wirkungen des Schundlesens.

Die Nutzlosigkeit der vielfachen Bemühungen, gegen den Lesestoff der Schundschriftenverleger anzukämpfen, zwingt dazu, immer wieder von neuem den Ursachen der grossen Verbreitung des Schundes nachzuspüren und auf seine bösen Wirkungen aufmerksam zu machen.

I. Da gibt es zuerst eine Reihe seelischer Ursachen, die im Allgemeinmenschlichen liegen. Das heisst, die Schundschreiber passen sich in Stoff und Schreibweise bestimmten Zügen an, die in der Entwicklung der Seele des Kindes und des Jugendlichen eine vorherrschende Rolle spielen. Sie rufen dabei den Schein hervor, als folgten sie der Dichtkunst, die sich mit ihren Erzeugnissen an dieselben seelischen Anlagen und Vorgänge wendet.

Die menschliche Entwicklung wird von der Bewegung beherrscht. Tritt sie anfänglich scheinbar regellos am Körper hervor, so wird sie immer mehr zu einer Anpassung an die Bewegungsvorgänge im Seelischen. — Bewegung, Handlung macht auch der Dichter zum Kern seiner Dichtung. Aber das wich-

tigste ist ihm dabei die Aufdeckung des seelischen Getriebes. — Der Schundschreiber kennt nur den Hunger des Kindes nach dem Wechsel der äusseren Ereignisse. Im tollsten Eiltempo lässt er die wirren Vorkommnisse seiner sog. Erzählung am Geiste des Lesers vorüberjagen.

In ähnlicher Weise lassen sich Beziehungen zwischen vielen andern menschlichen Anlagen und Trieben einerseits und der Dichtkunst und Schundschreiberei andererseits nachweisen. Der Nachweis wird versucht für den Selbsterhaltungstrieb als Kraftbewusstsein, die Nachtseiten des Seelenlebens, die Anlage zur Blutgier, die Gewinnung sittlicher Hemmungen, die Phantasie, das Ursächlichkeitsbewusstsein und den Hang zum Uebersinnlichen, das Komische, den Geschlechtstrieb, das geistige Schlingen, die Heimatsliebe und Religiosität und den Sinn für das Dichterische.

Punkt für Punkt ist festzustellen, dass die Werke der Dichtkunst fördernd und erhebend in die Entwicklung der menschlichen Keime und Anlagen eingreifen, die Schundschreiberei aber hemmend, verflachend und verwüstend.

II. Eine zweite Reihe von Ursachen betrifft gesellschaftliche Zustände: das enge Zusammen in der Großstadt bringt immer neue Erregungen in die junge Seele; die Stätten starker Ansammlung von Jugendlichen fördern das Wandern der Schundhefte von Hand zu Hand; das Wohnungswesen der Großstadt und der Industriegebiete treibt zur Frühreife und schafft damit dem Schundbuch einen guten Wurzelboden.

III. Von den Wirkungen des Schundlesens sind:

1. die auf den einzelnen zu nennen. Es lähmt den gesunden Tätigkeitsdrang, setzt an die Stelle des Kraftbewußtseins das Bramarbassum, lässt die ganze Menschheit in übertriebenster Weise mit Verbrechertum durchsetzt erscheinen, bringt die verkehrtesten Anschauungen über fremde Völker und Länder bei, stachelt den in allen schlummernden Trieb zur Vernichtung durch die so häufig geschilderten Scheusslichkeiten an, versagt dem Leser den Anblick des seelischen Ringens vorbildlicher Menschen, verschafft den Jugendlichen ein verzerrtes Weltbild durch die dargebotenen Phantastereien, schwächt den Ursächlichkeitssinn und fördert abergläubische Vorstellungen, verdirbt den Sinn für das wahrhaft Komische, führt zu einer brutalen Auffassung des Liebeslebens, steigert die ungesunde Lesewut und lässt die völkische und die religiöse Seite des Innenlebens unbefruchtet. — Hinzu kommt, dass das Schundlesen niemals einen künstlerischen Genuss darbietet, im Gegenteil alle Anlage in dieser Hinsicht unterdrückt, deshalb den Weg zur wahren Dichtung versperrt und die Vorstufe zum Schmutzlesen des Erwachsenen wird.

IV. Wirkungen des Schundlesens auf die Gesamtheit. Der Wert der Gemeinschaft richtet sich nach dem Werte ihrer Glieder. Kennt man die Einwirkung des Schundes auf den einzelnen, dann muss man sie auch für das Ganze zugeben. Das Vorgaukeln blöder Wahngebilde von Welt und Leben und leicht zu erringendem Sieg darin zerreissen dem Jugendlichen den Zusammenhang mit seiner Berufsgruppe, zerstören ihm die Lust zur staatsbürgerlichen Einfügung. Die Schundverbreitung bedeutet einen ungeheuren Papierverbrauch für unnütze Zwecke, fördert die Papierteuerung, drückt das gesunde Zeitungswesen und hilft die Preise für das gute Buch steigern, weil das Schundbuch das teuerste aller Bücher ist.

Zum Schluss wird darauf hingewiesen, dass Wandel nur durch die gesamte Erziehung geschaffen werden kann. Es gibt da viele kaum besiegbare Hindernisse, wie alle aus der Wohnungsnot hervorgehenden. Die besondere literarische Erziehung hilft, indem sie nur wirklich Gutes an die Jugend heranbringt. Aber einen wirklich festen Damm gegen die Schundflut kann nur ein Gesetz bauen.

Donnerstag, den 11. Januar 1923.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr **Bobertag** spricht über: Intelligenzprüfung in der amerikanischen Armee.

Donnerstag, den 1. Februar 1923.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr **San.-Rat Dr. F. Leppmann** spricht über: Die Probleme des moralischen Schwachsinns.

Donnerstag, den 22. Februar 1923.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr **San.-Rat. Dr. Max Cohn** (Berlin N) spricht über: Die Psychoanalyse und den Ablauf unseres Seelenlebens.

Donnerstag, den 22. März 1923.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr **San.-Rat Dr. Juliusburger** spricht über Religion und Geistesstörung.

Donnerstag, den 12. April 1923.

Ordentliche Generalversammlung.

Es wird eine Satzungsänderung beschlossen, und zwar kommt § 15 in folgender Weise zur Annahme:

Die Abstimmung ist geheim bei der Wahl des Vorstandes, bei Ernennung von korrespondierenden Mitgliedern und Ehrenmitgliedern, sowie bei dem Ausschlusse von Mitgliedern. Die Abstimmung bei der Wahl des Vorstandes ist durch Zuruf zulässig, wenn kein Widerspruch erfolgt.

Ferner wird § 19 in folgender Weise abgeändert:

Ueber das Vermögen der Gesellschaft einschliesslich der Bibliothek beschliesst im Falle der Auflösung der Gesellschaft der Vorstand; bei Stimmengleichheit gibt der erste Vorsitzende den Ausschlag. Beruhen Vermögenswerte auf Zuwendungen, so sind etwaige Auflagen des Zuwendenden zu berücksichtigen.

Diese Satzungsänderungen werden einstimmig angenommen. Bei der Wahl des Vorstandes wird der bisherige Vorstand wiedergewählt.

Donnerstag, den 26. April 1923.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Die in der Sitzung vom 12. April 1923 beschlossenen Satzungsänderungen werden verlesen. Widerspruch erhebt sich weder gegen die Form noch den Inhalt des Protokolls.

Herr **Müller-Freienfels** spricht über: Erkenntniswert der Gefühle.

Dienstag, den 15. Mai 1923.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr **Wexberg** aus Wien spricht über: Alfred Adlers Idealpsychologie.

Donnerstag, den 25. Oktober 1923.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr **Paul Cohn** spricht über: Hemmungen im normalen Seelenleben.

Dienstag, den 13. November 1923.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Max **Dessoir** spricht über: Phänomenologie und Psychologie.

Donnerstag, den 22. November 1923.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr **Albert Hellwig** spricht über: Okkultismus und Strafrechtspflege.

Welche Bedeutung hat nach dem gegenwärtigen Stande unseres Wissens das Hellsehen für die Strafrechtspflege?

Im Gegensatz zu dem Gedankenlesen handelt es sich bei dem Hellsehen begrifflich nicht um das Erschliessen oder Erfühlen der Gedanken eines andern und im Gegensatz zur Telepathie auch nicht um die bewusste oder unbewusste Uebertragung der Gedanken eines anderen, sondern vielmehr um die unmittelbare übersinnliche Einwirkung der Gegenstände oder Vorgänge selbst, die dem Hellseher vor seinem geistigen Auge erscheinen, ohne dass diese Kenntnis durch einen Dritten bewusst oder unbewusst auf übersinnlichem Wege übertragen

wird. Obwohl schon eine ganze Literatur besteht, in denen Fälle angeblichen Hellsehens dargestellt werden und obwohl neuerdings auch mehrfach eingehende experimentelle Untersuchungen, die zu einem positiven Ergebnis gelangt sind, veröffentlicht worden sind, halte ich doch zur Zeit noch die Tatsächlichkeit des Hellsehens nicht für zweifelsfrei festgestellt.

Wer okkulte Tatsachen behauptet, den trifft die Beweislast, und die Anforderungen an die Beweiskraft der Gründe, die für die Wirklichkeit okkulter Tatsachen geltend gemacht werden, können kaum hoch genug gespannt werden. Man wird den Beweis höchstens dann für erbracht ansehen können, wenn Forscher von Ruf unter Bedingungen, die jede Täuschung und jeden Irrtum durchaus auszuschliessen scheinen, die Tatsächlichkeit der Erscheinung festgestellt haben. Befolgt man diese methodischen Grundsätze, so haben nicht nur unverbürgte Zeitungsberichte über angebliche Fälle von Hellsehen auszuscheiden, sondern ebenso auch Forschungsberichte unbekannter Personen ohne festbegründeten wissenschaftlichen Ruf, desgleichen aber auch Berichte von Forschern, deren Zuverlässigkeit nicht ausser Frage steht. Dass man selbst dann, wenn man sich auf erfahrene Sachverständige verlässt, in seinem Vertrauen getäuscht werden kann, zeigt der Fall Kahn, dem es gelang, durch einen geschickten Trik, den er später preisgegeben hat, jahrelang eine Reihe von einwandfreien Gelehrten zu täuschen.

Wenn es auch vielfach behauptet wird, so ist es m. E. doch nicht zutreffend, dass von der Verwendung von Hellsehern irgend ein Nutzen für die praktische Strafrechtspflege erwartet werden kann. Ich habe zahlreiche Akten aus den letzten Jahren durchgearbeitet, in denen von irgend einer Seite Hellseher hinzugezogen worden sind oder doch mitgewirkt haben, so aus Heidelberg, Potsdam, Stendal, Hannover, Braunschweig, Bielefeld, Tilsit, Zoppot, Torgau, Greifswald, Hamburg, Lübeck. In keinem einzigen dieser Fälle ist der mich überzeugende Nachweis der Tatsächlichkeit des Hellsehens einwandfrei erbracht, auch nicht in dem Fall des Heidelberger Bürgermeistermordes, der seinerzeit durch alle Zeitungen ging und der jetzt auch durch Gruhle eine sachverständige Bearbeitung erfahren hat.

Das genaue Studium der Akten ergibt, dass eine Unzahl von Fehlerquellen wirksam sind, die es geradezu unmöglich machen, in irgend einem praktischen Fall den Nachweis des Hellsehens als erbracht anzusehen. Nach den praktischen Erfahrungen muss man stets mit einem Betrug rechnen, einem Betrug, der allerdings nicht immer leicht aufzuklären ist. Die Hellseher verstehen es meist meisterlich, ihre Klienten gehörig auszufragen und die Gläubigen plaudern überdies von sich aus, ohne es zu merken, vieles aus, was dem Hellseher wertvolle Aufschlüsse gibt. Ein beliebtes Manöver besteht in dem Arbeiten mit gefälschten Dankschreiben. Aber auch, wenn betrügerisches Vorgehen ausgeschlossen ist, sind die Ergebnisse doch kaum minder unsicher. Vielfach spielt Gedankenlesen eine erhebliche Rolle; namentlich das unwillkürliche Flüstern, das experimentell nachgewiesen ist, erklärt manches anscheinende Hellsehen.

Eine Fehlerquelle ersten Ranges ist ferner die altberühmte Mehrdeutigkeit der Orakelsprüche, sowie die durch die gläubige Stimmung des Auskunft Heischenden leicht erklärliche Neigung zur Umdeutung des Orakelspruchs. Nimmt man noch hinzu, dass Erinnerungsfälschungen in erheblichem Maße vorkommen und dass zuverlässige Protokolle geradezu ein Ding der Unmöglichkeit sind, so ist es verständlich, dass ein vorsichtiger Forscher kaum in der Lage sein wird, in einem konkreten Fall ein Hellsehen als einwandfrei nachgewiesen anzuerkennen. Wo derartige Fehlerquellen nicht vorliegen, muss man immer noch an das launische Spiel des Zufalls denken.

Mindestens zur Zeit hat das Hellsehen keinerlei kriminaltaktische Bedeutung. Es wäre sehr erwünscht, dass alle Behörden vorsichtiger wären, als es bisher mitunter der Fall ist. Angeblichen Kriminaltelepathen darf durch Ausstellung von Zeugnissen, von Gewerbescheinen, durch Heranziehen oder doch Dulden ihrer Tätigkeit in praktischen Straffällen keinerlei Unterstützung gegeben werden.

Das letzte Wort über die Möglichkeit und Tatsächlichkeit des Hellsehens ist damit aber keineswegs gesprochen. Die Frage wird aber nicht im Gerichtssaal entschieden werden, sondern im Studierzimmer und Experimentiersaal des Gelehrten.

Donnerstag, den 6. Dezember 1923.
Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann**.

Herr **Würtz** spricht über: Das Seelenleben des Krüppels.

Donnerstag, den 10. Januar 1924.
Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann**.

Herr **Schneickert** spricht über: Kriminalpsychologische Erforschung verheimlichter Tatbestände.

Nach einleitenden Bemerkungen über die gesetzlichen Bestimmungen, betreffend die Aussage des Beschuldigten und Zeugen, sowie über die psychologischen Grundlagen des Geheimnisses und der Verschwiegenheit, der Lüge und des Verrates im allgemeinen, behandelte der Vortragende die Vernehmungstaktik im Strafverfahren, die Motive des Geständnisses, ging dann über zu einer Darstellung und Kritik der psychotechnischen Methoden der Wahrheitserforschung, wie psychologische Tatbestandsdiagnostik, Messung psychophysischer Erscheinungen, Suggestion und Hypnose, Ueberrumpelung, Schaffung geeigneter Reizzustände (Zorn, Eifersucht, Rache), Auflösung psychischer Hemmungen. Er kommt zu folgendem Schluss: Alle bisher angewandten oder vorgeschlagenen Mittel zur Ermittlung verheimlichter Kenntnisse sind nur schwache und zum Teil unzuverlässige Behelfe, die gerade wegen ihrer Unzuverlässigkeit manche Bedenken wachrufen müssen und daher auf eine gestzliche oder strafprozessuale Anerkennung nicht rechnen können.

Donnerstag, den 24. Januar 1924.
Vorsitzender: Herr **Baerwald**, Schriftführer: Herr **Westmann**.
Herr **Moll** spricht über: Berufsberatung.

Sonnabend, den 9. Februar 1924.
Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Neumann**.

a) Verlesung des Vortrags des Herrn Birnbaum über Erlebnisse mit Herrn Professor Riese als Hellseher.

Herr Professor Riese[1]), der internationalen Ruf geniesst — von den Laien bewundert, von den Fachleuten mit grösster Skepsis behandelt —, hat Herrn Dr. Birnbaum zwei Sitzungen gewährt, innerhalb deren es Herrn Dr. Birnbaum gelungen ist, die „Hellseherkunst" des Herrn Professor Riese als ganz gewöhnliche Taschenspielerkunst aufzudecken.

Die Sitzungen fanden im Hotel Bristol, Berlin, statt. Herr Professor Riese, der zwar schon an 80 Jahre alt ist, aber noch einen sehr rüstigen Eindruck macht, versteht es durchaus, durch starke Suggestivkraft auf seine „Opfer" einzuwirken und nur allerstärkste Konzentration und bewusste Kontrolle seiner Handlungen hat es ermöglicht, die „Hellseherei" als gewöhnliche Taschenspielerkunst aufzudecken.

In der ersten Sitzung gab Herr Professor Riese Herrn Dr. Birnbaum von einem vor ihm liegenden gewöhnlichen Zettelblock 6 Zettel. Den ersten hat Herr Dr. Birnbaum auf Veranlassung des Herrn Professor Riese mit dem Mädchennamen seiner Mutter, den zweiten mit dem Namen eines seiner früheren Lehrer beschrieben, auf die übrigen 4 Zettel ist je eine von Herrn Professor Riese zu beantwortende Frage geschrieben worden. Das Beschreiben dieser Zettel hat in Abwesenheit von Herrn Professor Riese im Hotelzimmer stattgefunden. Irgendwelche Spiegelung oder Durchschreibungsmöglichkeit lag nach genauer Feststellung nicht vor. Die Zettel wurden wiederholt zusammengefaltet, so dass die Möglichkeit, sie ohne Auseinanderfalten zu lesen, nicht gegeben war. Die Zettel lagen bei Wiedereintritt von Herrn Professor Riese vor Herrn Dr. Birnbaum auf dem Tisch. Auf Veranlassung von Herrn Professor Riese steckte Herr Dr. Birnbaum jeden Zettel einzeln in die Hosen-.

---

[1]) Der Herr nennt sich im allgemeinen Professor Reese aus New York. wird wenigstens nahezu allgemein so genannt, ohne dass er meines Wissens Widerspruch erhoben hätte. Herr „Reese" heisst in Wirklichkeit „Riese", stammt aus Pudewitz in der früheren Provinz Posen und hat offenbar im wesentlichen kaufmännische Geschäfte betrieben; wo er Professor geworden ist, ist nicht bekannt geworden.

Westen- und Rocktasche. Nunmehr begann die „Hellseherkunst". Herr Dr. Birnbaum musste einen der Zettel aus der Tasche in die Hand nehmen, mit diesem Zettel zu Herrn Professor Riese gehen, seine Stirn berühren, wobei dieser kabbalistische Zeichen auf ein vor ihm liegendes Stück Papier schrieb. Als er damit fertig war, wurde ihm der Zettel übergeben und nach einigem Zögern nannte er den Namen der Mutter des Herrn Dr. Birnbaum. Bei dem zweiten Zettel, auf dem als Lehrer der Name von Herrn Professor Buehrmann stand, ging die Hellseherei etwas schwerer, weil Herr Professor Riese, der im übrigen als gebürtiger Deutscher gut Deutsch spricht, nicht mehr genau in Erinnerung hatte, dass die deutschen Buchstaben ue wie ü ausgesprochen werden und er bei der Aussprache des Namens etwas ins Stottern kam. Es fiel sofort auf, dass Herr Professor Riese noch, wenn er den Zettel gelesen und die Buchstaben ue gesehen hatte, überhaupt Schwierigkeiten mit der Aussprache haben konnte, denn wenn er den Namen wirklich gewusst hätte, hätte er ihn ohne weiteres aussprechen können.

Von den vier gestellten Fragen sind drei in solcher Allgemeinheit beantwortet worden, dass von einer „Hellseherkunst" überhaupt nicht gesprochen werden kann, höchstens von einer geschickten Kombinationsgabe, und selbst da hat Professor Riese, wie die Zukunft gelehrt hat, völlig versagt. So hat er Herrn Dr. Birnbaum „geweissagt", dass seine Frau, die seinerzeit ein Kind erwartete, einen Jungen bekommen würde, es ist aber ein Mädchen geworden, was selbst Herr Professor Riese kaum wird bestreiten können. Dass er Herrn Dr. Birnbaum ein 82jähriges Leben vorhergesagt hat, ist zwar sehr interessant, aber wohl kaum nachprüfbar. Im übrigen ist festgestellt worden, dass es bei Professor Riese allgemein üblich ist, seine „Weissagungen" auf möglichst lange Zeit hinaus zu erstrecken.

Professor Riese verstand es in der Sitzung, Herrn Dr. Birnbaum vollkommen in seinen Bann zu bekommen, zumal es diesem in keiner Form möglich war, Professor Riese schon jetzt irgendwie auf Taschenspielerkunst festzunageln. Skeptisch wurde Dr. Birnbaum in der Hauptsache dadurch, dass Professor Riese am Schluss der Sitzung in der allgemeinen Unterhaltung erwähnte, dass Dr. Birnbaum unter einem glücklichen Stern geboren sei, dass aber böse Mächte von Zeit zu Zeit versuchen würden, ihn unterzukriegen, was ihnen jedoch nicht gelingen würde. Professor Riese wäre jedoch in der Lage, diese bösen Mächte zu bannen und auf die Frage, wie dies möglich sei, kam die allerdings nicht erwartete Antwort, dass er dazu für jeden Buchstaben des Vornamens des Herrn Dr. Birnbaum 37 Dollar benötige, und wenn Herr Dr. Birnbaum glücklicherweise auch keinen langen Vornamen hat, so machte das immerhin 185 Dollar aus, was zur Zeit der Sitzung, im Juli 1923, ein sehr hoher Betrag war. Trotz der „Hellsehergabe" musste Professor Riese allerdings, um diese Summe festzustellen, nach dem Vornamen des Herrn Dr. Birnbaum fragen. Er war doch nicht geschickt genug, um diesen Mangel seiner „Hellseherkunst" zu verbergen. Offenbar haben ihn im Augenblick mehr die Dollar als die „Hellseherei" gereizt.

Die Sitzung wurde abgebrochen mit dem Ergebnis, dass Herr Dr. Birnbaum sich die Bekämpfung der schwarzen Mächte noch etwas überlegen wollte, um eine zweite Sitzung zu ermöglichen, die dann auch zustande kam.

Zu dieser zweiten Sitzung brachte Herrr Dr. Birnbaum seine eigenen bereits zu Haus geschriebenen Zettel, und zwar statt sechs sieben mit, auf starkem Papier geschrieben, aufs engste zusammengefaltet und in Telegrammformat zusammengesteckt, so dass selbst bei unbeobachtetem Oeffnen das Knistern gehört werden musste. Auf diese Falle ist dann Professor Riese auch hereingefallen. Dr. Birnbaum hat ihn in der zweiten Sitzung mit noch grösserer Schärfe als in der ersten beobachtet und als er hörte, wie Professor Riese unter dem Tisch die Zettel öffnete, beobachtete er dessen Handbewegungen eingehender und stellte fest, dass Riese, nachdem er einen Zettel in geschickter Weise geöffnet und gelesen hatte, diesen auf den Tisch brachte und ihn dann unter die anderen Zettel vermischte.

Am stärksten aber hat es Riese durch einen Trick verraten, durch den er glaubte, Dr. Birnbaum ablenken zu können. Er hat einen der Zettel auf einem Aschbecher zum Verbrennen gebracht und auf die Frage, zu welchem Zwecke, geantwortet, dass dies für seine Konzentration notwendig sei. Diesen Zettel hat er auch nicht beantwortet und später behauptet, dass das natürlich nicht möglich sei. Glücklicherweise ist dieser Zettel infolge der starken Zu-

sammenpressung trotz grösster Anstrengung des Herrn Professor Riese nicht vollkommen zur Verbrennung gelangt. Hier hat Dr. Birnbaum den „Hellseher" gespielt und drei Zettelreste an sich genommen, ohne dass es Riese merkte, um später festzustellen, ob dies tatsächlich einer seiner Zettel war oder ein untergeschobener. Letzteres hat sich als richtig erwiesen. Die Zettelreste wiesen nicht die Handschrift des Herrn Dr. Birnbaum auf, sondern waren mit Kopierstift geschrieben, während Dr. Birnbaum seine Zettel mit Tinte geschrieben hatte, so dass einwandfrei feststeht, dass der „Hellseher" Riese hier mit Geschicklichkeit den richtigen Zettel an sich genommen und den falschen unterschoben hat und dann nach dem bekannten Kartenkunststück den an sich genommenen Zettel gelesen hat und auf diese Weise immer die Antwort auf den vorhergehenden Zettel geben konnte. Um sich von der Richtigkeit seiner Annahme zu überzeugen, hat Herr Dr. Birnbaum einmal einen der zusammengefalteten Zettel, bevor er ihn dem „Hellseher" übergab, scheinbar aus Versehen geöffnet und den Inhalt festgestellt. Dies brachte den „Hellseher" in grosse Erregung, aber die Mitteilung, dass Dr. Birnbaum den Inhalt nicht gelesen hatte, beruhigte ihn wieder und so konnte Dr. Birnbaum feststellen, dass die Weissagung, die Professor Riese von sich gab, nicht den Zettel, den er im Augenblick zur Beantwortung hatte, betraf, sondern den vorhergehenden.

Herr Dr. Birnbaum hat Herrn Professor Riese nach Beendigung der Sitzung seine Beobachtungen und Feststellungen mitgeteilt, die auf Riese einen sehr starken Eindruck machten. Die Zusicherung Dr. Birnbaums, über das Erlebnis nichts verlauten zu lassen für den Fall, dass Riese die Richtigkeit seiner Beobachtungen zugeben würde, liessen diesen einen Augenblick überlegen: er hielt es aber für richtiger, nichts zuzugeben, sondern sagte lediglich zu, nochmals in einem grösseren Kreise seine „hellseherischen" Künste darzutun. Er wollte den Inhalt von beschriebenen Zetteln, die in einer Schreibtischschublade mit Reissnägeln angeheftet werden sollten, während die Schublade verschlossen und der Schlüssel abgezogen werden sollte, wiedergeben, sowie weite „hellseherische" Künste zeigen. Er zog es jedoch vor, nach Amerika zu fahren, ohne den Beweis seiner wirklichen „Hellsehergabe" zu erbringen, offenbar in der Hoffnung, dass er dort mehr und leichter Gläubige — vielleicht auch Dumme findet.

Es ist erstaunlich, wie es Herrn Professor Riese viele Jahrzehnte hindurch gelungen ist, namhafte Persönlichkeiten der Politik und der Wirtschaft durch seine „Hellseherkunst" für sich zu gewinnen. Er führt von führenden Persönlichkeiten, insbesondere der amerikanischen Politik und Wirtschaft Empfehlungsschreiben und Photographien mit persönlichen Widmungen mit sich und reist mit einem diplomatischen Pass der amerikanischen Regierung — vielleicht hat er sich auch diese Dinge durch seine prophetische Begabung oder durch Taschenspielerkünste zu verschaffen verstanden.

Im Anschluss an den Bericht des Herrn Birnbaum sprach Herr **Albert Moll**[1]): „Zur Psychologie der Okkultisten."

Donnerstag, den 28. Februar 1924.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr **Levy-Suhl**[2]) spricht über neue Ziele der psychiatrischen Forschung auf Grund völkerpsychologischer Studien.

Donnerstag, den 20. März 1924.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Neumann.**

Herr **Hennig** spricht über: Musikalische Inspiration. Ferner sprach er über seelische Mitarbeit bei der Lektüre von Dichterwerken.

Donnerstag, den 3. April 1924.

Ordentliche Generalversammlung.

Es wird beschlossen, in Zukunft, wenn erforderlich, auch Beisitzer in den Vorstand zu wählen, d. h. Vorstandsmitglieder ohne bestimmtes Amt. Es wer-

[1]) Der Vortrag wird ausführlich in den Abhandlungen auf dem Gebiete der Psychotherapie und medizinischen Psychologie, Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart, erscheinen.

[2]) Der Vortrag wird an derselben Stelle veröffentlicht, wie der des Herrn Moll.

den gewählt zum 1. Vorsitzenden: Herr **Moll**, zum 2. Vorsitzenden: Herr **Baerwald**, zum 1. Schriftführer: Herr **Westmann**, zum 2. Schriftführer Herr **Ruthe**, zum Schatzmeister: Herr **Neumann**, zu Beisitzern: die Herren **Hennig** und **Piorkowski**.

Donnerstag, den 15. Mai 1924.
Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann**.

Herr **Kurt Piorkowski** spricht über: Psychologie der Reklame (mit Lichtbildern).

Donnerstag, den 19. Juni 1924.
Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann**.

Herr **Hans v. Hattingberg** spricht über: Der seelische Hintergrund der Nervosität.

Nervosität bedeutet uns heute nicht mehr eine rein medizinische, sondern eine allgemeine menschliche Frage. Zwar stellt dem Nervösen seine Anlage eine ganz besonders schwierige Aufgabe, weil er grössere Widersprüche in eins zusammen zu leben, und grössere innere Spannungen zu ertragen hat, als der gesunde Durchschnittsmensch. Auf dem Boden dieser Anlage entsteht deshalb als das Ergebnis eines missglückten Anpassungsversuchs ein Zustand von Leiden und Schwäche, der als Krankheit gelten muss. Zugleich aber unterscheidet sich Nervosität von allen anderen Krankheiten durch ihren seelischen Hintergrund, der ihr eine tiefere Bedeutung verleiht, weit hinaus über die äusserlich erkennbare Störung. Für den nervösen Menschen selbst heisst das, dass er sich von seinen Hemmungen von innen heraus, allein oder mit Unterstützung eines anderen befreien kann. Wenn das gelingt, dann ist für ihn Nervosität keine Minderung, weil in den nervösen Symptomen wie in den Uebersteigerungen des nervösen Charakters lebendige Kraft steckt, die, befreit, grössere Leistungen ermöglicht, als sie der Durchschnitt erreicht. Ebenso aber, wie sie eine Aufgabe für den nervösen Menschen selbst bedeutet, ebenso ist Nervosität zugleich sinnbildlich für die anderen, weil der innere Widerspruch, an dem er leidet, ein allgemein menschlicher ist. Darum kann jeder aus den Fehlern des Nervösen lernen, der die Einheit der Persönlichkeit auf einem falschen Wege zu erzwingen sucht; durch Uebersteigerung der einen ihm allein bewussten Aussenseite seines Wesens, und durch Verdrängung der anderen, durch Verleugnung seines zweiten, ihm unbewussten Ichs. So ist Nervosität im allgemeinsten Sinn übersteigerte und dadurch verkleinerte Menschlichkeit, und ihr seelischer Hintergrund geht uns alle an.

Buchbesprechungen.

R. v. Krafft-Ebing. Psychpathia sexualis mit besonderer Berücksichtigung der konträren Sexualempfindung. Eine medizinisch-gerichtliche Studie für Aerzte und Juristen. 16. und 17. vollständig umgearbeitete Auflage von **Albert Moll**, Geh. Sanitätsrat in Berlin. 1924. Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart. 832 Seiten.

M. stand vor der Wahl, die Psychopathia sexualis ganz umzuarbeiten, oder zu lassen, wie sie war. Wollte er das Werk dem heutigen Stande der Wissenschaft anpassen, so mussten alle anderen Rücksichten schweigen, und wie die Lektüre des Buches ergibt, hat M. richtig gewählt, indem er das Buch so umarbeitete, dass auch die Forschungen der neuesten Zeit und die Erfahrungen, namentlich die forensischen, volle Berücksichtigung fanden. Natürlich führte das zu einer erheblichen Umfangserweiterung des Werkes, dessen Inhalt sich auf über 800 Seiten erstreckt. Um es übersichtlich zu halten, musste eine Neueinteilung der Kapitel vorgenommen werden, und es ist M. gelungen, die Lektüre des Buches, welche leicht ermüden und einförmig werden konnte, interessant zu gestalten. Im einzelnen hat die Erbforschung weitgehendste Berücksichtigung gefunden. Ich möchte ganz besonders hinweisen, auf einen Satz, wo es heisst: „Jedenfalls werden wir gut tun, nicht alle, gewissermassen den primären Sitz

aller sexuellen und der damit zusammenhängenden Vorgänge in ein einziges peripheres Organ, wie es die Pubertätsdrüse ist, zu verlegen;" das muss man heute besonders unterstreichen. Bei der Umbenennung wird besonders interessieren, dass als primärer Geschlechtscharakter nur die sog. Pubertätsdrüse zu bezeichnen ist, und die Fortpflanzungsdrüse schon zum sekundären gehört. Das Verständnis wird gefördert durch die Einteilung der Perversionen, welche auch dem praktischen Bedürfnis gerecht wird, und im ganzen befriedigt. Die Frage wird sich ja aufwerfen lassen, ob eine Einteilung an der nichts auszusetzen ist, überhaupt findbar ist.

Die Besprechung der Hypaesthesia und Hyperaesthesia sexualis wird manchem Arzt erwünschte Aufklärung bringen und ihm vielleicht den einen oder anderen Fall seiner Praxis weniger rätselhaft erscheinen lassen. Ref. sieht dabei sich zu der Frage veranlasst, warum Fall 39 nicht zur Gerontophilie gerechnet wird. Allgemein für die Perversionen ist festzuhalten, dass neben der physiologischen Grundlage doch eine gewisse Entartung der Individuen vorhanden ist und ein ursächliches Kindheitserlebnis nicht zu fehlen pflegt. Der allgemeinen Annahme, dass Sadismus beim Weibe seltener sei, entspricht den Erfahrungen M.'s nicht. Nur hat er beim Weibe aus bestimmten psychosexuellen Gründen nicht die gleiche Bedeutung, wie beim Manne. Es kann natürlich nicht Aufgabe des Referats sein, jedes Kapitel des Buches kritisch zu würdigen, es können nur Stichproben aus dem reichen Inhalt gegeben werden, es sei vor allem auf die von M. ausserordentlich vermehrte Kasuistik hingewiesen, die sich auf alle Gebiete erstreckt.

Diese gibt auch wichtige Fingerzeige über die Frage der Hörigkeit, die beim weiblichen Geschlecht häufiger sein soll als beim männlichen.

Der Exhibitionismus hat eine eingehende Bearbeitung gefunden. Aber der vielerfahrene Autor wird dem Ref. erlauben, dass er in manchen von den Meinungen abweicht, so darin, dass er sich nicht entschliessen kann, die „Frottörs" den Exhibitionisten zuzurechnen. Die Gründe, weswegen der Exhibitionismus bei Frauen seltener ist, werden später von M. angegeben, sie sind auf psychosexuellem Gebiet zu suchen. Eine der Wurzeln des Exhibitionismus ist entschieden die Zeigesucht. Ref. hält sie sogar für eine sehr wichtige und bedeutsame.

Die Homosexualität nimmt selbstverständlich einen sehr breiten Raum ein, M. wird der Frage menschlich und wissenschaftlich gerecht und ich möchte einen Satz unterstreichen, „dass man kaum jemals berechtigt ist, einem Homosexuellen zu sagen, dass er ausschliesslich homosexuell ist". Wichtig ist das im Hinblick auf die Richtung, die von einer Behandlung der Homosexualität nichts wissen will.

Verbindungen mit Perversitäten sind zahlreich. Vielen unbekannt sind die Bilder des Narzissmus, von dem ein Schulbeispiel gegeben wird, während das im Kapitel XVIII erörterte, noch umstrittene Dinge darstellt, in welche systematische Klarheit zu bringen nicht leicht sein dürfte. Gegen den Uebereifer bei bedeutenden Männern gleich femininen Einschlag oder Homosexualität festzustellen, wendet sich M. mit Recht.

Den Begriff der Pädophilie fasst M. weiter als Krafft-Ebing. Die Besprechungen über die Entstehung der Homosexualität verdienen grösste Beachtung. Diese bringen nicht nur Klarheit über die verschiedenen Fragen der angeborenen und erworbenen Homosexualität, sondern über die Beziehungen der psychologischen und biologischen Tatsachen, zu denen der Entwicklung sexueller Abartungen.

Hier sehe ich den Hauptwert des Werkes, nämlich den Versuch einer Grundlegung dieser Wissenschaft auf dem Boden der Psychologie und Biologie, eine Heraushebung aus dem rein deskriptiven Verfahren. Die Schwierigkeiten der Diagnose werden dargestellt und darauf hingewiesen, dass sie in forensicher und therapeutischer Beziehung, nicht so selten aber auch in sozialer und wirtschaftlicher Beziehung von äusserster Wichtigkeit ist. M. mahnt mit Recht zur Vorsicht bei der Ausstellung von Gutachten.

Bei den von M. geäusserten Anschauungen ist es ohne weiteres klar, dass er eine wirksame Therapie anerkennt, und seine Assoziationstherapie ist nicht nur interessant, sondern, wie Ref. aus eigenen Erfahrungen bestätigen kann, nicht selten von Nutzen; damit ist auch über die Prognose das nötige gesagt.

Das Schlusskapitel beschäftigt sich mit den forensischen Fragen. Hier wird über die Beurteilung aus reichster Erfahrung erschöpfende Auskunft gegeben. Wer von den Aerzten in die Lage kommt, sich vor Gericht über Sexualverbrechen gutachtlich zu äussern, wird gut tun, sich in dem Kapitel mit der Materie und der Literatur vertraut zu machen.

Georg Flatau, Berlin.

Albert Moll. Der Hypnotismus mit Einschluss der Psychotherapie und der Hauptpunkte des Okkultismus. Fünfte umgearbeitete und verstärkte Auflage; Fischer's medizinische Buchhandlung, H. Kornfeld, Berlin, 1924, 744 S.

Zweifellos ist das Interesse am Hypnotismus zur Zeit lebhaft und noch im Steigen; M.'s bekanntes Buch erscheint daher in seiner neuen Auflage zur rechten Zeit. Die ausgedehnte, geschichtliche Einleitung ist von besonderem Werte, sie ist für das Verständnis des Hypnotismus gradezu unerlässlich. Sie ist auch für den, der sich praktisch nicht mit dem Hypnotismus befassen will, interessant und wertvoll. Die Darstellung der hypnotischen und posthypnotischen Phänomene ist ausführlich und lückenlos. Auch die Ausführungen über die Technik des Hypnotismus sind so gehalten, dass sie dem Praktiker ermöglichen, sich nach dieser Anleitung selbst zu betätigen. Mit Recht werden die Ansichten Hirschlaffs über die Beziehungen zwischen Hysterie und Hypnose zurückgewiesen. In der Einleitung der Hypnosegrade und deren Charakterisierung schliesst sich M. den Ansichten Dessoirs an. M. hat sich mit Erfolg bemüht, den Begriff der Suggestion so zu umschreiben, dass er nicht verwässert ist, sondern den Bedürfnissen des Forschers genügt. Die Angabe, es könne die Hornhaut durch Suggestion anästetisch gemacht werden, kann Ref. nicht zustimmen. Die Versuche mit Thea Alba hat Ref. gesehen und war nicht völlig überzeugt, dass es sich um psychische Simultanleistungen handele.

Die Erklärung der Hypnose und der hypnotischen Phänomene im Sinne M.'s dürfte z. Z. die einzig befriedigende sein und jeder Kritik standhalten. Der Psychotherapie im Wachzustande wird M. durchaus gerecht, und er gibt aus überaus reicher Erfahrung Hinweise und Winke, die für den praktischen Arzt von grösstem Werte sind.

Wer sich aus wissenschaftlichen Gründen, oder aus praktischen Gesichtspunkten mit der forensischen Bedeutung der Hypnose zu beschäftigen hat, wird bei M. jede Möglichkeit berücksichtigt finden und aus den vielen Berichten aus der Praxis des Verf. sich Aufklärung für rätselhafte und dunkle Fälle holen. Wertvolle Ergänzung auch in dieser Hinsicht geben die Erörterungen: Psychologisches, Beziehungen des Hypnotismus zur Kunst, Hellsehen, Magnetismus. Schliesslich das Kapitel: Okkultismus; Ref. gesteht, dass er dieses mit Spannung erwartet und gelesen hat. Manches aus den früheren Kapiteln wird notwendigerweise wiederholt. Indessen ich halte eine so zusammenfassende und, wie ich gleich sagen möchte, gesund kritische Darstellung des Gegenstandes schlechterdings für eine Notwendigkeit in einer Zeit, in der auch in der Aerzteschaft sich ein Hang zum Mystischen breit macht und auch sonst kritische Köpfe völlig hilflos werden, sobald sie sich geschickt aufgemachten „Phänomenen" gegenübersehen, und ihnen Versuche unter scheinbarer wissenschaftlicher Kontrolle vorgeführt werden. M. rechnet hier mit seinen Gegnern ab, scharf, aber Ref. glaubt, dass hier Schärfe am Platze ist, man hat durchaus den Eindruck, dass M. dem Prinzip der vorurteilslosen wissenschaftlichen Beurteilung und Kritik treu geblieben ist.

Ich möchte die Besprechung nicht schliessen, ohne darauf hinzuweisen, dass auch in der Kritik der Freudschen Lehre der wissenschaftliche Standpunkt vornehm gewahrt wird. Es ist dem Verf. durchaus gelungen, sein interessantes und für den behandelten Gegenstand schlechterdings wichtigstes Buch in jeder Hinsicht auf der Höhe moderner Forschung zu halten.

Georg Flatau, Berlin.

Wilhelm Liepmann. Gynäkologische Psycho-Therapie. Urban und Schwarzenberg, Berlin und Wien, 1924, 208 S.

Der Titel des Buches scheint mir dem Inhalt nicht zu entsprechen. Von den zehn Vorlesungen, die es enthält, ist in Wirklichkeit nur eine der Psychotherapie gewidmet. Die neun anderen sind nicht nur anders überschrieben,

sondern haben auch tatsächlich einen anderen Inhalt. Von den 202 Seiten gehören nur 15 der Psychotherapie, wenn auch gelegentlich sonst die Psychotherapie erwähnt ist. Das Buch ist zu „modern" gehalten, indem der Verfasser nur eine engbegrenzte Gruppe von Arbeiten benutzt, ausser Freud etwa noch K. F. Friedländer, Kretschmer, Kronfeld und einige andere. Wer über gynäkologische Psychotherapie schreibt, darf Liébeault unter keinen Umständen fortlassen. Man lese nur dieses Mannes Werk über den Schlaf aus dem Jahre 1866. Aber auch andere Begründer und Anhänger der Nanziger Schule durften nicht unerwähnt bleiben, z. B. Bernheim, Wetterstrand usw.

Nachdem ich dies vorausgeschickt habe, bemerke ich, dass das Werk einen grossen Fortschritt gegenüber der Psychologie der Frau von L. bedeutet. Das Buch ist aber nicht nur ein wissenschaftlicher Fortschritt, sondern auch von bedeutendem Inhalt für den Psychologen und den Arzt. Grundlegende Fragen werden von L. mit Sachkenntnis und übersichtlich behandelt. Ganz ausgezeichnet geschrieben ist das 5. Kapitel: Die Geschlechtspsychologie. Das Gesetz vom dreifachen Grunde, sowie das folgende über die Wirkung dieses Gesetzes auf die Frau. Drei Elementarvorgänge werden geschieden: die Aktivität der männlichen und die motorische Passivität der weiblichen Keimzellen, der Vorgang der Befruchtung selbst und der Pansexualismus der Frau. Weshalb L. an dieser Stelle nicht die Periodizität des Frauenlebens, die doch eng an die Genitalorgane geknüpft ist, ebenfalls als besonderes „Gesetz" aufstellt, ist mir nicht klar. Die Vulnerabilität der Frau wird in einer gedrängten, aber übersichtlichen Weise gezeigt. Die Verwundbarkeit der Frau durch Verletzung des Hymens, durch Berstung des Follikels und die eigentlichen Menstruationsvorgänge. Wer sich über diese und ähnliche Fragen unterrichten will, wird in dem Werke seine Befriedigung finden. Die Kunstbeilagen, die sonstigen Abbildungen und die ganze Ausstattung machen das Buch ausserdem zu einem von jenen, die des Lesers und Besitzers ästhetisches Interesse gleichzeitig mit dem geistigen befriedigen.

Albert Moll.

Richard Baerwald. Das weibliche Seelenleben und die Frage seiner Gleichwertigkeit. Felsenverlag, Buchenbach, Baden, 1923, 202 S.

Eine fein empfindende psychologische Studie gibt uns B. und gleichzeitig dem Praktiker bedeutungsvolle Winke. Kritik des bisher Gebotenen mit vielen eigenen Gedanken, die auf guter Beobachtung beruhen, finden wir in der leicht verständlich geschriebenen Arbeit. Die Gleichwertigkeit der Geschlechter, die besonderen Eigentümlichkeiten der Frau (Reizempfänglichkeit, Gefühlsreichtum, Konservativismus, Suggestibilität und Anlehnungsbedürfnis, Passivität und Geduld, Geselligkeitsneigung, Intuition) werden neben anderen Fragen behandelt. Mit Recht erklärt B., wenn auch etwas übertreibend, im Kapitel über das Frauenstimmrecht, dass alle spezifischen Frauen- und Kinderinteressen bisher vernachlässigt wurden. Er führt das darauf zurück, dass die, die dies am meisten anging, mundtot gemacht waren. Natürlich braucht man B. deshalb nicht beizustimmen in seiner Billigung des Frauenstimmrechts. Aber auch dessen Gegner kann nicht leugnen, dass die Frau durch die Gesetzgebung so schlecht gestellt ist, dass man das Aufbäumen dagegen begreifen muss. Ob die Männer, ohne von den Frauen aufgerüttelt zu sein, jemals ihnen die Rechte gewähren würden, die ihnen zukommen, kann man allerdings bezweifeln, vielleicht auch bedauern, dass das Frauenstimmrecht als Notwendigkeit erschien. Allerdings kann man sich dem Eindruck nicht entziehen, dass, obwohl Frauen jetzt in den Parlamenten usw. sitzen, sie in Deutschland wenigstens bisher in den die Frauen speziell angehenden Fragen herzlich wenig geleistet, und dass ausserhalb der Parlamente die Frauen nach dieser Richtung weit mehr getan haben. B. betrachtet die Frauenseele nicht wie Mediziner vom biologischen Standpunkt, sondern von den Tatsachen ausgehend, würdigt er sie psychologisch. S. 141 wendet er sich gegen Liepmann, der den merkwürdigen Gegensatz zwischen hoher musikalischer Genussfähigkeit und geringer musikalischer Produktivität der Frauen biologisch erklären will. In der Tierwelt seien die Männer die Musikanten, um die Weibchen anzulocken. Die Tenorliebe der jungen Mädchen zeige, dass die Musik ihre alte Werberolle noch nicht verloren habe. Demgegenüber sagt B., dass gerade in der menschlichen Gesellschaft die Rolle der Geschlechter seit Jahrtausenden umgekehrt sei,

die Frauen seien es hier, die die Musik zur Werbung benutzen, sie müssten doch also das Musizieren endlich gelernt haben. Damit will er aber nicht das Weib als schaffende Künstlerin grundsätzlich ablehnen, im Gegenteil, er sagt, auf dem Gebiete des Romans hätte sie sich bedeutend gezeigt. Zusammenfassend sagt er, man könne nicht von einer Minderleistung der Frauen in der Kunst reden, sondern nur von einer anders lokalisierten Leistung. Allerdings fügt er hinzu, dass viele Frauen, die Bedeutendes in der Kunst geleistet haben, auffallend viel Männliches haben, und dass sich hier ein grosser Prozentsatz von Mannweibern finde. Man käme deshalb wohl doch zu dem Schluss, dass nur dem männlichen Prinzip Genialität und Initiative eigen sei.

Albert Moll.

H. Wega. Die Unerlösten. Ein Buch von Frauenleid und -glück. Mit einer Vorrede von Geheimrat Dr. Albert Moll. Verlag „Es werde Licht", Berlin, 144 S.

Das Thema des Vortrages, den Frau W. in der Psychologischen Gesellschaft über „Die sexuelle Not der Frauen" hielt, wird in diesem lebendig geschriebenen und von reicher Erfahrung zeugenden Büchlein breiter ausgeführt. Die Frauenemanzipation, die dem Weibe zahlreiche Männerberufe zugänglich machte, hat es, wie Verf. darlegt, wohl wirtschaftlich unabhängig, aber nicht glücklicher gemacht, also ihre Aufgabe nicht gelöst. Glücklich kann das Weib nur innerhalb seines natürlichen, seiner Begabung und Neigung angepassten Berufes als Gattin und Mutter werden. Wer diesen verleumdet und das Weib beruflich vermännlichen, in einen Rivalitätsstreit mit dem Mann führen will, treibt die Frauen nur auf einen Irrweg. Erlösen kann man sie nur, wenn man sie Mutter und Gattin bleiben, aber auf diesen ihren wahren Beruf stolz sein lässt, wenn man ihre „Geschlechtswürde" entwickelt. Ein enges Solidaritätsgefühl der Frauen wäre dazu nötig, aber an dem gebricht es völlig. „Wenn alle Mädchen sich zusammentun und die Ehe mit einem Mann, der seine Gesundheit und beste Lebenskraft schon vergeudet hat, ablehnen würden, es müsste erziehlich auf die Männerwelt wirken.... Herrschen in einer Theatergesellschaft unmoralische Zustände, so dass die anständige Weiblichkeit sich dagegen wehrt, wird sie entlassen und ohne Schwierigkeit durch Kolleginnen mit weniger moralischen Bedenken ersetzt. Behandelt ein Mann seine Frau schlecht und treibt sie dadurch aus dem Haus oder zum Selbstmord, so hat er morgen eine andere. Die Geschlechtswürde verlangt gegen solche Zustände eine Art Frauenstreik; sie würde andererseits eine Betonung vorehelicher Keuschheit, eine schärfere Abweisung des verantwortungslos werbenden Mannes fordern."

Die Kritik der Frauenemanzipation in obigen Darlegungen wird man vielfach berechtigt finden; wo dagegen das Buch Positives geben will, löst es trotz ausgezeichneter Einzelausführungen sein Problem nicht. Die Wirkung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, dass viele Männer kein zur Heirat ausreichendes Einkommen erreichen und obendrein die Lebensansprüche sich steigern, so dass viele Frauen ihren natürlichen Beruf verfehlen, kann man durch keinen Zusammenschluss der Frauen und keine Geschlechtswürde aufheben; nur neue Wirtschaftsformen oder neue Modifikationen im Verkehr der Geschlechter können hier Wandel schaffen.

Dr. Richard Baerwald-Halensee.

Oswald Bumke. Psychologische Vorlesungen. Verlag von J. F. Bergmann, München, 1923, 168 S.

B. tritt in dem vorliegenden Werke als Gegner der Assoziationspsychologie auf. Mit der physiologischen Richtung sei auch die Assoziationspsychologie zusammengebrochen. Schon Wundts Aufstellung der Apperzeptionslehre zeige, dass man mit der blossen Assoziation nicht auskomme. Wer mit seelischen Elementen arbeitet, muss eine wirkliche Seele einführen, und diese habe Wundt Apperzeption genannt. B. erkennt die Wichtigkeit der Selbstbeobachtung an, ohne sie mit Rücksicht auf die ihr anhaftenden schweren Fehler zu überschätzen. Man wird B. wohl auch beistimmen müssen, wenn er als einer Hauptquelle der Psychologie aus dem täglichen Leben schöpfen will, und die Bedeutung der Psychologie der Dichter, Geschichtsschreiber, der Diplomaten, Seelsorger und Aerzte für eine wahre Psychologie hervorhebt. „Kein Zweifel, dass jeder wahre Dichter die Psychologie mehr fördert als 100 Gelehrte und 1000 Labo-

ratorien. Die vielen Weisheiten, die uns Dichter wie Goethe und Shakespeare, Geschichtsschreiber (Mommsen), Politiker (Bismarck) geboten hätten, seien so gross, dass man an ihnen unmöglich vorüber gehen dürfe." B. wendet sich auch gegen die falsche Stellungnahme in Pathographien. Hier sei oft als pathologisch beschrieben, was in Wirklichkeit nur ungewöhnlich oder unbekannt, aber jedenfalls noch normal sei. Er nimmt Stellung zur Frage von Körper und Geist. Die Annahme, dass allem seelischen Geschehen ein physischer Vorgang im Gehirn entspreche, sei nur eine Arbeitshypothese der Physiologie. Er schliesst sich den vielen an, die den Zusammenhang von Körper und Geist als ein ungelöstes Rätsel betrachten. Schon die Lokalisationslehre sei derartig zusammengeschrumpft, obwohl man von ihr seinerzeit gerade für das Seelenleben sehr viel erwartete.

Eingehend bespricht er an verschiedenen Stellen das Unterbewusstsein. Seite 156 ff. nimmt B. zu Freud Stellung: Gedanken, die nur flüchtig durch das Bewusstsein gegangen waren, und die eine klare Formulierung, geschweige denn eine logische Begründung dabei gar nicht erfahren hatten, können die stärksten Wirkungen hinterlassen, wenn sie nur hinreichend gefühlsbetont waren. Aber gemacht mussten sie sein. Hier sei der Unterschied zwischen ihm, B. und Freud. Während bei B. vieles noch innerhalb des Bewusstseins abspielte, wenn auch nur an der Peripherie des Gesichtsfeldes, soll es nach andern gar nicht mehr bewusst sein. An eine absolute Bewusstlosigkeit psychischer Vorgänge glaubt B. ebensowenig wie Bleuler. Hier sind aber, glaube ich, zwei Dinge vollkommen miteinander verwechselt. Man kann B. beistimmen, dass alle psychischen Vorgänge einmal bewusst *waren*. Ob sie aber nicht doch vollkommen unterbewusst nachwirken können, das ist die Kernfrage. Das erstere kann man zugeben, ohne das zweite zu bestreiten.

Eine kleine Berichtigung sei mir gestattet. S. 138 kommt B. auf den Klugen Hans zu sprechen. Der Kluge Hans war ein Pferd, das ein Tierdresseur (v. *Osten*) angeblich so weit gebracht hatte, dass es rechnen konnte, dass es sein eigenes Alter, das Alter seines Herrn und vieles andere zu behalten und auf Fragen anzugeben vermochte. „... Die völlige Aufklärung dieser Vorgänge verdanken wir dem Psychologen Stumpf und insbesondere seinem Schüler Pfungst." Ganz so liegt die Sache nicht. Keiner hat mehr zur Verdunkelung des Tatsachenbestandes beigetragen als Stumpf. Die chronologische Reihenfolge war folgende:

Am 3. September erschien ein Artikel von Stumpf im „Tag" mit der Aufforderung, eine Kommission zu bilden, die über das Vorhandensein von Hilfen, aber auch von unwillkürlichen Zeichen urteilen solle. Die Kommission wird gebildet und von Stumpf geleitet. Am 13. September 1904 Veröffentlichung der von Stumpf geleiteten Kommission, dass Tricks ausgeschlossen seien, aber auch unwillkürliche Zeichen gegenwärtig bekannter Art. Am 20. Oktober 1904 teilte ich[1]) in der Psychologischen Gesellschaft mit, dass die von Stumpf geleitete Kommission unzureichende Versuchsanordnungen getroffen hätte, und wies auf die Möglichkeit hin, dass durch Zeichen das Pferd geleitet würde. Am 9. Dezember 1904 teilte dann Stumpf mit, dass in der Tat Zeichen gegeben würden. Er *verschwieg* dabei, dass er früher das Gegenteil gesagt hatte, und auch dass ich öffentlich und auch in einer Besprechung mit ihm auf die unwillkürlichen Zeichen hingewiesen hatte. Das ausführliche Buch von Pfungst erschien 1907.

Schon die obigen Daten ergeben, dass erstens *Stumpf* zur Aufklärung herzlich wenig beigetragen hat, und dass er zweitens meine Mitteilung in der Psychologischen Gesellschaft, obwohl sie ihm bekannt sein musste, verschwieg. Sollte wirklich Herrn Stumpf das Gedächtnis im Stich gelassen haben?

Albert **Moll.**

Alfred Adler. *Praxis und Theorie der Individualpsychologie.* Verlag von J. F. Bergmann, München, 1924. Zweite Auflage.

Alfred A. ist aus Freuds Schule hervorgegangen. Er ist jedoch nicht bei Freud stehen geblieben, hat auch die einseitige sexuelle Einstellung von Freud

---

[1]) Vergleiche November- und Dezembernummern der **Zeitschrift für Pädagogische** Psychologie 1904.

nicht übernommen. Er hat vielmehr einen eigenen Standpunkt zur Psychologie eingenommen, den er theoretisch und praktisch vertritt, theoretisch für die Wissenschaft und praktisch für die Therapie. Er nennt diese Wissenschaft Individualpsychologie. Der Ausdruck ist willkürlich und besagt durchaus nicht das, was A. damit meint. Er meint folgendes: Dass die Individualpsychologie eine Verteilung der Menschenkenntnis erstrebe, die nur aus dem Verständnis der Stellung des Individuums zu einer sozial bestimmten Aufgabe zu holen ist. Obwohl also in dem Wort Individualpsychologie gesagt ist, dass die soziale Aufgabe ein Hauptpunkt sei, so wollen wir doch an dieser Stelle über den Ausdruck nicht mäkeln. Im weiteren Verlauf kann man bei A. eine gewisse Einseitigkeit nicht in Abrede stellen. Wie Freud das Sexuelle und Infantile besonders betont, so sucht A. fast alles aus dem Kampfe des Individuums mit den sozialen Aufgaben zu erklären, z. B. Neurosen. Er geht dabei von der Ansicht aus, dass die häufige Minderwertigkeit von Organen, z. B. der Sinnesorgane, des Ernährungstraktus, des Atmungsapparates, des Genitalapparates, der Zirkulationsorgane, des Nervensystems, an der Entstehung vieler Erkrankungen schuld sei und auf besonderem Wege viele Krankheiten erzeuge. Der Kranke suche die Aeusserungen seiner Minderwertigkeit zu überwinden, das gelinge ihm oft nicht, und so entwickeln sich die krankhaften Funktionsanomalien. Dass das so allgemein gültig ist, wie A. annimmt, möchte ich bezweifeln; und ob die von ihm empfohlene, auf seine Auffassung gestützte Therapie so häufig ausschlaggebend ist, ebenfalls. Die individualpsychologische Methode hat ihre strengen Indikationen und verlangt „eine genaue Abgrenzung ihres Arbeitsgebietes". Auch die Psychose sei von der individualpsychologischen Behandlung nicht ausgeschlossen, ebensowenig wie die Neurose. Eines seiner Kapitel ist der psychischen Behandlung der Trigeminusneuralgie gewidmet. Nachdem er eine lange, zum grossen Teil mit der Behandlung der Neuralgie nicht zusammenhängende Einleitung gebracht hat, kommt er auf diese zu sprechen. Er behauptet, dass sich mancher an Trigeminusneuralgie Leidende von jeder Gesellschaft abzuschliessen sucht, unter Berufung auf die Schmerzen. Keiner leugnet, dass er auch, abgesehen von den Schmerzen, Schwierigkeiten im gesellschaftlichen Leben hat. Der Erkrankung an Trigeminusneuralgie waren in vielen Fällen, die A. beobachtete, andere Symptome vorausgegangen, z. B. Migräne, Uebelkeit, allgemeine rheumatische Schmerzen, Erröten und Blutwallungen gegen das Gesicht. Analyse und Vergleich der verschiedenen Trigeminusneuralgien, die er beobachtet hat, führen ihn zu folgender Auffassung: Die Trigeminusneuralgie träte regelmässig auf, wenn sich im Unbewussten der Affekt der ohnmächtigen Wut an ein Gefühl der Zurückgesunkenheit anknüpfe. Man gewinnt den Eindruck, dass A. zu viel und künstliches aus seinen Krankengeschichten herausliest. Ich kann hier nicht auf die Analyse seiner Träume eingehen, die von den sexuellen Freuds sich weit entfernen, aber durchaus deshalb nicht richtiger zu sein brauchen. Für die nervöse Schlaflosigkeit bringt er folgendes Beispiel:

„I. K. F., 16 Jahre alt, Lehrjunge, erkrankt an halluzinatorischer Verwirrtheit. Eine Beobachtung seiner Schlafstellung ergibt, dass er in sonderbar herausfordernder Haltung in Seitenlage mit verschränkten Armen schläft. Auch tagsüber treffe ich ihn öfters mit verschränkten Armen an. Der seelische Status ergibt vollständige Unzufriedenheit mit seinem Berufe. Wollte Lehrer werden oder Pilot. Auf die Frage, ob er wisse, wie er zur Gewohnheit der verschränkten Arme komme, erklärt er mit Bestimmtheit, so sei immer sein Lieblingslehrer auf- und abgegangen. Der habe ihn auch auf die Idee gebracht, Lehrer zu werden, ein Plan, den er infolge der Armut seiner Eltern wieder aufgeben musste. Seine Schlafstellung kennzeichnet demnach deutlich seinen Widerspruch zu seiner gegenwärtigen Stellung und stellt eine Imitation Napoleons dar, auf dem Umwege über die Imitation eines Lehrers von gleichem seelischen Gefüge. Die Wahnidee des jungen Kellners war, dass er zum Feldherrn gegen Russland auserkoren sei, eine Idee, der sich ein Jahr später auch andere Lehrlinge anschlossen."

A. fordert Psychiater, Psychologen und Pädagogen auf, zu versuchen, Menschen individualpsychologisch zu erfassen. Sie würden dann die Schlafstellung eines Menschen nennen können!! Ich bezweifle das gründlich und bedaure die beweislosen einseitigen Behauptungen eines so geistvollen Arztes, wie es A. ist.

Albert Moll.

Ch. de Montet. Die Grundprobleme der medizinischen Psychologie. Ernst Bircher Verlag, Berlin, 1922, 95 S.

Nachdem M. im ersten Teil die verselbständigten Erlebnisse (Traum. Lüge, Affekt, Halluzination, Schmerz usw.) besprochen hat, behandelt er im zweiten das Erfassen von Zusammenhängen.

Die Individualpsychologie (übrigens meines Erachtens nicht im Adlerschen Sinne) ist nach M. unhaltbar. „Im Gegenteil, wir müssten nach vergleichbarem Material fahnden.“ Für die medizinische Psychologie sei es notwendig, eine experimentelle Behandlung derselben zu begründen, die der experimentellen Pädagogik zur Seite stände.

Albert Moll.

Ernst Adolf Bernhard. Psychische Vorgänge betrachtet als Bewegungen. Verlag von Leonhard Simion Nachf., Berlin, 1923, 88 S.

B.'s Arbeit ist nur der Anfang eines umfangreicheren Werkes, das die Psychologie als erklärende Wissenschaft zu begründen sucht. B. geht nicht von der Beschreibung einzelner Vorgänge aus, die in ihrer Gesamtheit sehr oft als Psychologie bezeichnet werden. Er will vielmehr, von dem Mechanismus ausgehend, selbst die Vorgänge erklären. Es handelt sich dabei um die Einführung der Energetik in die Psychologie, oder vielmehr um die Begründung einer energetischen Psychologie. Der Versuch ist, wenn auch nicht ohne Vorläufer, von grossem Interesse. Freilich darf nicht verschwiegen werden, dass sie einen starren Materialismus voraussetzt. Die Worte Gefühle und Empfindungen sind nach B. lediglich Bezeichnungen für Protaplasma und Wandbewegungen bestimmter Art, d. h. Gefühle und Empfindungen sind mechanische Vorgänge. Wenn die Kennzeichen, welche die empirische Psychologie für Gefühle und Empfindungen angibt, übereinstimmen mit denjenigen Merkmalen, welche sich aus der nunmehr festzustellenden Art der Protaplasma- und Wandbewegungen ergeben, so müssen Empfindungen und Gefühle, mechanische Vorgänge eben diese Bewegungen des Protoplasmas und der Schallwand sein. Da er nun im weiteren Fortschritt seiner Arbeit die Gedanken als Zunahme der lebendigen Kraft einer Empfindung ansieht, so kommt B. zu dem Schluss, dass auch der Gedanke lediglich eine energetische Wirkung ist. Empfindungsstörung und Gedanke sind äquivalent. B. sucht durch schematische Beispiele seine Grundgedanken zu beleuchten. Er weist die Möglichkeit des Bestehens einer psychischen Energie zurück. Den Seelenbegriff will er nicht vernichten, sondern nur verändern. Die Idee von der Seele werde bleiben.

Albert Moll.

Wilhelm Strohmayer. Die Psychopathologie des Kindesalters. Verlag von J. F. Bergmann, München, 1923. Zweite, neubearbeitete Auflage, 359 S.

Grosse Erfahrung, gepaart mit Liebe zum Stoffe zeigt sich in der Arbeit von S. Nachdem er über Psychiatrie und Pädagogik Einleitendes gebracht hat, bespricht er die Nervosität, die psychopathische Konstitution, Neurasthenie und Chorea, Hysteroepilepsie und Schwachsinn, und die wichtigsten akuten Krankheiten des Kindesalters. Vom Schwachsinn trennt er noch ab das moralische Irresein. Bei den psychopathischen Konstitutionen legt er Wert auf die Periodizität, die manchen kindlichen Psychopathen anhaftet. Die gesunde Konstanz fehlt. „In den guten Zeiten leidliche Schüler, sind sie in den schlechten faul, zerstreut, vergesslich, zu dummen Streichen aufgelegt und reizbar.“ Da es sich um eine endogene Periodizität handelt, findet man keine Ursache und auch kein Mittel zur Abhilfe. Zu den psychopathischen Konstitutionen des Kindesalters rechnet S. auch die konträre Sexualempfindung, die oft bis in die früheste Kindheit zurückreicht. Er vergisst aber, hinzuzufügen, dass eine falsche Richtung des Geschlechtstriebes sehr oft auch bei normalen Kindern vorkommt und sich später ganz spontan verliert. Es wäre wünschenswert, dass der Verf. diesem Gesichtspunkt mehr Rechnung trägt, weil erfahrungsgemäss sehr viele für sexuell pervers gehalten werden, die in Wirklichkeit sich ganz normal entwickeln.

Bei der Besprechung der Symptomatologie des angeborenen Schwachsinns bringt der Verf. wertvolles Material. Aber mit Recht erklärt er, dass bei

den Intelligenzprüfungen stets auf Herkunft, Art der Schulbildung, Lebensalter, Stimmung, Befangenheit, Aufmerksamkeit und Ermüdung Rücksicht zu nehmen sei. Er hätte ruhig noch hinzufügen können, auch die augenblicklichen Affekte sind dabei zu berücksichtigen. Aber mit grosser und berechtigter Kritik bespricht er die Prüfung der Intelligenz. Leider bringt er über die so viel empfohlenen Grundlagen nach Binet und Simon, die für deutsche Verhältnisse von Bobertag verarbeitet sind, nur ein kurzes Zitat. Aber auch hier kann ihm nur beigestimmt werden, wenn er sagt, dass die Prüfungen mit den Binet-Simonschen Tests und ihre Anwendungen auf die Praxis grosse Erfahrung voraussetzen. Es gibt Aerzte, die glauben, dass das in einer Viertelstunde gelernt werden kann. Ich möchte hinzufügen, dass sich gewisse Abweichungen von den veröffentlichten Intelligenzprüfungen wohl fast jeder Untersucher selbst ausbildet, und dass viel wichtiger als eine schematische Prüfung durch einen Unerfahrenen, mag sie auch noch so lange dauern, es ist, wenn jemand auf Grund langer Erfahrung diese Untersuchung in kurzer Zeit vornimmt. Er sieht viel mehr. Es muss wie bei Pädagogen darauf hingewiesen werden, dass es feinsichtige und feinfühlige Untersucher gibt, die mit einer gewissen Schnelligkeit imstande sind, Diagnosen zu stellen. Ich hätte gewünscht, dass S.'s Buch etwas ausführlicher gewesen wäre, wobei ich bemerke, dass manches, z. B. die Chorea, vielleicht nicht in den ganzen Zusammenhang hineinpasst. Immerhin ist dies nur meine subjektive Ansicht.

Albert Moll.

Sigm. Freud. Die Traumdeutung. 7. Auflage mit Beiträgen von Otto Rank. Leipzig und Wien, Franz Deuticke, 1922, 478 S.

Die 7. Auflage F.'s ist eine Titelauflage der sechsten. F.'s Traumdeutung war zwar nicht der Ausgangspunkt der Freudschen Psychoanalyse, ist aber eine wichtige Etappe geworden. Der Verfasser glaubt, durch die Traumdeutung die pathogenetische Bedeutung des infantilen Lebens, besonders der sexuellen Erlebnisse der Kindheit, erwiesen zu haben. Die Offenheit, mit der F. seine eigene Persönlichkeit offenbart, ist fast ein wissenschaftliches Novum. Ein solcher Mut findet vielleicht nicht seinesgleichen in der Wissenschaft. Aber dieser Umstand kann von der kritischen Betrachtung nicht abhalten, und je öfter ich in dem reichhaltigen Werke gelesen habe, um so mehr kam ich zu der Meinung, dass F.'s Traumdeutung eine Irrlehre ist. Wenn auch versucht wird, F.'s Traumdeutung von den Traumbüchern zu trennen, so komme ich bei wiederholter Lektüre des Werkes nicht darüber hinweg, dass zwar in F.'s Traumlehre mehr Arbeit steckt als in den volkstümlichen Traumbüchern, dass er auch Vertiefungen gesucht hat und vieles Wissenschaftliche bringt, dass aber die Traumdeutung an sich einer vorurteilslosen Kritik nicht standhält. Das Endergebnis ist kein wissenschaftliches.

Ich will auf die vielen Termini, die F. zum Teil eingeführt hat, nicht eingehen. Aber im grossen und ganzen kommt es zunächst darauf an, dass der Analysierte Träume oder auch irgend etwas anderes mitteilt, und dass dann durch assoziative Prozesse der Weg in die Tiefe gesucht und angeblich der Ursprung des Leidens oder vielmehr das Ende der ganzen Assoziationsreihe gefunden wird. Es ist mir gänzlich unverständlich, wie Menschen, die mit der Assoziationslehre vertraut sind, von einer solchen Assoziationskette befriedigt sein können. Denn bei der Vielheit der die Assoziationen bestimmenden Faktoren fehlt schon theoretisch jeder Beweis dafür, dass man tatsächlich mit solcher rückwärtsgehenden Assoziation an den Ursprung des Leidens gelangt.

Aber auch viele sonstige Erwägungen sprechen gegen F.'s Annahme. Sein Symbolisieren und die Auslegung der Träume machen mehr den Eindruck des Phantasievollen als des exakt Wissenschaftlichen. Er kommt immer wieder bei seiner Traumdeutung auf das Sexuelle zurück. Wenn von zwei schönen Aepfeln die Rede ist, so ist dies der schöne Busen. Der Hut ist Symbol des Mannes (des männlichen Genitales). Das Ueberfahrenwerden ist das Symbol des Geschlechtsverkehrs. Gebäude, Stiegen, Schachte stellen das Genitale dar. Eine Landschaft ist das Symbol des weiblichen Genitales. Zwar behaupten F.'s Schüler, dass die sexuelle Deutung der Träume durch F. einer weiteren Auffassung der Begriffe Sexuell und Libido durch F. zuzuschreiben sei. Wenn wir aber die wirklichen Traumanalysen daraufhin betrachten, so finden wir, dass, was andere sexuell nennen, auch von F. so genannt wird.

Nun scheint er ja bei manchen Träumen nicht mehr so ausschliesslich wie früher das Sexuelle als ausschliessliche Quelle zu betrachten. Aber auch da wird man sich des Eindrucks schlecht erwehren können, dass die Traumdeutungen F.'s subjektiv und nicht überzeugend sind. Ein Beispiel: „Ich träume einmal, dass ich in der Auslage einer Buchhandlung ein neues Heft jener Sammlung sehe, die ich sonst zu kaufen pflege. Die neue Sammlung nennt sich Berühmte Redner und das Heft 1 derselben trägt den Namen Dr. Lecher. In der Analyse wird es mir unwahrscheinlich, dass mich der Ruhm Dr. Lechers, des Dauerredners der deutschen Obstruktion im Parlament, während meiner Träume beschäftigte. Der Sachverhalt ist der, dass ich vor einigen Tagen neue Patienten zur psychischen Kur aufgenommen habe und nun 10—11 Stunden täglich zu sprechen genötigt bin. Ich bin also selbst solch ein Dauerredner."

An dieser ablehnenden Kritik von F.'s Traumdeutung kann mich auch der Umstand nicht hindern, dass in dem reichhaltigen Material manche wichtige Beziehungen des Unbewussten zum Bewussten oder vielmehr des Unterbewussten zum Oberbewussten sich finden. Ja ich komme zu der Ueberzeugung, dass F. immer wieder auch die allerdings schon vorher von anderen behauptete Wichtigkeit des Unterbewussten durch viele Beispiele schärfer ins Licht gerückt hat. Ebenso dass die Bedeutung der lange unterschätzten Affekte von ihm gefördert worden ist. Wie immer man sich aber zu der F.'schen Lehre stellt, auch wer sie nur als eine kulturgeschichtliche Erscheinung der Gegenwart, als eine Sektenlehre ansieht, wird nicht umhin können, die Werke F.'s und seiner Schüler zu lesen. Und da die Traumdeutung eine ganz besonders wichtige Stelle in seiner Lehre einnimmt, wird man ihr den entsprechenden Platz zuweisen müssen.

Albert Moll.

Wilhelm Stekel. Nervöse Angstzustände und ihre Behandlung. 4. Auflage, Urban und Schwarzenberg, Berlin und Wien, 1924, 685 S.

Wilhelm S. hat sich angeblich zum Teil von Freuds Lehren losgesagt. Während aber Freud S. auf das heftigste angreift, besonders S.'s Traumdeutungen (S. 240) verwildert nennt, und auch sonst ihn nicht immer ganz sachlich behandelt, sehen wir, dass S. trotz mancher Gegnerschaft gegen Freud ihm mit grosser Achtung begegnet. Dies wird menschlich für S. einnehmen, kann aber die Stellungnahme zu ihm nicht beeinflussen, die zum grossen Teil dieselbe sein müsste, wie zu Freud. Auf das dicke Werk im einzelnen einzugehen, ist an dieser Stelle nicht möglich. Im vorletzten Abschnitt bespricht S. die Technik der Psychoanalyse. Und dieser Abschnitt ist gewissermassen die Quintessenz des Werkes. Er bespricht hier ausführlich die „Uebertragung", die er als eine der wichtigsten Entdeckungen Freuds schildert. Sie bedeutet die Tatsache, dass der analytisch behandelte Kranke seine sämtlichen Affekte auf den Arzt projiziert. Hauptsächlich sei es der Affekt der Liebe, so dass manche Psychotherapeuten irrtümlicherweise glauben, die Uebertragung sei identisch mit dem Vorgang, dass sich der Patient in seinen Arzt verliebt. Wenn S. dies als einen Irrtum hinstellt, so kann man doch nicht umhin zu erklären, dass die folgenden Ausführungen, die er über die Uebertragung gibt, diesem „Irrtum" eine starke Berechtigung geben. Sagt er doch selbst schon auf der folgenden Seite (640) von einer Patientin, bei der er die Uebertragung studieren will, sie hätte sich in ihren Arzt verliebt, sie kam aber nicht wieder, und zwar in dem unbewussten Bestreben, ihre Tugend keinen Gefahren auszusetzen. Diese und andere Auslassungen geben der (angeblich falschen) Auffassung der Uebertragung seitens anderer doch Recht. Wer sich über die Angstzustände, insbesondere aber auch über die Beziehung von Freuds Angstneurose zu anderen Nervenleiden unterrichten will, desgleichen über den Zusammenhang von Angstzuständen mit allerlei anderen Erscheinungen, wird in S.'s Buch ein grosses Material finden, das ihm allerdings nur dann nutzen kann, wenn er mit Kritik das Buch studiert. Auch wer kein Anhänger der Psychoanalyse und besonders S.'s ist, wird in dem Werke, das sich übrigens mit grösster Entschiedenheit gegen die immer mehr zunehmenden Psychoanalysen durch Laien wendet, grosses Material finden. Durch die vielen Abschweifungen bringt S. auch dem nichtorientierten Arzte vieles, was ihn über die Psychoanalyse zu belehren vermag, und zwar ganz unabhängig von dem Titel des Werkes. Wenn Freud behauptet, dass S.'s Deutungen verwildert sind, so kann ich nicht finden, dass in den Deutungen sich der Schüler vom Meister wesentlich unterscheidet.

Albert Moll.

A. Müller. Bismarck, Nietzsche, Scheffel, Mörike. A. Marcus und E. Webers Verlag, Bonn, 102 S.

M. geht von Ottomar Rosenbachs Auffassung über die Neurasthenie aus. Was deren seelische Seite betrifft, so teilte Rosenbach die Nervösen in Erschöpfte, Konstitutionell-Nervöse und Willensschwache. M. lässt absichtlich die Frage der Erblichkeit, ebenso wie Rosenbach bei dieser Auffassung zunächst unberücksichtigt. Er weist nach, dass die genannten vier Persönlichkeiten neurasthenisch waren. Er bringt bei jeder zunächst einen Bericht über den Krankheitsverlauf, dann die Beurteilung. Am ausführlichsten ist Nietzsche behandelt. M. tritt in manchen Punkten Möbius entgegen. Nietzsche, der 1844 geboren wurde und noch nicht 55 Jahre alt 1900 starb, hätte vor dem 45. Lebensjahr an einer Neurasthenie schwerster Art gelitten. Mit Schulkopfweh fing sie an. Auffallend war bei der Neurasthenie die starke Ueberempfindlichkeit gegen Witterungseinflüsse. Vor 1888 sei eine Paralyse nicht anzunehmen. Zu den Heilmitteln, die Nietzsche anwendete, gehörte auch seine Schriftstellerei. „Die Werke Nietzsches verdanken wir ärztlich gesprochen dem Bedürfnis des Neurasthenikers, sich durch Aussprechen von seinen inneren Dissonanzen zu befreien.“ Die andern Krankengeschichten sind wesentlich kürzer, aber in jeder sind lehrreiche Bemerkungen eingestreut. Er zitiert das Wort Bismarcks: „Nicht die Arbeit ist das Aufreibende, die Zweifel und Sorgen sind es und das Ehrgefühl, die Verantwortlichkeit.“ Der ständige Kampf um ein Interesse höchster Art, das mit der Arbeit verknüpft ist, hätte die Erschöpfung bei Bismarck herbeigeführt. Die Ehre des Staates, die für ihn seine Ehre war, sei der Gegenstand dieses ständigen Kampfes gewesen. Die Krankheitsgeschichte Bismarcks sei ein glänzender Beweis dafür, dass der Wille auch die schwerste Erschöpfung bei Bismarck ausgleichen, und die geistige Leistungsfähigkeit auf der höchsten Höhe erhalten kann.“ Allerdings zeigten sich dann bei Bismarck gewöhnlich starke Erschöpfungen, nachdem er solches Uebermass an Willenstätigkeit und Aufregungen geleistet hatte.

Albert Moll.

R. Baerwald. Der Mensch ist grösser als das Schicksal. J. C. Hinrichssche Buchhandlung, Leipzig, 1921, 142 S.

Ein Werk, das man allen, die unter der Not der Zeit, unter dem Zusammenbruch oder sonst schwer leiden, dringend empfehlen kann. Es handelt sich nicht um ein Buch zum einmaligen Durchlesen, sondern um eines, das immer wieder und wieder gelesen werden muss, ein Buch, das nur von einem Manne geschrieben werden konnte, der gleichzeitig streng wissenschaftlich denkt und, sittlich fühlend, selbst auf hoher Stufe steht. Es ist ein Buch für Gesunde und soll ihnen zeigen, wie man sich über die schwersten Schicksalsschläge hinausheben kann. Auch Kranke werden aber das Buch mit grossem Nutzen studieren.

Es sind viele Goldkörner in diesem Buch. Da es aber sehr knapp gehalten ist, ist es schwer, einzelne herauszunehmen. Mancher wird sich sagen: „Wenn du dich sehr unglücklich und niedergeschmettert fühlst, dann hole dir deinen Lebensmut zurück, indem du irgend einem Menschen irgend etwas Gutes erweisest! Mache deinen Kindern eine Freude, sprich ein Wort der Liebe und Zärtlichkeit zu deiner Mutter oder Gattin, schenke einem Bettler ein Almosen, usw.“ Wer diese vielen Ratschläge liest, wird sich gewiss denken, das hast du schon vorher gewusst. Aber das immer erneuerte Studium dieses Buches zeigt, dass so viele verschiedenartige Ratschläge in ihm enthalten sind, dass schwerlich jemand wird von sich sagen können, er habe sie stets alle gekannt oder gar befolgt. Ein Buch wie wenige geeignet, das Lebensglück zu heben. Für praktische Zwecke steht es meines Erachtens hoch über jenen amerikanischen Büchern über das Glücksgefühl usw., die teils zu sehr von der Religion, teils von der Theorie beeinflusst sind. Für praktische Zwecke überragt meines Erachtens das Buch von B. auch das von der sogenannten neuen Nanziger Schule, die von Coué propagiert wird. Schade, dass die schönen Gedanken von B. in weiten Kreisen des Publikums nicht bekannt sind.

Albert Moll.

Georg Flatau. Sexuelle Neurasthenie. 2. vermehrte Auflage, Berlin, Fischer Medizinische Buchhandlung, H. Kornfeld, 1923, 163 S.

In 8 Kapiteln gibt der Verf. eine Uebersicht über das gesamte Gebiet der sexuellen Neurasthenie. Er fasst sie mit vielem als eine Teilerscheinung der allgemeinen Neurasthenie auf. Man erkennt überall, nicht nur aus den mitgeteilten Fällen, den erfahrenen Arzt. In der Therapie gedenkt er besonders der Erziehung, und zwar von dem Gesichtspunkte ausgehend, dass die Behandlung der Nervenschwäche ein Vorbeugungsmittel der sexuellen Neurasthenie ist. Aus diesem Grunde wird man in der Verhütung der Neurasthenie, der Nervenschwäche im allgemeinen ein Vorbeugungsmittel der sexuellen Neurasthenie sehen. Leider hat offenbar die Raumbeschränkung den Verf. verhindert, zu der Freudschen Theorie ausführlich Stellung zu nehmen.

Er bespricht auch die sexuelle Aufklärung, und ich kann ihm nur beistimmen, dass man nicht die sexuelle Aufklärung schablonenmässig durch eine bestimmte Person machen soll, sondern dass die geeigneteste Person dafür in Frage kommt. Die Erfahrung zeigt, dass das manchmal die Mutter, manchmal der Vater, manchmal der Arzt, manchmal aber auch ein um wenige Jahre älterer Freund oder Verwandter ist. Auch darin kann ich dem Verf. beistimmen, dass die gemeinsame Erziehung von Knaben und Mädchen kaum einen Schaden bringt; hierbei nehme ich an und glaube, dass auch der Verf. dabei nur den sexuellen Schaden meint; die Frage der gemeinsamen Erziehung für Bildungszwecke scheint mir aber viel komplizierter zu sein.

Das Buch ist im wesentlichen für praktische Aerzte geschrieben. Es sei allen empfohlen, die sich in einem kurzen Buch eines sowohl als praktischer Arzt als auch als Spezialarzt gleich erfahrenen Mannes belehren wollen.

Albert Moll.

Walter v. Hauff. Sexualpsychologisches im Alten Testament, Band I, Heft 1 der Arbeiten aus dem Sexualpsychologischen Seminar von Prof. W. Liepmann, Berlin, herausgegeben von Prof. Dr. W. Liepmann und Prof. Dr. v. Hauff. A. Marcus und E. Webers Verlag, Bonn a. Rh., 1924, 60 S.

Eine auf tiefe Kenntnis der Bibel gestützte Darstellung sexueller Beziehungen und Vorgänge aus dem Alten Testament bringt der Verf. Er zeigt, indem er die vielen starken sexuellen Ausdrücke des Alten Testaments, wenn auch nur auszugsweise, bringt, was diese Ausdrücke zu bedeuten haben. Eine Hure ist das Volk nach Hosea. Als ihm sein Weib die Treue bricht, kann er doch von ihr nicht lassen. Aber jetzt wächst sich ihm sein persönliches Erlebnis zu einer allgemeinen Bedeutung aus. Er erkenne in seinem Geschick das Geschick seines Gottes. Das von Jahwe erwählte Volk sei Gott untreu geworden und laufe Baal nach, aber dennoch lasse Gott nicht von seiner Liebe zu dem Volk. Man wird die an sich nicht umfangreiche Arbeit nicht ohne tiefen Eindruck aus der Hand legen.

Albert Moll.

Hermann Muckermann S. J. Kind und Volk, Der biologische Wert der Treue zu den Lebensgesetzen beim Aufbau der Familie. 2 Teile. 208 u. 270 S. Herder & Co., G. m. b. H., Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. Br., 1921.

Das Buch ist vom katholischen Standpunkt aus geschrieben. Wer wiederholt solche Bücher vorurteilslos gelesen hat, wird, auch wenn er in kirchlichen Fragen einen anderen Standpunkt einnimmt, mit Bewunderung erkennen, mit welcher Folgerichtigkeit und gleichzeitiger Klugheit die katholische Kirche vielfach das praktische Leben zu gestalten sucht. Der erste Teil spricht über Vererbung und Auslese, wobei der Verfasser die Rassenhygiene besonders betont. Der zweite Teil behandelt die Gestaltung der Lebenslage, bei der der Verf. zwar nicht immer unmittelbar, aber doch mittelbar die Forderung, die die Religion stellt, auf die Lebensgestaltung anzuwenden sucht. Das Buch fordert eine hohe Ethik, ist aber nicht in dem Ton des Sittenapostels geschrieben; vielmehr sehen wir den Verf. überall die praktischen Verhältnisse berücksichtigen. Der Verf. spricht über die vorausschauende Auslese vor der Verlobung und kommt hierbei auch auf die Frauenberufe zu sprechen. Mit Recht erwähnt er, dass die Frauenberufe möglichst in der Richtung der mütterlichen Veranlagung, zumal im selbstlosen Opferdienst der Krankenpflege, Fürsorge und Erziehung gewählt werden sollen. Indem M. hierbei stets sachlich bleibt, wirkt sein Buch besonders eindrucksvoll, ebenso da, wo er die Rassenhygiene bespricht und

sich von extremen Forderungen fernzuhalten sucht. Andererseits scheint es mir, dass das Buch zu sehr vom Standpunkt der theoretischen Ethik, sei es der christlichen, sei es einer anderen, geschrieben ist. Es wird gewiss Forderungen aufstellen, die in Wirklichkeit schwerlich erfüllt werden können, und das wird auch dem Verf. wahrscheinlich nicht entgehen können.

Albert Moll.

L. Szondi. Schwachsinn und innere Sekretion. Abhandlungen aus dem Grenzgebiet der inneren Sekretion, Heft I. K. F. Köhler, Kommissionsbuchhandlung, Leipzig 1923, 63 S.

Der kleine Umfang der Arbeit steht im umgekehrten Verhältnis zum Inhalt. S. bringt viel aus der Literatur, aber auch aus eigenen Beobachtungen, was auf den Zusammenhang von Schwachsinn und innerer Sekretion Licht zu werfen geeignet ist. S. bringt keine ausführlichen Krankengeschichten, so dass nicht alles ohne weiteres nachprüfbar ist. Aber wenn man auch vielleicht annimmt, dass in dem einen oder andern Fall über die klinische Zugehörigkeit eines Falles zum Schwachsinn Zweifel bestehen könnten, so ist kaum anzunehmen, dass dadurch das gesamte Ergebnis beeinflusst wird. Nach einem allgemeinen Teil geht S. dazu über, den Zusammenhang von Funktionsstörungen des Blutdrüsensystems mit körperlichen Anomalien, Temperamenten, besonders aber mit dem Schwachsinn als solchem zu prüfen. Das Untersuchungsmaterial besteht aus 80 Schwachsinnigen mit gesundem Blutdrüsensystem, 33 Schwachsinnigen mit krankem Blutdrüsensystem und fast 100 Erwachsenen mit gesunder Psyche, aber mit krankem Blutdrüsensystem.

Sein eigenes Untersuchungsmaterial im Zusammenhang mit den Erfahrungen anderer führt ihn zu dem Ergebnis: „Es scheint, dass die Erkrankung des Blutdrüsensystems bloss die eine der Bedingungen des mit ihr in Koinzidenz stehenden Schwachsinns ist, nicht aber die Ursache desselben.“

Aus einer Tabelle ergibt sich, dass die gleiche Blutdrüsenkonstitution das eine Mal mit gesunder, das andere Mal mit kranker Psyche (Schwachsinn) einhergehen kann. Mehrfach war die Blutdrüsenformel so, dass eine Thymushyperplasie bestand und dass bei ihr relativ mehr Individuen mit kranker als mit gesunder Psyche vorkommen. Aber S. ist vorsichtig und schliesst daraus noch nicht, dass eine besondere Bedeutung der Thymus für die Genesung des Schwachsinns bestehe. In der Tat sind die Zahlen für einen solchen Schluss auch zu klein.

Was die gesamte Zahl betrifft, so wären nahezu 33% der Schwachsinnigen von ernster Blutdrüsenerkrankung befallen. Der Intellekt der Schwachsinnigen mit krankem Blutdrüsensystem ist minderwertiger als der der Schwachsinnigen mit gesundem Blutdrüsensystem. Sehr interessant ist ferner, dass die blutdrüsenkranken Schwachsinnigen neben ihrem allgemeinen minderwertigen Intellekt im Gebiete des Lesens bessere Leistungen zeigten als die mit gesundem Blutdrüsensystem. Und es scheint daraus zu folgen, dass bei Schwachsinnigen der ausgesprochene visuelle Typ meistens mit schweren Erkrankungen des Blutdrüsensystems in Verbindung steht. Es scheint demnach, dass die konstitutionellen Anomalien des Blutdrüsensystems die Anlage zum visuellen Typ fördern, im Vergleich zum normalen Blutdrüsensystem. Die gleiche Erkrankung des Blutdrüsensystems kann das eine Mal mit gesunder Psyche, das andere Mal mit Schwachsinn einhergehen.

Albert Moll.

Verschiedenes.

In Berlin hat sich auf Anregung des Geheimrats Dr. Albert Moll eine **Arbeitsgemeinschaft für praktische Psychologie** gebildet, die es sich zur Aufgabe setzt, führende Fachleute auf den Grenzgebieten zwischen Psychologie, Medizin, insbesondere Psychiatrie, Pädagogik, Technik, Volkswirtschaft, Rechtswissenschaft zu positiver Arbeit zu vereinen. Dadurch soll eine gegenseitige Befruchtung und Anregung der einzelnen Fachgebiete erfolgen. Neben der referierenden Behandlung von Problemen wurde bereits die experimentelle Forschungsarbeit im Institut für praktische Psychologie begonnen. Schon die Gründungsversammlung brachte im Anschluss an die Referate von Geheimrat Moll über die Beziehungen zwischen praktischer Psychologie und Medizin und von Dozent Dr. Schulte über die Tätigkeit des Psychologen auf den oben genannten Grenzgebieten eine Fülle von Anregungen. Nach Uebereinkunft wurde für die nächsten Sitzungen das Problem der Persönlichkeitstypologie gewählt, praktische Untersuchungen wurden eingeleitet über die Klärung der Schwachsinnsfrage. Anmeldungsgesuche von Mitgliedern und Gästen an Dr. Schulte, Spandau, Preussische Hochschule für Leibesübungen.

Der Verlag der Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie Ferdinand Enke, Stuttgart und der Herausgeber Geh. Sanitätsrat Dr. Albert Moll, Berlin sind übereingekommen, die Zeitschrift in anderer Form weiterzuführen. Es soll die Konzentrierung der einzelnen Arbeiten dadurch stattfinden, dass sie als gesonderte Abhandlungen erscheinen.

Der Titel des neuen Unternehmens lautet infolgedessen

„Abhandlungen auf dem Gebiete der Psychotherapie und medizinischen Psychologie“

Die einzelne Arbeit, die ein bestimmtes Gebiet behandelt, soll 4—6 Druckbogen umfassen, und es sind etwa 6 Hefte im Jahre in Aussicht genommen.

Die ersten drei Hefte werden folgende Arbeiten umfassen:

1. J. H. Schultz, „Die Schicksalsstunde der Psychotherapie“.
2. Albert Moll, „Zur Psychologie der Okkultismusgläubigen“.
3. Levy-Suhl, „Neue Ziele der psychiatrischen Forschung auf Grund völkerpsychologischer Studien“.

Es sind weiter Arbeiten aus dem Gebiete der medizinischen Psychotechnik, der Psychoanalyse und Psychosynthese, sowie allen jenen Zweigen der medizinischen Psychologie und Psychotherapie in Aussicht genommen, die sich in neuerer Zeit immer mehr entwickelt haben.

Inhalt.

Sitzungsberichte.

Buchbesprechungen.

Verschiedenes.

Adresse der Redaktion: **Dr. Albert Moll, Berlin W. 15,** Kurfürstendamm 45.

Hoffmannsche Buchdruckerei Felix Krais, Stuttgart.